Dr. W. VALLENTIN

# IN BRASILIEN









# In Brasilien







Gesamtansicht des Hafens von Rio de Janeiro.

# IN BRASILIEN

von

Dr. W. Vallentin

Mit 49 Illustrationen
nach photographischen Original-Aufnahmen



BERLIN
Hermann Paetel
1909

# Inhaltsverzeichnis

# Vorwort

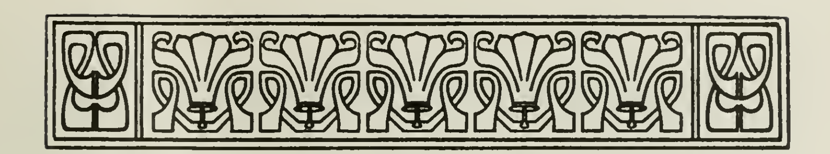
Kein umfassendes Werk über ganz Brasilien übergebe ich hiermit der Öffentlichkeit, vielmehr will ich dem deutschen Volke nur einzelne Teile dieses südamerikanischen Landes vorführen, das in seiner Flächenausdehnung zwischen Europa und Australien steht. Es sind jene Gebiete, die für deutsche Interessen, deutsche Wirtschafts- und Auswanderungspolitik zunächst in Betracht kommen und für die Expansion aller wirtschaftlichen Kräfte günstigste Gelegenheit bieten. Leider ist es Tatsache, daß die öffentliche Meinung von südamerikanischen Zuständen an total verkehrten und falschen Vorstellungen krankt, daß sie sich viel zu wenig um die wichtigeren Gebietsteile des gewaltigen Erdteils kümmert, und daß eben dieser einer erschreckenden Unkenntnis entstammende Mangel an Interesse das schwerste Hindernis deutscher Unternehmungen auf südamerikanischem Boden geworden ist. Noch manche Aufklärung muß da geleistet werden.

In vorliegender Arbeit habe ich Selbsterlebtes und Selbsterschautes auf meinen Fahrten und Ritten in Brasilien niedergeschrieben und zu einem Buche vereint, das ich dem deutschen Volke als eine leicht faßliche, allgemein verständliche Schilderung von Land und Leuten, namentlich aber von den wirtschaftspolitischen Verhältnissen dort draußen widmen möchte.

Und sollten diese meine Darstellungen auch nur etwas zur allgemeinen Aufklärung beitragen, derart, daß Vorurteile und oberflächliches Interesse für überseeische Länder schwinden und dafür ein annäherndes Verständnis für die außerordentliche Bedeutung jener südamerikanischen Landgebiete geweckt wird, dann habe ich nach meinem Empfinden nur einer Pflicht gegen mein deutsches Vaterland Genüge getan.

Berlin, Februar 1909.

Dr. W. Vallentin,
Kapitän.



## I.

## Pernambuco. Hafen und Stadt. Allgemeines. Zuckerindustrie. Zur Allerheiligenbai. Bahia. Bevölkerung, Handel und Verkehr. Tabak. Diamanten.

Plätschernd geleiten die Wellen des Tajoflusses den Dampfer hinaus in den blauen Ozean, dessen in der Nachmittagssonne glitzernde Wogen uns nun schäumend und brausend umgaben. Mehr und mehr verschwindet Europens Küste hinter uns. Seltener werden die vorüberziehenden Fahrzeuge, seltener die am Horizont hier und da auftauchenden Segel, und bald erblickt das Auge nur noch die wilde Pracht des ewig bewegten Meeres, den in majestätischer Größe sich wölbenden Himmel. Ruhe rings um uns; nur das Rauschen der Ozeanfluten, das taktmäßige Stampfen der Maschine, unter deren zwingender Macht der Schiffsrumpf leise erzitternd den Kampf mit den Elementen aufnimmt, dringt ans Ohr und wird schließlich zu einem angenehm-melodischen Gesäusel, bei dessen plötzlichem Aufhören man erstaunt emporfahren würde.

Rastlos trägt uns der Dampfer über das wogende Weltmeer. Jetzt geht es vorüber am hochragenden Pik von Teneriffa; dann, am zehnten Tage, passieren wir die Insel Fernando de Noronha, etwa vier Grad südlich vom Äquator.

„Sehen Sie nur diese komische Insel!“

Ein kleiner, gelbhäutiger Portugiese mit unstetem, stechendem Blick flüsterte mir die Worte zu.

„Ja, es ist komisch," rief er aus, als ich zustimmend mit dem Kopfe nickte. — „Hi, hi — es ist toll und wirklich komisch!" Und dabei lachte der kleine, äußerst elegant gekleidete Mann wohlgefällig vor sich hin. So etwas wie hämische Schadenfreude lag in seinen verlebten Zügen.

„So? — Warum denn komisch?" fragte ich.

„Nun, wissen Sie nicht, daß die brasilianische Regierung dort ihre politischen Verbrecher unterbringt? — Das ist sehr amüsant! Hm, hm!" — —

„So eigentümlich und grotesk," fuhr er nach langer Pause fort. — „Ja, so bizarr die Formen dieses Eilandes sind, so merkwürdig gestaltet sich dort das ganze Leben und ebenso — so sonderbar — unverständlich — ist das ganze Land mit seinen Menschen! Ja, schwerfällig und phantastisch, wie jene Profillinie dort im Zickzack. Wie wahnsinnig, abenteuerlich!" —

Geisterhaft, geheimnisvoll starrt die einsame Sträflingsinsel aus der melancholischen Öde des Ozeans empor. Und in der Tat, eigentümlich und grotesk sind die Formen dieses Eilandes. Schmal, spitz wie ein mächtiger Kirchturm, steigt an einer Stelle der nackte Felsen jäh in die Höhe, während er an einer anderen massig, wie die Ruinen einer trotzigen Burg, sich vom lichten Horizont abhebt.

„Sehen Sie nur diese Zickzacklinie! — Da mitten drin ist es fürchterlich!" kicherte der Kleine neben mir. „Ich kenne es persönlich; bin selbst dort gewesen und — und — —"

Wie mit einem Ruck brach er plötzlich ab, als ob er etwas Unbedachtes gesagt hätte, und ich schaute nur in ein verlegenes Gesicht, dessen eingefallene Wangen von Schamröte plötzlich überflutet wurden. Dann hörte ich ein leises: „Verzeihen Sie, mein Herr!" und der kleine Mann zog sich mit vollendeter Verbeugung zurück.

Wie eine wundervolle, phantastische Symphonie aber versank das Eiland langsam im Meer.

Am folgenden Morgen, als Meer und Himmel in durchsichtiger Bläue strahlten, kam Land in Sicht, das weite, unerforschte Land sehnender Phantasie. Es war die östliche Spitze des südamerikanischen Kontinents. Einem blaugrauen Streifen gleich lag es weit hinten auf dem in der goldenen Morgensonne zitternden Wasserspiegel. Wie ein Phantom schwamm es am Horizont. Immer deutlicher formte sich die flache Küste, an deren Ufersaum sich blinkend Welle auf Welle brach. Bald konnte man einzelne Palmen auf einer Anhöhe, bald einige Häuser in dem dunkeln Grün von Bäumen und Büschen unterscheiden. Das alte Olinda, die frühere Hauptstadt des Landes, lag vor uns im Morgendunst. Links davon dehnt sich eine weite Ebene, auf der hart am Meeresrand Recife (die Riffstadt) oder Pernambuco mit seinen Häusern, Schornsteinen, Türmen und Kuppeln sich erhebt, während in lichtblauer Ferne einige flache Höhenzüge und ein dunkler Wald im Horizont verdämmern.

Waren es die Palmen, war es die schäumende Brandung oder die feuchte Tropenhitze — ich wurde plötzlich an die Küste Westafrikas erinnert, und vor meinen Augen stieg ein ähnliches Bild empor, das ich einst vor vielen Jahren erblickt hatte: Monrovia und die Gegend westlich von Lagos. Und merkwürdig, je länger ich schaute, desto größer erschien mir die Übereinstimmung, die schließlich noch mehr zunahm, als das Boot der brasilianischen Zollbehörde mit seinen schwarzen und braunen Insassen zu uns herausgerudert kam.

Der Hafen Pernambucos ist von einem schmalen und langen Korallenriff umgeben, das sich an einem großen Teil der Ostküste hinzieht und das hier statt jeder künstlichen Anlage einen natürlichen Wellenbrecher bildet. Ein hoher Leuchtturm und so etwas wie eine alte Befestigung, Mauerwerk mit kleinen Öffnungen wie Schießscharten, befinden sich an der Einfahrt zum Hafen, aus dem heraus allmählich Segelboote und Jagandas zum Vorschein kommen. Die Jagandas sind

Fahrzeuge einfachster Art; sie bestehen aus mehreren zusammengebundenen Bambushölzern, ähnlich einem kleinen Floß, auf denen ein Mast mit einem meist dreieckigen Segel angebracht ist.

Schäumend und brandend brechen sich die mächtigen Wellen des Weltmeeres an dem natürlichen Schutzwall, dem Riff, bäumen und recken sich wie in Zorn und Wut hoch empor, zischen und brausen und fallen ohnmächtig gurgelnd zurück. Unerschütterlich trotzen die Felsen diesem grimmen Anprall, den Schiffen im Hafen einen sicheren Aufenthalt gewährend. Eng aneinander liegen sie hier, Dampfer und Segler aller Größen, umkreist von Hunderten von Booten, die den Verkehr mit dem Lande vermitteln. Der Hafen ist nur etwa 300 Meter breit, aber verhältnismäßig lang. Bei der geringen Entfernung vom Lande sieht man deutlich die hohen, schmalen Häuser der Geschäftsstadt und den Landungsplatz für die Ruderboote, auf dem sich eine bunte, vielköpfige Menge unter großen schattenspendenden Mangobäumen drängt.

* * *

Pernambuco selbst ist eng gebaut. Die Straßen, in denen geradezu ein charakterloser Baustil vorherrscht, sind schmal, die Häuser mehrstöckig, regellos, wie ohne Anordnung hingestellt, nach portugiesischer Art aber mit bunten, glasierten Ziegeln versehen oder mit einer grellen Farbe, rot, blau, gelb usw. angestrichen; ein Umstand, der bei dem intensiven Sonnenlicht und dem saftigen Grün des Laubwerks einen hübschen, abwechslungsreichen Anblick bietet. Eintönig wirkt eine solche Landschaft nun gerade nicht.

Lebhafter Verkehr entwickelt sich auf den Straßen und Plätzen. Hier, wo sich ein Laden an den anderen reiht, gibt's Kleider und Wäsche zu kaufen, dort Handschuhe und Hüte. Nicht weit davon befindet sich ein Barbiergeschäft; Türen und Fenster sind weit geöffnet, und man sieht, wie der braune

Lehrling soeben einen schwarzen Kunden einseift. Daneben hämmert ein Schuhmacher auf einer Stiefelsohle herum. Überall werden Gewerbe und Geschäfte sozusagen auf der Straße betrieben, ähnlich, wie im vielgepriesenen Lande Italien.

Entsprechend den schmalen Straßen sind auch die Trottoirs recht eng, notabene, wenn solche überhaupt vorhanden sind. Plaudernd und schwatzend stehen dort Männlein und Weiblein oder hasten eilenden Schrittes aneinander vorüber; Menschen von einem wunderbaren Gemisch, weiße, gelbe, braune und schwarze; Herren im schwarzen Rock und Zylinder und Neger im zerfetzten Kittel; der einfach gekleidete Bürgersmann und der Soldat in bunter Uniform, die in Farbe und Schnitt der französischen nachgebildet ist. Braune und schwarze Kinder, nackend, wie sie der Herrgott geschaffen hat, tummeln sich spielend vor den Haustüren; zerlumpte Neger und Mischlinge liegen im Schatten einer Mauer schlafend; und hier und da taucht an einem der Fenster eine schwarzäugige Vertreterin des schwachen Geschlechts auf im grellfarbigen Gewand, um gelangweilt einen Blick auf das Leben und Treiben dort draußen zu werfen.

Hochbepackte Esel und Maultiere trotten langsam mitten auf der Straße einher; schwere Lastwagen, mit mittelstarken Ochsen bespannt, die dem lauten Zuruf ihrer Treiber folgen und ihr Nahen durch ein ohrzerreißendes Glockengeläut schon von weitem ankünden, bewegen sich ächzend und knarrend fort, nicht selten den ganzen Weg durch ihre Breite versperrend. Oft erscheint es kaum möglich, daß bei dieser Enge, diesem Gewühl auch noch die Straßenbahn, von zwei kleinen, unansehnlichen Maultieren gezogen, unbehindert ihren Weg auf den Schienen verfolgen kann. Kurz, es ist ein Bild seltsamer Gegensätze, eine Mischung von Aufblühen und Verwilderung, von Emporwachsen und Verkommen. — —

Pernambuco, an der Mündung der Flüsse Capiberibe und

Biberibe gelegen, besteht aus dem eigentlichen Festlande und den Inseln San José, San Antonio und Boa Vista. Diese durch die Mündungsarme getrennten Teile sind durch große Brücken miteinander verbunden.

Der bereits erwähnte, am Hafen gelegene Stadtteil ist die eigentliche Geschäftsstadt mit den Geschäftsräumen, Läden, Kontoren, Warenhäusern und Hotels, während sich weiter davon entfernt die öffentlichen Gebäude befinden, das Zollamt, das Präsidentenhaus, das Rathaus und eine Bibliothek, das Gefängnis usw. Noch weiter landeinwärts, abseits von dem geräuschvollen Hafen, liegen die Privatwohnungen, vielfach im modernen Stil erbaut, meist mit einer Mauer oder einem hübschen Eisengitter umgeben, inmitten anmutiger Gärten, aus deren verschiedenartigem Laubwerk Bananen und schlanke Palmen sich malerisch abheben. Überhaupt bietet die Landschaft hier mit ihrer reichen Tropenvegetation und Farbenfülle reizende Szenerien, die für den Pinsel eines Malers wie geschaffen sind.

Die Einwohnerzahl der Stadt beläuft sich auf etwa 250 000. Vorherrschend sind das schwarze Element und die Mischrasse in ihren vielfachen Schattierungen; die weiße Bevölkerung tritt hier wie im gesamten Nordbrasilien sehr zurück. — —

Bei dieser Gelegenheit möchte ich, um den landläufigen, meist verkehrten Vorstellungen von den Größenverhältnissen einigermaßen den Boden zu entziehen, erwähnen, daß Brasilien oder die „Vereinigten Staaten von Brasilien“ — es sind deren 20 und die zwei Federaldistrikte Rio de Janeiro und das Acre-Gebiet — in ihrer Riesenausdehnung etwa die Hälfte der Gesamtoberfläche des südamerikanischen Kontinents umfassen. Der Flächeninhalt der gewaltigen Republik beläuft sich auf 8 337 000 qkm, so daß Brasilien in seiner Größe also zwischen Europa und Australien steht. Auf dieser ungeheuren Fläche leben indessen nur 21 278 Millionen Einwohner; davon

sind etwa 350 000 Deutsche und Deutschsprechende.*) Auf 10 qkm kommen also nur 25 Menschen, dagegen in Deutschland 1040. — An Bahnverbindungen besitzt das große Reich nur 17 600 km Länge; eine äußerst geringe Zahl im Verhältnis zur ungeheuren Ausdehnung des Landes. — —

Der Staat Pernambuco besitzt eine Flächenausdehnung von 128 395 qkm, ist demnach größer als Süddeutschland, das (mit Bayern, Sachsen, Württemberg und Baden) nur 125 450 qkm aufweist. Dagegen ist dieses Land nur von etwa 1 030 000 Menschen bewohnt, hat also kaum so viel Bewohner wie das kleine Großherzogtum Hessen. —

Wenn man nun auch den Eindruck empfängt, daß die Regsamkeit der Bevölkerung in Handel und Gewerbe sich als ganz bedeutend offenbart, so muß man doch wieder eingestehen, daß trotz der alten Kultur der Portugiesen oder vielmehr gerade wegen derselben das Land arg vernachlässigt ist. Indessen liegt dies in der Geschichte Brasiliens begründet. Man darf nicht vergessen, daß Brasilien jahrhundertelang in starrer Abhängigkeit von seinem Mutterlande Portugal gehalten worden ist und so in seiner inneren wie äußeren Entwicklung künstlich gehemmt wurde; auch dort ist die Geschichte des Landes mit Blut und Tränen geschrieben. Portugal wollte eben die Schätze und Reichtümer der Kolonie nur für sich

---

*) Vergl. Dr. W. Vallentin. Das Deutschtum in Südamerika. Berlin, Herm. Paetel, 1908.

Dr. W. Vallentin. Paraguay, das Land der Guaranis. Berlin, Herm. Paetel, 1907.

Dr. W. Vallentin. Chubut. Im Sattel durch Kordillere und Pampa Mittelpatagoniens (Argentinien). Berlin, Herm. Paetel, 1906.

Dr. W. Vallentin. Ein unerschlossenes Kulturland. Nëuquén und Rio Negro. Berlin, Herm. Paetel, 1907.

Dr. W. Vallentin. Argentinien und seine wirtschaftliche Bedeutung für Deutschland. Berlin, Herm. Paetel, 1907.

Dr. W. Vallentin. Streifzüge durch Pampa und Kordillere Argentiniens. Berlin, Herm. Paetel, 1908.

allein haben, und so ist es denn gekommen, daß Brasilien erst sehr spät eine Rolle im Weltverkehr spielen konnte.

Pernambuco ist hinsichtlich der Ausfuhr von Zucker von Wichtigkeit, da gerade das nächstgelegene Hinterland, die feuchtwarmen Landstriche und das Anschwemmungsgebiet längs der Küste in den dem Äquator nahen Staaten Pernambuco, Parahyba, Allagôas und Sergipe äußerst ergiebig für den Anbau des Zuckerrohres sich erwiesen haben. Für Anbau und Bearbeitung des Zuckerrohres sind die Lohn- und Arbeiterverhältnisse noch günstig. — Die Pflanze selbst kann das ganze Jahr hindurch kultiviert werden und ergibt, je nach Beschaffenheit des Bodens, zwei bis vier Ernten.

Noch im Jahre 1901/02 produzierte Brasilien etwa 250 000 Tonnen Zucker, denen 1906/07 nur 200 000 Tonnen gegenüberstehen. Davon kamen allein auf den Staat Pernambuco 120 000 Tonnen.

Während der inländische Zuckerkonsum Brasiliens dauernd im Steigen begriffen ist, zeigt die Ausfuhr einen beträchtlichen Rückgang. Sie belief sich z. B. 1886 auf etwa 200 000, dagegen 1906 nur auf 85 000 Tonnen. Schuld daran ist vor allem wohl die Konkurrenz des europäischen Rübenzuckers und die größere Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten vom brasilianischen Markt seit der Besitznahme von Kuba.

Neben den in der Stadt befindlichen Siedereien erfreuen sich mehrere Baumwollwebereien der staatlichen Unterstützung. Denn neben den Zuckerplantagen nehmen die großen Baumwollpflanzungen des Landes die wichtigste Stelle im wirtschaftlichen Leben der Bevölkerung ein.

Auch Kaffee, Reis, Tabak und Kakao gedeihen gut. Indessen werden diese fast nur für den eigenen Bedarf angebaut und wenig oder fast gar nicht exportiert, höchstens nur Kaffee in geringen Mengen. In der Hauptsache besteht eben die Ausfuhr Pernambucos in Zucker und Baumwolle.



Eine „Tropa“. Auf dem Zuge ins Innere.



Auch Südfrüchte, namentlich Ananas, gedeihen vorzüglich und bilden einen wichtigen Exportartikel nach Europa.

Abgesehen aber hiervon ist die Bevölkerung kaum imstande, ihren eigenen Bedarf selbst zu decken. Sogar die Viehzucht des Landes kann nicht dem Fleischverbrauch der Bevölkerung genügen, und somit ergibt sich die leidige Notwendigkeit, unter anderem getrocknetes Fleisch, „Xarque" genannt — das „Biltong" der Buren Südafrikas — zum weitaus größten Teil aus dem brasilianischen Südstaate Rio Grande do Sul zu importieren, gerade dem Gebiet, wo deutsche Ansiedler und Bauern bereits seit Jahren durch unermüdliche Arbeit aus dem Urwald sich ein eigenes blühendes Heim geschaffen haben.*)

* * *

Ein herrlicher Morgen und ein entzückendes Bild: die Allerheiligenbai, Bahia dos Todos os santos, kurzweg Bahia (die Bucht) genannt, liegt in ruhiger Größe vor mir, lichtumflossen sich spiegelnd in den Ozeanwellen, bezaubernd in all ihrer Tropenpracht.

Kein Wunder, daß die Portugiesen, nachdem ihre kühnen Seefahrer Pedro Alvares Cabral (1500) und Christovão Jacques (1503) zum ersten Male den südamerikanischen Kontinent erblickt hatten, ihr Augenmerk auf diese von der Natur in so reichem Maße bevorzugte Bucht lenkten. Kein Wunder, daß schon 1549 die Ansiedlung an diesem natürlichen Hafen zur Hauptstadt des neuen Landes und zur Residenz des portugiesischen Vizekönigs gemacht wurde. Kein Wunder auch, daß bereits zwei Jahre später (1551) der Jesuitenorden hier seinen Einzug hielt, hier sein erstes Bistum stiftete und von diesem herrlichen Orte aus seine Macht über das neuerworbene portugiesische Kolonialreich auszudehnen suchte.

---

*) Vergl. S. 176 ff.

Heute noch ist Bahia Sitz eines Erzbischofs und damit gleichzeitig die kirchliche Hauptstadt des Landes, nachdem es im wechselnden Laufe der Zeit seine politische Rolle an Rio de Janeiro hat abtreten müssen. Die alte Pracht ist dahin; Macht und Ansehen sind entschwunden. Das Leben ist seitdem bleich und grau geworden, und die Poesie, die es einst mit den heitersten Farben schmückte, hat den Boden geflohen! Nur Kirchen und Kapellen und Klöster zeugen heute noch von der einstigen Größe. Jahrhunderte sind im Weltenmeer verrauscht; auf den Trümmern früherer Generationen ist ein neues Geschlecht herangewachsen, das zum größten Teil mit der alten Überlieferung gebrochen, die engen Fesseln einer jahrhundertelangen Bevormundung von sich abgeschüttelt hat und nun, wenn auch in mannigfachen Irrungen, im Drange nach Freiheit vorwärts strebt.

Bahia ist Hauptstadt des gleichnamigen Staates, der 576 000 qkm Flächeninhalt hat, also größer ist als das Königreich Preußen und Bayern zusammen (424 500 qkm), dagegen auf diesem ausgedehnten Gebiet nur ungefähr zwei Millionen Einwohner zählt, also weniger als die Provinz Ostpreußen.

Die Stadt selbst hat zirka 300 000 Bewohner, von denen aber nur zwanzig Prozent Weiße sind. In der Bevölkerung überwiegt die schwarze Rasse, der Neger und Mischling. Wenn man bedenkt, daß der Schwarze gewaltsam aus Afrika hierher verpflanzt worden ist und unter dem Joche der Sklaverei wie ein Arbeitstier unter der Peitsche seines Treibers dahinlebt, so erscheint es schier erstaunlich, daß diese Rasse, im Gegensatze zu den eingeborenen Indianern, so überhand genommen hat und gerade hier in Bahia so sehr in den Vordergrund tritt. Am Hafen, in den Straßen, auf den Plätzen, in den Läden, in den Fenstern — kurz, wohin man auch blicken mag, stößt man auf Schwarze, gleichviel ob Arbeiter, Geschäftsleute oder Gewerbetreibende, gleichviel ob höchst modern herausgeputzte Damen oder ärmlich gekleidete Frauen Überall

tritt einem der Neger entgegen in allen Schattierungen und Mischungen, vom tiefsten Schwarz bis zum hellsten Gelb. Namentlich für den, der aus Afrika kommt, ist dies eine auffallende Erscheinung. In den freien vereinigten Staaten Brasiliens hat eben der Schwarze dieselben Rechte wie der Weiße. Auf die Mängel und Vorteile dieser Einrichtung will ich hier nicht näher eingehen; ich will nur darauf hinweisen, daß diese Gleichstellung von einschneidender Bedeutung für das gesamte politische und wirtschaftliche Leben geworden ist, namentlich dort, wo — wie in Bahia — die schwarze Rasse das Übergewicht hat.

So ist zum Beispiel eine Folge davon der ewige Mangel an Arbeitskräften in den einzelnen Industriezweigen. Denn der freie schwarze Mann oder der Mischling, der „Caboclo“, arbeitet nur, so lange er es zur Befriedigung seiner Bedürfnisse nötig hat; und letztere sind eben nicht groß; die Natur, das fruchtbare Land geben ihm das, was er braucht, zur Genüge.

Eine andere Folge ist die übergroße Konkurrenz auf dem gewerblichen Gebiet. Der weiße Handwerker, der Arbeiter und Gewerbetreibende, Schuhmacher, Schneider, Schmied usw., sie alle haben eine höhere Lebenshaltung, einen höheren standard of life als der bedürfnislose Schwarze. Daher kommt es denn auch, daß hier in Bahia weiße Handwerker nur schlecht fortkommen. Nur in einzelnen Fällen gibt es Ausnahmen, meistens auch nur dann, wenn in Spezialitäten, die keine Konkurrenz haben, gearbeitet wird.

Die Verhältnisse liegen derart, daß vorläufig deutschen Handwerkern Bahia als Auswanderungsziel nicht empfohlen werden kann. Bahia ist eben Hafen- und Handelsstadt und als solche allerdings von großer Bedeutung.

Wie schon gesagt, ist der Hafen mit seinen Naturschönheiten vorzüglich. Etwa 200 Kilometer mißt die Bai in ihrem Umfange und ermöglicht bei dieser mächtigen Wasserfläche

sowie genügender Tiefe einer großen Zahl von Schiffen sicheren, bequemen Aufenthalt. Mehrere Inseln liegen wie abgebrochene Stücke des Festlandes in dieser einem unregelmäßigen Viereck ähnlichen Meeresbucht, darunter die größte, namens Itaparica, am Eingang.

Einige tragen Befestigungswerke und besitzen auch Kanonen und Besatzung. Alles aber erscheint veraltet, morsch und verstaubt und dürfte schwerlich den Anforderungen einer modernen Kriegsführung entsprechen: historische, altehrwürdige Denkmäler aus vergangenen Zeiten, als man noch Vorderlader, Bombe und Lunte gebrauchte; weiter nichts.

Von der See aus gewährt die Stadt einen herrlichen Anblick. In breiter Masse klimmt sie die steilen Uferhöhen hinan und geht oben in ein unübersehbares, buntes Dächergewirr über, aus dem freie Plätze und zahlreiche Gärten wie grüne Flecke sich abheben. Hart am Meeresufer erstreckt sich lang, aber schmal die sogenannte Unterstadt mit nur wenigen, dem Strand entlang laufenden Straßen. Hier ist das Geschäftsviertel, der Sitz des Handels; hier befinden sich in den engen, aber recht belebten Straßen die Geschäftshäuser, Kaufläden, Warenlager und Kontors; in der Nähe der Werftanlagen erhebt sich das Zollhaus, wo die „Plackerei“ der Passagiere vor sich gehen soll.

Ich sage absichtlich „soll“. Nach allem, was mir bisher bekannt war, konnten hier Willkür und Schikane nach Belieben walten. Ich glaube aber, daß darin arg übertrieben worden ist, und wenn ich nach meiner eigenen Erfahrung urteile, so kann ich nur das Gegenteil behaupten. Die brasilianischen Zollbeamten waren höflich und zuvorkommend und haben mir durchaus keine Scherereien bereitet. Wie so häufig im Leben, so wird man auch wohl hier nur immer den Spezialfall an sich betrachten müssen, anstatt sogleich zu verallgemeinern. Vielleicht gilt auch der Grundsatz von der bekannten Gegenseitigkeit.

Unmittelbar hinter diesem schmalen Streifen Land steigt

das Gelände steil und jäh bis zu 200 Meter empor und bildet eine Hochfläche, auf der die sogenannte Oberstadt angelegt ist. Starkes Mauerwerk mit mächtigen Bogen und Pfeilern sichert die Abhänge, die zum größten Teil mit grünem Buschwerk, hier und da auch mit Palmen bewachsen sind. Außer den abschüssigen, in Windungen hinaufführenden Straßen wird die Verbindung zwischen Ober- und Unterstadt durch einen großen Elevator und zwei Zahnradbahnen hergestellt. Ersterer, zirka 100 Meter hoch, hat viel Ähnlichkeit mit den „Lifts“ unserer Hotels; nur ist er bedeutender in seinen Dimensionen und wird durch Wasserkraft getrieben. Für 100 Reis, etwa gleich zehn Pfennigen, wird man in kürzester Zeit nach oben befördert, auf einen geräumigen, gut gepflasterten Platz, mit einer Reihe von Bildsäulen und allegorischen Figuren, einer hübschen Baumallee und, gerade gegenüber der ausgedehnten Bai, mit dem prächtigen Palaste des Gouverneurs, dem Regierungsgebäude.

Mehrere Straßenbahnen führen in das Innere dieser an Sehenswürdigkeiten so reichen Stadt und hinaus in die Vororte. Die Häuser sind meistens schmal gebaut, aber mehrstöckig; fast jedes Fenster besitzt einen Balkon und — ist besetzt. Noch nirgends habe ich so viele Menschen, namentlich weibliche Wesen, und zwar der weißen und der schwarzen Rasse, so beharrlich in den Fenstern liegen sehen, wie gerade hier. Wie da die Hausfrau ihren Pflichten nachgeht, oder wie die Hausarbeit getan werden kann, ist mir nicht so recht klar geworden; möglich, daß der Brasilianer in seiner Hauswirtschaft nicht das verlangt, was wir Europäer als notwendig erachten.

In der Oberstadt befinden sich unter den massiven, formlosen, bunt angestrichenen Privathäusern auch mehrere Gebäude, die in gefälligem, ernstem Stil gehalten sind, so zum Beispiel der Palast des Erzbischofs. Auffallend ist die Menge der Kirchen mit ihren zahllosen Türmen und Majolikakuppeln. Zu erwähnen bleibt noch der Campo grande, der große öffentliche Garten mit dem Freiheitsdenkmal und den schönen Garten-

anlagen, die allerdings meistenteils abgesperrt sind; daher der Name „öffentlicher Garten".

An reizenden Szenerien innerhalb dieses Häusergewirres und der tropischen Vegetation ringsherum fehlt es wahrlich nicht, aber auch nicht an seltsamen Gegensätzen, die in ihrer Merkwürdigkeit eine bunte, interessante Wirrnis abgeben.

Ich habe Unterkunft gefunden in einem von zwei deutschen Damen geleiteten Pensionat in Viktoria, einem Vorort Bahias, und von den Fenstern meines Zimmers aus genieße ich einen wundervollen Anblick. Weit, weit, funkelnd und glitzernd in der Tropensonne, dehnt sich die tiefblaue Meeresbucht, umgeben von bewaldeten Hügeln und Bergketten, im ewigen Spiel von Licht und Schatten, belebt von Dampfern, Segelschiffen und zahllosen Booten, die da kommen und gehen. Und wenn nach der schwülen Tagesglut der Abend sich herniedersenkt und eine erfrischende Kühle eingetreten ist, wenn am dunkeln Himmelsgewölbe der Mond hinter silberhellen Wolken hervortritt und in breiten, zitternden Streifen sich im Wasser spiegelt, alles mit seinem wundersamen, zauberhaften Glanze umschmeichelnd und durchtränkend; wenn im leisen Windzuge die Bananenblätter rauschen und die hohen, schlanken Palmen nicken: dann glaubt man sich versetzt in ein Märchenreich, durch das ein mondbestrahlter Geisterzug geheimnisvoll dahinzieht; und das Gezirpe der Zikaden klingt wie ferne Musik durch all diese Pracht hindurch, die hier wie mit Zauberarmen den Beschauer festhält und ihn träumen läßt von der Schönheit unserer Gotteswelt.

Und doch, vieles ist in Wirklichkeit nicht so, wie es wohl sein sollte. Wenn man sich die Entwicklungsgeschichte des Landes ins Gedächtnis ruft, wird man etwas milder urteilen. Ich erinnere nur an die Abhängigkeit, in der Portugal die damalige Kolonie Brasilien jahrhundertelang gehalten hat, um für sich allein die unermeßlichen Schätze des Landes auszubeuten. An eine gute Bewirt-

schaftung wurde überhaupt nicht gedacht, ebensowenig an die Hebung der geistigen Bildung des Volkes. Geld, nur immer Geld! — das war die damalige Parole. So war es z. B. verboten, im Lande irgendwelche Fabriken anzulegen, weil — Portugal seine eigenen Waren um hohe Preise einführte. Öl- und Weinbau waren verboten, weil — Portugal diese Produkte selbst lieferte usw. Brasilien war für Portugal eben nur die Geldquelle.

Unter solchen Verhältnissen kann man sich nicht wundern, wenn heute noch manches im argen liegt. Rechnet man dann hinzu einige Zwischenfälle der neueren Zeit, wie zum Beispiel jenen, der das v. d. Heydtsche Reskript veranlaßte — und zwar in seiner Übertreibung und ganz zu Unrecht — oder die aufgebauschten Erzählungen von dem mörderischen Klima, dann hat man ungefähr einen Teil jener Faktoren, die Brasilien in schlechten Ruf gebracht haben. Die Tatsache, daß Rio de Janeiros Küste noch vor wenigen Jahren vom gelben Fieber heimgesucht wurde und als ungesund galt, hat sich auf das ganze Land übertragen. So ist zum Beispiel Bahia keineswegs ungesund. Die Hitze des Tages wird durch die Seebrise bedeutend gemildert. An der Küste beträgt die mittlere Jahreswärme ungefähr 25 Grad Celsius, während im Inneren, auf dem Hochplateau und seinen Abhängen natürlich eine viel geringere Temperatur herrscht.

* * *

In einen grauen Schleier hat sich heute Mutter Natur gehüllt, und sie, die allgütige, ewig lächelnde, verbirgt ihr strahlendes Antlitz. Es rauscht und tropft und klatscht; unaufhörlich strömt der Tropenregen hernieder, schwer und warm. Das liebliche Bild vor mir ist verschwunden; kein blauendes Meer, keine duftigen Berge, kein flimmerndes Himmelsgewölbe; nur ein einzig graues Nichts, aus dem die Krone des mächtigen Mangobaumes und einige schwanke Palmenwedel als die allein

sichtbaren Naturgegenstände vor meinem Fenster sich scharfumrissen herausheben. Wir befinden uns in der Regenzeit, die hier in der Tropenzone den Winter vertritt.

Aber gerade dieser Regen im Verein mit der Wärme befördert die sprichwörtlich gewordene Fruchtbarkeit des Landes. Insbesondere gilt dies von dem verhältnismäßig schmalen Küstenstreifen, den das bergige Hochland übriggelassen hat. —

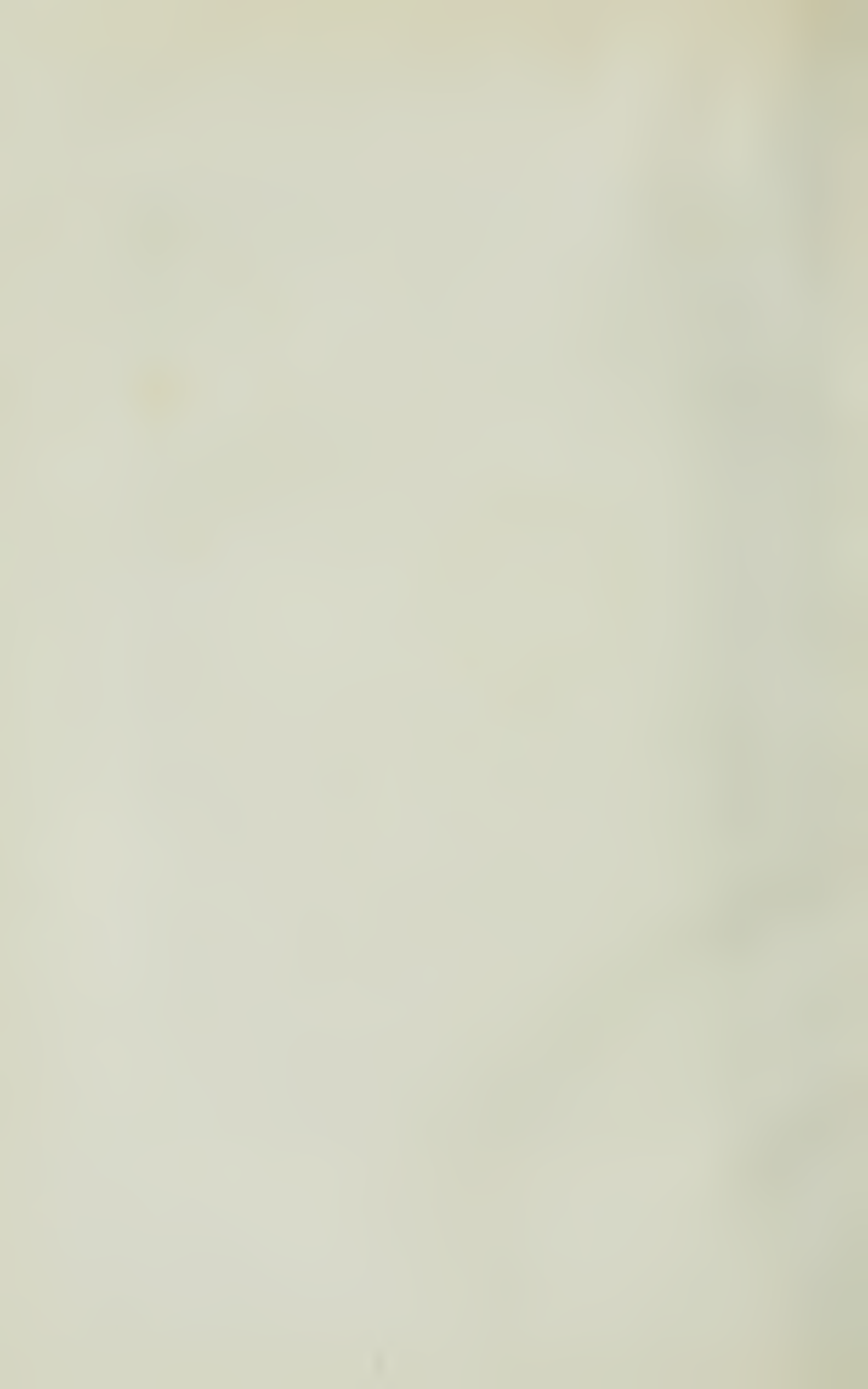
Bereits von Pernambuco ab erscheint die Küste höher, und die bisher niedrigen Erhebungen werden allmählich zu Bergrücken und Höhenzügen, die, kulissenartig aufgebaut, sich in das Innere des Landes erstrecken und im Staate Bahia selbst einen gebirgsartigen Charakter annehmen. Zum größten Teil sind diese Höhen dicht bewaldet und zeigen in ihren einzelnen Zügen, den sogenannten Serras, oft eigentümlich zerrissene Formen. So sah ich zum Beispiel in San Felix und Muritiba — am Paraguassú gelegen und nach achtstündiger Dampferfahrt zu erreichen — in westlicher Richtung Gebirgsformationen, die mich in ihrer Tafel- und Kuppenbildung völlig an jene Südafrikas erinnerten.

Wie die Niederung, so ist auch dieses Bergland äußerst fruchtbar. Nicht zum mindesten verdankt der Fruchtbarkeit des Hinterlandes Bahia seine eigene Bedeutung; es ist eben der Hafen- und Sammelplatz, über den die Ausfuhr der Landeserzeugnisse, wie Tabak, Kakao, Zucker usw., geleitet wird. In erster Linie kommt hierbei der Tabakanbau und -export in Betracht. Denn der Staat Bahia ist das Hauptproduktionsgebiet für Tabak. Die dort erzielten Ernten belaufen sich auf durchschnittlich 225 000 Ballen à 70 kg, und betrugen z. B.:

| | | |
|---|---|---|
| 1896 | 213 262 | Ballen |
| 1900 | 301 002 | „ |
| 1902 | 603 688 | „ |
| 1904 | 312 810 | „ |
| 1906 | 305 460 | „ |



Goldwäscher.



Die Gesamtausfuhr Brasiliens an Tabak betrug 1906 mehr als 23 600 Ballen, und von diesen bezog Deutschland allein 22 300; der kleine Rest ging zum größten Teil nach den La Platastaaten.

Der Handel selbst ruht zum weitaus größten Teil in deutschen Händen; deutsche Namen von Exportfirmen und Kommissionshäusern stehen im Vordergrunde des hiesigen Geschäftslebens, und im Handel und Verkehr haben sich trotz der amerikanischen und englischen Konkurrenz gerade unsere Landsleute einen geachteten Ruf erworben. So zum Beispiel herrscht bei der regen Verbindung, die Bahias Hafen mit fast allen Ländern hat, und bei der großen Menge Schiffe, die jährlich aus- und einlaufen, die deutsche Flagge vor. Auch die Exporteure des Hauptproduktes des Landes sind zum größten Teil Deutsche, ebenso diejenigen, die den Tabak im Innern aufkaufen und zum Versand bringen. Es ist nämlich eine irrige Ansicht, zu wähnen, Tabak werde hier auf großen, ausgedehnten Plantagen angebaut. Das trifft keineswegs zu; schon der Arbeitermangel verursacht mannigfache Schwierigkeiten. So herrscht denn hier nicht jene peinliche Sorgfalt in der Behandlung des Tabaks, die z. B. auf Sumatra gang und gäbe ist, und die ich seinerzeit auch auf Neu-Guinea angetroffen habe. Nur im kleinen pflanzt der brasilianische Bewohner des Inlandes Tabak an und behandelt ihn nach eigener Manier. Um bei der Arbeit und bei der Ernte Arbeitskräfte zu haben und Arbeitslöhne zu sparen, tun sich die benachbarten Familien zusammen, ziehen mit Kind und Kegel zu einer bestimmten Zeit zur Besitzung Joãos da Silva, machen sich mit allen verfügbaren Kräften an die Arbeit und begeben sich dann nach Vollendung derselben zusammen mit besagtem João da Silva zur nächsten Besitzung, meinetwegen zu José Pereira, um diesem beim Tabakpflanzen zu helfen. In gleicher Weise geht es weiter, bis die Felder sämtlicher Beteiligten bestellt sind. Ein ähnliches System wird bei der Ernte inne-

gehalten. Alsdann wird der Tabak in kleinen Bündeln, die nach Gewicht bezahlt werden, an den Händler verkauft, der sie in großen Magazinen, den „Armazems", aufbewahrt, hier die Blätter sortieren, unter der Presse zu wohlgeformten Ballen zusammendrücken, in grobe Leinwand verpacken und nach Bahia zum Export schaffen läßt.

Nur wenige dieser Großhändler verarbeiten den Tabak an Ort und Stelle zu Zigarren, die zum größten Teil für den inländischen Bedarf bestimmt sind. Wenn man den schon obengenannten Paraguassú hinauffährt, trifft man verschiedene dieser Armazems an, die fast alle im Besitz von Deutschen sind, namentlich in Cachoeira und São Felix. Dort findet man die Häuser Dannemann, Rodenburg, Pauli, Pook, Jezler und Höning usw. Nur einige von ihnen haben auch Zigarrenfabriken.

Außer Tabak gedeihen im Staate Bahia Kakao, Zuckerrohr und Baumwolle. Die meisten Kolonialerzeugnisse werden im Lande hervorgebracht; namentlich an Früchten ist kein Mangel, und die dortigen Orangen sind ihres Wohlgeschmackes wegen bekannt. Auf der großen Orangenpflanzung in Cabula hat vor wenigen Jahren der Besitzer den 500 000. Baum gepflanzt, ein Ereignis, das er durch eine besondere Festlichkeit feierte. Wären die Verkehrsverhältnisse nicht gar so sehr noch in den Kinderschuhen, und würden die nötigen Einrichtungen auf den Transportdampfern getroffen — es ließe sich auf diesem Gebiet ein vorzüglicher Export bewerkstelligen. So aber geht alles den gewohnten Gang, und niemand kümmert sich so recht um diese wichtigen Angelegenheiten. Hierfür nur ein Beispiel. — Im Innern des Landes wird große Viehzucht betrieben. Gutes Schlachtvieh wird nach Cachoeira gebracht, das gleichfalls den Markt für Bahia bildet. Anstatt daß nun aber das Vieh von dort auf einem Flußdampfer kurzerhand nach dem Hafenplatz befördert wird, treibt man es über Land dorthin, und die Folge davon ist, daß die Rinder nach einem sieben- bis achttägigen Marsch abgemattet und verhungert in

Bahia anlangen. Hier werden sie zum Überfluß noch in einem Kral zwei bis drei Tage Wind und Wetter und Sonnenhitze preisgegeben und dann unter Aufsicht der Regierung geschlachtet. Kein Wunder, daß das Fleisch in der Hauptstadt nicht gerade das beste ist, daß ich dagegen in Cachoeira und São Felix über die Vorzüglichkeit desselben nicht wenig überrascht war. Daher kommt es denn, daß man in Bahia vielfach auf Konservenfleisch angewiesen ist. Schinken und Wurst zum Beispiel werden aus Europa bezogen; ebenso wird Butter aus Frankreich, Holstein und Dänemark importiert. Die Landwirtschaft produziert eben nur für den eigenen Bedarf, weil sie ihre Produkte wegen der mangelhaften Verkehrsverhältnisse nur schwer auf den Markt bringen kann. Selbstverständlich darf man bei all diesem den Einfluß des Klimas auf das frühzeitige Verderben des Fleisches und anderer Produkte der Landwirtschaft nicht außer acht lassen.

Aber auch sonst mangelt es nicht an gewerblichen Anlagen. In der Stadt Bahia und ihrer Umgebung befinden sich mehrere Zuckermühlen und Siedereien, die Rohzucker fabrizieren, ebenso gibt es eine Anzahl Webereien, in denen Baumwolle verarbeitet wird. Auch Ölmühlen und Brennereien sind vorhanden, so daß von einer Unkultur, wie man sie sich im allgemeinen von Brasilien auszumalen pflegt, keine Rede sein kann. Das Land hat ja eine gewaltige Ausdehnung, sein Boden ist reich und fruchtbar; nur mangelt es an Arbeitskräften und Kapital, um die verborgenen Schätze zu heben. „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst,“ dürfte sich wohl gerade im Hinblick auf Brasilien bewahrheiten.

* * *

Ja, Brasiliens Boden ist fruchtbar; seine Reichtümer sind groß und mannigfaltig. Nur das eine fällt dabei schwer ins Gewicht: das große Publikum weiß herzlich wenig davon! Daß

zum Beispiel im Staate Bahia D i a m a n t e n vorkommen, dürfte nur in wenigen eingeweihten Kreisen bekannt sein. Und doch besitzen die beiden Staaten Bahia und Minas Geraes *) ohne Zweifel den größten Reichtum an Diamanten und Edelsteinen. Im Westen der „Allerheiligenbai", in dem Berglande von Sincora bei Chapada, im Flußbette des oberen Rio Paraguassú und seiner Nebenflüsse werden sie gefunden, ebenso am Salobre-Fluß bei Itapicurú, ferner in der Serra dos Lavras Diamantinas. Fast noch herrenloses Land befindet sich dort; die Ausbeute aber wird wenig ausgenutzt, weil es an guten Verbindungen fehlt und Mangel an Kapital eine regelrechte Bearbeitung nicht ins Leben treten läßt.

Auch die sogenannten „schwarzen Diamanten", die Carbonados, kommen in Bahia vor.

Der Gesamtwert der brasilianischen Diamantenproduktion belief sich schätzungsweise im Jahre 1906 auf etwa 2500 Contos, d. i. $2^1/_2$ Millionen Milreis ($= \pm 2^1/_2$ Millionen Mark). Von der ganzen Ausfuhr an Diamanten in demselben Jahre im Werte von 1 055 444 Milreis kamen aus Bahia allein Diamanten im Werte von 627 511 Milreis. Durch ausländisches, fast ausschließlich englisches Kapital ist die Diamantenindustrie in den letzten Jahren erheblich gefördert worden.

Ähnlich verhält es sich mit dem G o l d e, das ebenfalls in den alluvialen Ablagerungen vorkommt, und zwar in den Gebieten der Flüsse Tomba, Itapicurú und anderer.

Bei Salobre im Süden, weiter westlich bei Rio de Contas, dann nördlich davon an den Abhängen der dortigen Bergrücken, die in ihrer äußeren Gestaltung zum Teil an die Formationen Transvaals erinnern, und an mehreren anderen Orten des Landes gibt es Goldminen. Einige werden bearbeitet und befinden

---

*) Vergl. S. 71 ff.

sich in Händen von Engländern, die dieses Geschäft stillschweigend ohne viel Aufhebens betreiben.

Im Norden von der Residenzstadt treten Manganerze in Mengen offen zutage, die wegen ihres bedeutenden Gehalts an reinem Metall (Ferromangan) sehr geschätzt sind. Indessen fehlen auch hier zur Hebung dieser Schätze Kapital und Transportmittel.

Daß der Staat Bahia reich an Erzen und wertvollen Steinen ist, geht unter anderem daraus hervor, daß — ähnlich wie in Südafrika — die Trümmer und Ruinen einer alten Stadt gefunden worden sind, und gerade in jenem reichen Gebiet, wo man heute noch auf das Vorkommen von Gold gestoßen ist. Es ist dies das weite, heute völlig vernachlässigte Terrain zwischen Ilhéos, Pocoes und Conquista, wo man die Reste der „Cidade abandonada“ entdeckte, deren Funde nicht nur auf eine alte Kultur schließen lassen, sondern die Vermutung nahe legen, daß seit alters schon der Erzreichtum des Landes ausgenutzt wurde. Die brasilianische Geschichtsforschung geht sogar noch weiter und verlegt das Bestehen dieses großen menschlichen Wohnortes in die Zeit vor der Entdeckung Amerikas durch Kolumbus. Jedenfalls eine höchst interessante Tatsache, die aufzuklären bis heute der Wissenschaft noch nicht gelungen ist. Aus allem aber wird mehr und mehr ersichtlich, daß in dem Boden noch ungehobene Werte ruhen. Und nicht nur in den fruchtbaren Küstenstrichen im Norden, Westen und Süden Bahias, sondern auch auf dem Hochplateau, wo ein durchaus erträgliches Klima Ackerbau und Viehzucht ermöglichen.

* * *

Soeben komme ich von dem amerikanischen Konsul. Wir sprachen von dem Reichtum des Landes.

„Da, sehen Sie, Doktor!“ Der Konsul zeigte mir mit

liebenswürdigem Lächeln zwei noch rohe, aber große Diamanten aus den obengenannten Fundstätten innerhalb des Staates Bahia.

„Wo haben Sie die Stücke her, Konsul? Die sind ja prächtig!"

„Ja, sie sind wunderbar und geben den besten Beweis von der Güte der Diamantenfelder."

„Aber ich meine, wie sind Sie in den Besitz der edlen Steine gekommen? Sie sind hier doch ständiger Beamter in der Hafenstadt Bahia, wo Sie mit den einlaufenden und abgehenden Dampfern genug zu tun haben."

Dr. F. schaute mich hinter seinen scharfgeschliffenen Brillengläsern fragend und überlegen an.

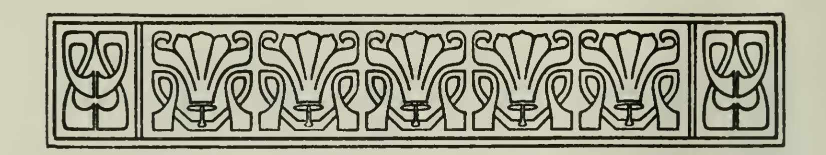
„Ja, sehen Sie," — und er begleitete seine Worte mit einem energischen Kopfnicken, „sehen Sie, ich habe sie mir selbst geholt! — — Sie scheinen das wohl kaum zu glauben! Ich lese es auf Ihrem Gesicht! Aber seien Sie nur versichert, ich habe monatelang zur eigenen Information das Innere des Landes bereist, und was das bedeutet, und mit welchen Strapazen und Unkosten das verbunden ist, werden Sie ja wohl bald erfahren. Aber ich habe es getan im Interesse unserer Heimat, trotz aller Beschwerlichkeiten, und habe die gesammelten Wahrnehmungen meiner Regierung berichtet. Die Erfolge werden sich zeigen. — — Und sehen Sie," fügte er mit einem Tone der Ironie hinzu, „ich habe nicht das Gehalt, wie z. B. Ihr Konsul!" — —

Ich führe dies hier an, um zu zeigen, wie geschickt und praktisch es andere anfangen, wie sie unerschrocken, trotz des ewigen Lamentos über die Unsicherheit der hiesigen Verhältnisse, etwas riskieren und — in den meisten Fällen — gewinnen. An und für sich ist das eine recht erfreuliche Tatsache; im besonderen aber weniger angenehm für diejenigen, die nicht Amerikaner sind und die Gewohnheit haben, überall

— zu spät zu kommen! Da muß man eben zufrieden sein mit dem, was von jenen Frühaufstehern übriggelassen worden ist.

Das Beispiel des amerikanischen Konsuls aber diene als nachahmungswürdiges Muster. Trotzdem er „nur“ praktischer Arzt ist, weiß er doch recht wohl, zu welchem Zwecke er hier weilt.

---



## II.

## Auf dem Paraguassú nach Cachoeira und São Felix. Itaberába. Leben und Treiben. Fahrende Musikanten. Sitten und Gebräuche. Sans gêne. In Birimbão und Feira Santa Ana.

Ein Drängen und Hasten, ein Lärmen und Rufen und lautes Stimmengewirr. Das Signal ertönt, und langsam setzt sich der kleine Flußdampfer, der mich den Paraguassú hinaufführen soll, in Bewegung. Eine recht gemischte Gesellschaft befindet sich an Bord, gemischt in des Wortes verwegenster Bedeutung: Weiße und Schwarze, Gelbe und Braune, reiche Handelsleute und arme Arbeiter, fein gekleidete Damen und zerlumpte Weiber. Mit Koffern und Kisten, Bündeln und Körben sind sie angekommen und sitzen oder stehen nun inmitten dieses bunten Durcheinanders von Gepäckstücken, lachend und schwatzend, und ihre Worte mit den dem Südländer eigenen lebhaften Gestikulationen begleitend.

Dort, nahe bei der Treppe, hockt ein schwarzes dickes Negerweib, einen Korb goldgelber Orangen neben sich und eine Zigarette zwischen den wulstigen Lippen haltend. Ihr beturbantes Haupt und die rechte Hand sind in fortwährender Bewegung, während sie zu einer vor ihr sitzenden weiblichen Person spricht. Es ist dies eine junge Mulattin von jener warmen hellbraunen Hautfarbe, die den Bewohnern des südlichen Europas ihren eigentümlichen Reiz verleiht. Auffallend

Flußübergang.



sind in dem schönen, vom hellroten Kopftuch beschatteten Gesicht die großen, sammetweichen Rehaugen und die edelgeformte Nase. Nicht weit davon steht in nachlässiger Haltung ein Brasilianer, scheinbar der besseren Klasse angehörig, trotzdem aber auch mit der schlechten Angewohnheit behaftet, von Zeit zu Zeit seine Umgebung durch Ausspucken zu gefährden. Das interessanteste Bild bietet sich auf dem Hinterdeck. Ein feingekleidetes Ehepaar mit drei Kindern und einem farbigen Dienstmädchen schränken sich nach Möglichkeit ein, um auf einer Holzbank Platz zu finden, während auf dem großen Madeirastuhl vor ihnen lang ausgestreckt in größter Bequemlichkeit ein pechschwarzes Mädchen ruht, ein weißes Kind im Arme. Es ist die Amme des jüngsten Sprößlings der Familie. Und mit welcher Sorgfalt und Behutsamkeit wird dieses milchspendende schwarze Wesen von ihrer Herrschaft behandelt! Bei der bekannten „Unbeweglichkeit“ — ich mag nicht sagen „Trägheit“ — der südamerikanischen Frauen will es sicher viel heißen, wenn die Dame des Hauses alle Handreichungen selbst tut, zum Beispiel eigenhändig die leichte Decke zurechtzupft, dann ein Glas Wasser, das ihr Herr Gemahl geholt hat, hinreicht, dann wieder den seidenen Schirm aufspannt und schützend über Amme und Säugling hält.

Ein Priester mit bleichem Antlitz blickt stumm auf diese Szene, und wie ein spöttisches Zucken fliegt es zuweilen um seine schmalen Lippen. Dann wendet er sich jäh um; nachdenklich schaut er in die Ferne, als ob er dort hinter jenen blauen Bergen, welche die „Allerheiligenbai“ umkränzen, etwas suche. Quien sabe? Wer weiß es?

Wieder gießt die Tropensonne ihr grelles Licht über die farbenfrische Landschaft; es glänzt und glitzert in den tiefblauen Fluten; saftig wirkt das dunkle Grün der Wälder von Itaparica, aus deren Schatten helle Häuser hier und da hervorlugen. Die dortige Bevölkerung treibt zum größten Teil Ackerbau und könnte bei der großen Fruchtbarkeit des Bodens

sowie in Anbetracht der Nähe des Absatzmarktes, nämlich der Hafenstadt Bahia selbst, sehr gut mehr produzieren, als dies in Wirklichkeit der Fall. Die Lieferung von Erzeugnissen der Landwirtschaft, wie zum Beispiel Milch und Butter, an denen in Bahia ziemlich Mangel herrscht, würde sich vorzüglich rentieren. Leider wird hierin wenig getan, und ein jeder ist höchst zufrieden, wenn er nur seinem eigenen Hausbedarf genügen kann.

Die anfangs etwas bewegte Fahrt des Dampfers wird allmählich ruhiger. Vorbei geht es an hellschimmernden Gebäuden und Hütten, zwischen denen die schlanken Palmen ernst und hoch in den Himmel hineinragen. Jetzt passieren wir die Stadt Itaparica, nahezu auf der nordöstlichen Spitze der Insel gelegen. Nicht weit davon liegt eine Saline, wo aus Meereswasser Salz gewonnen wird. Hinter uns dehnt sich die gewaltige Wasserfläche der Bai; Bahia mit seinen Höhenzügen, lichtblau und flimmernd in der Sonnenglut, erscheint dort in der Ferne zum letzten Male, nur eine Tönung dunkler und duftiger als der Dunst des Meeres. Wir dampfen im großen Bogen nach links und nähern uns der Mündung des Flusses. Nach etwa dreistündiger Fahrt sind wir an der sogenannten Barra de Paraguassú angelangt. Ein reizendes Landschaftsbild, groß und ernst und sonnig.

Auf dem flachen Vorsprung, ähnlich einer Landzunge, liegen idyllisch unter Palmenbäumen einzelne Fischerhütten und weißgetünchte Häuser. Daneben befinden sich die langgestreckten Baulichkeiten einer Kalkbrennerei. Im Hintergrunde erhebt sich bergiges Gelände mit grünem Busch und Wald. Wald, wohin das Auge blickt, erklimmt wie ein gigantischer Heerbann die dunkeln Hügelreihen. Einige Kanoes, aus Baumstämmen gearbeitet und in ihrer Form denen in Kamerun sehr ähnlich, sind am sandigen Strande befestigt. Nackte, braune Kinder tummeln sich dort umher; ein dunkelhäutiges Weib in loser buntfarbiger Jacke, das mit Waschen beschäftigt

ist, blickt neugierig zu uns herüber. Ein unsagbar wohliger Hauch weht in diesem leise bewegten Luftmeer über dem farbenprächtigen Bild; ein Hauch paradiesischer Ruhe.

Im Sommer, wenn die Hitze unerträglich wird, suchen viele Bewohner Bahias hier in den kleinen einfachen Wohnungen Kühle und Erfrischung. Trotzdem jetzt schon die Preise für jene Sommerwohnungen ganz erhebliche sein sollen, hat sich noch kein Unternehmer gefunden, der dieses Stückchen Land zu einem „Badeort" modernen Stils umwandelt.

Das Gelände zu beiden Ufern des Flusses ist stark hügelig. Hier und da tritt kahles, rötlich gefärbtes Gestein zutage; sonst sind Hänge, Gipfel und Rücken dicht bewaldet.

Namentlich ist diese Gegend reich an Piassavapalmen. Indessen wird auch dieses Geschenk der Natur nicht richtig ausgenutzt; nur Raubbau wird betrieben; ein jeder holt sich gerade das, was er braucht, ohne an späteren Nachwuchs zu denken, und in nicht zu langer Zeit wird es höchst wahrscheinlich mit den Beständen jener Palmenart ein Ende haben.

Weiter flußaufwärts wird das malerisch gelegene San Roque sichtbar, und rechts davon ragen die beiden unter dem Namen „Zwillinge" bekannten Bergkuppen in die Höhe. Hier ist es, wo die Aloepflanze in Mengen vorkommt, deren Faser zu Bindfaden und Tauwerk verarbeitet wird.

In majestätischer Breite, ungefähr 600 Meter, sendet nun der Fluß seine blaugrünen Wassermassen zwischen den hohen, bewaldeten Ufern talwärts. Und doch, trotz dieser Breite, ist der Dampfer gezwungen, in großen Bogen und Windungen die Fahrt fortzusetzen, da sich wegen der mangelnden Stromregulierung mannigfache Untiefen gebildet haben. Auch jetzt ändert er wieder seinen Kurs; in einem mächtigen Bogen steuert er nach dem gegenüberliegenden Ufer, wo das Dorf Maragogipe aus der üppigen Tropenvegetation freundlich hervorschaut. An der langen, weit in den Fluß hineinragenden Lan-

dungsbrücke wird „angelegt", und bald entwickelt sich dort ein lebhaftes Treiben. Ein Teil der Mitreisenden steigt aus, andere kommen an Bord, große Gepäckstücke, Ballen und Kisten werden verladen. Denn für den Tabaksbau und Tabakshandel ist Maragogipe ein wichtiger Platz.

Von Interesse dürfte es sein, zu hören, daß hier Austernbänke vorhanden sind. Die Ausbeute wird bis jetzt nur in geringem Maße betrieben; für ein Spottgeld werden ein paar Fässer mit diesen schmackhaften Schalentieren nach Bahia geliefert. Etwa drei bis vier Mark ist der Durchschnittspreis pro Faß. Man denke: drei bis vier Mark für ein Faß Austern!

Auf dem anderen Ufer liegt ein großes Franziskanerkloster, eins der ältesten im Lande. Leider hatte ich keine Gelegenheit, einen Besuch dorthin zu machen; vermute aber, daß es sich in demselben musterhaften Zustande befindet wie dasjenige in Bahia selbst, dessen Einrichtungen und Baulichkeiten mir in liebenswürdigster Weise von dem Leiter des Klosters, einem Westfalen, Bruder (Fré) Amando, gezeigt worden sind. Erwähnen möchte ich bei dieser Gelegenheit, daß alle Mönche des Franziskanerordens im Kloster zu Bahia Deutsche sind, mit Ausnahme von dreien, die als alt und schwach seinerzeit aus den Tagen des Verfalles mit übernommen wurden.

Hinter Maragogipe treten die Ufer des Paraguassú plötzlich zurück, und der Fluß erweitert sich noch einmal zu einer weiten Bucht. Ruhig, wie ein mächtiger See, dehnt sie sich vor uns aus; auf der blau-grünen Fläche blitzt es hier und da auf von weißem Wellenschaum, und des Himmels Wolken schauen tief hinein, während in saftiger Frische, in tiefsatten Farbentönen die Spiegelbilder von Wald und Hügel leise erzittern. Einzelne Kanoes, oft mit einem aufgesetzten Segel, streichen auf dieser Wasserebene dahin; dort schaukelt ein Segelboot leicht im Winde; braune Männergestalten, fast halbnackt, den großen Strohhut auf dem Kopf, hantieren umher;

mit verschränkten Armen lehnt ein Mann am Mast und schaut finsteren Antlitzes zu uns herüber. Oder blickt er zu jenen Ruinen am anderen Ufer?

Altes graues Mauerwerk, halbverfallene Steinpfeiler und Bogen, umrankt von grünem Schlinggewächs und umwuchert von wildem Gestrüpp, werden da sichtbar. Sind es die Zeugen einer früheren, glücklicheren Epoche? Die Trümmer einstiger Größe und Herrlichkeit?

Als noch die Sklaverei bestand und der Schwarze wie ein Arbeitstier, einer Ware gleich, verhandelt und verbraucht wurde, als der reiche Brasileiro auf seinem immensen Grundbesitz hunderte dieser rechtlosen Menschen zur Arbeit zwang und für sich ausnutzte, gab es auf beiden Ufern des Paraguassú ausgedehnte Zuckerplantagen mit großen Zuckermühlen und Siedereien. In Massen wurde hier das süße Landesprodukt gewonnen, nach Bahia gebracht und von dort verschifft. Seit 1888 gibt es keine Sklaven mehr. Brasilien kennt nur noch freie Leute. Im ersten ungewohnten Augenblick des Freiheitsgefühls verließen fast alle früheren Sklaven ihre Herrschaft; es begann der Zug nach der Stadt und damit der Mangel an Arbeitern auf dem Lande. Viele Betriebe mußten auf den großen Fazendas nur zu bald eingestellt werden. Die Besitzer verarmten; einige suchten so schnell wie möglich zu verkaufen, andere zogen ganz von ihrem Besitztum fort, und heute sind es eben nur noch jene Trümmer, die wie eine Versteinerung trostloser Ruhe an vergangenen Reichtum erinnern. Seit 1888 ist es doch nur eine kleine Spanne Zeit! Und doch, wie erstaunlich schnell ist hier der Verfall eingetreten!

Heute noch ist der Preis für Grund und Boden äußerst niedrig. Vor vier Jahren hatte ein Deutscher einen großen Komplex in der Nähe des vorgenannten Klosters gekauft. Für ein Stück Land von 1 bis 2 Quadratmeilen Ausdehnung einschließlich der darauf befindlichen Gebäude hat er 18 000 Mark bezahlt.

Wie es Gebrauch ist, wird auf solchen großen Ländereien mehreren Eingeborenen und Mischlingen die Erlaubnis eingeräumt, gegen eine gewisse Arbeitsleistung, etwa einen Tag Arbeit pro Woche, sich auf einem bestimmt begrenzten Teil anzusiedeln, das heißt, dort ein Haus oder eine Hütte zu bauen und irgend etwas zu pflanzen, Tabak, Mais, Bananen usw. Mit der Zeit hat sich hieraus ein völliges Pachtsystem gebildet, derart, daß zum Beispiel das Dorf Nagé, das wir nun passieren, gar keinen eigenen Grundbesitz hat. Die Dorfbewohner zahlen an den Besitzer jenes Terrains eine jährliche Abgabe beziehungsweise Pacht. Ähnlich steht es übrigens auch mit der Dorfgemeinde Maragogipe, die ebenfalls dem Eigentümer des Grund und Bodens eine bestimmte Abgabe zahlt und ihm auf diese Weise eine lebenslängliche Rente liefert.

Weiter flußaufwärts, zur rechten Hand, also auf dem linken Ufer, liegt eine Ziegelei, nicht weit davon in einer kleinen Talsenkung eine Schnapsfabrik. Cachaça heißt das alkoholhaltige Getränk, das hier aus dem Zuckerrohr gewonnen wird. Noch weiter oberhalb kommt das stille Dorf Viktoria zum Vorschein, der Wohnort der Nachkommen eines alten Geschlechts, des Dichters und Schriftstellers E. Moniz de Aragon, der schon zu wiederholten Malen sich als großer Deutschenfreund erwiesen hat.

Inzwischen hat sich die Hitze des Tages gemildert. Im Westen hat sich die Sonne bereits tief herabgeneigt und sendet nun ihre rötlichgelben Strahlen hinter weißgrauen Wolken hervor. Wie ein goldiger Abglanz des verglühenden Tagesgestirns schimmert es rings auf dem Wasser des Flusses, auf den Gipfeln der Bergrücken, die hier allmählich näher an das Flußbett herantreten. In allen Farben spielen Wald und Wasser; gelb, blau, rötlich und violett färben sich die fernen Uferlinien. Eine träumende Dämmerstimmung senkt sich leise hernieder, und märchenhaft, geheimnisvoll raunt es über den glitzernden Wellen.

Jetzt dampfen wir um einen kleinen Vorsprung herum, und vor uns liegt die Stadt Cachoeira mit ihren hellen Wohnhäusern und dem sich scharf vom dunkeln Hintergrunde abhebenden weißen Kirchturme. Fürwahr ein reizender Anblick, der den Beschauer flüchtig an Bacharach am Rhein erinnert. Dicht am linken Ufer die in der Abendsonne erglänzende Stadt; zwischen den einzelnen Baulichkeiten das üppige Grün von Buschwerk und Palmenbäumen und dahinter die dunkeln Berge und bewaldeten Höhenzüge, auf die sich bereits die Abendschatten gelagert haben. Gegenüber von Cachoeira, auf dem rechten Ufer des Paraguassú, liegt der Ort São Felix, der Stapelplatz für Tabak und Hauptsitz der großen Firmen und Häuser, von denen ich schon weiter oben gesprochen habe. Die Lage auch dieses Städtchens ist herrlich. Beide Ortschaften sind durch eine eiserne Brücke von etwa 300 Meter Länge miteinander verbunden; sonst wird der Verkehr von dem einen nach dem anderen Ufer durch Kanoes vermittelt. Cachoeira hat ungefähr 25 000, São Felix zirka 12—15 000 Einwohner. Hierbei sind die Vororte mit eingerechnet. Zwei Bahnstrecken führen in westlicher und nördlicher Richtung ins Land hinein, leider nur auf kurze Entfernungen, und wer darüber hinaus will, hat die Reise im Sattel fortzusetzen.

* * *

Hoch oben in Muritiba, auf der Besitzung eines Deutschen, habe ich Aufnahme gefunden. Herrlich ist von hier aus der Blick ins Tal hinab, über das ansteigende Bergland hinweg, ungehindert und frei bis zu jenen fernen blauschimmernden Höhenzügen, die mich in ihrer Tafel- und Kuppenbildung so sehr an die Terrainformation Transvaals erinnern. Und dabei in nächster Umgebung die Vegetation unserer Tropenländer mit ihrem eigenartigen Reiz, die hochstämmigen, von Lianen umwucherten Urwaldbäume, die breit-

blätterigen Bananen, die im Winde sich schaukelnden Palmenwedel. Und auf dem Hofe gackert es und gluckst es; Hühner und Enten und Perl- und Truthühner machen sich gegenseitig das Futter streitig, das die schwarze Magd ihnen soeben hinstreut. Tief unten im Talgrunde weiden Kühe und Maultiere, und am Abhange bearbeiten einige Schwarze mit Hacke und Spaten den Boden. Mit Umsicht und Fleiß ist hier ein hübsches Heim geschaffen worden. Wie mir der Besitzer erzählte, betreibt er die Ackerwirtschaft nur nebenbei; sein Hauptgeschäft ist eben, wie bei allen hiesigen Deutschen, der Tabakhandel, und zu diesem Zwecke hat auch er unten in São Felix sein großes Magazin, den Packraum, in dem die angekauften Mengen Tabak sortiert, verpackt und zum Versand fertiggemacht werden. Wie viele andere, bepflanzt auch er selbst einen Teil seines Landes mit Tabak. Indessen liegt der Schwerpunkt im Handel, im Aufkaufen des im Inneren im Kleinbetriebe erzeugten Tabakquantums.

Die größte und auch wohl die älteste der Firmen ist die von G. Dannemann, der seine Zweiggeschäfte an vielen Orten des Landes errichtet hat. Herr Dannemann besitzt auch mehrere Zigarrenfabriken, davon zum Beispiel zwei in Muritiba selbst, eine in dem obengenannten Nagé, in Maragogipe usw. Er ist der Nestor der Deutschen und einer der ältesten Pioniere des Landes, der durch seine rastlose Tätigkeit São Felix erst zu der Bedeutung erhoben hat, die es heute besitzt.

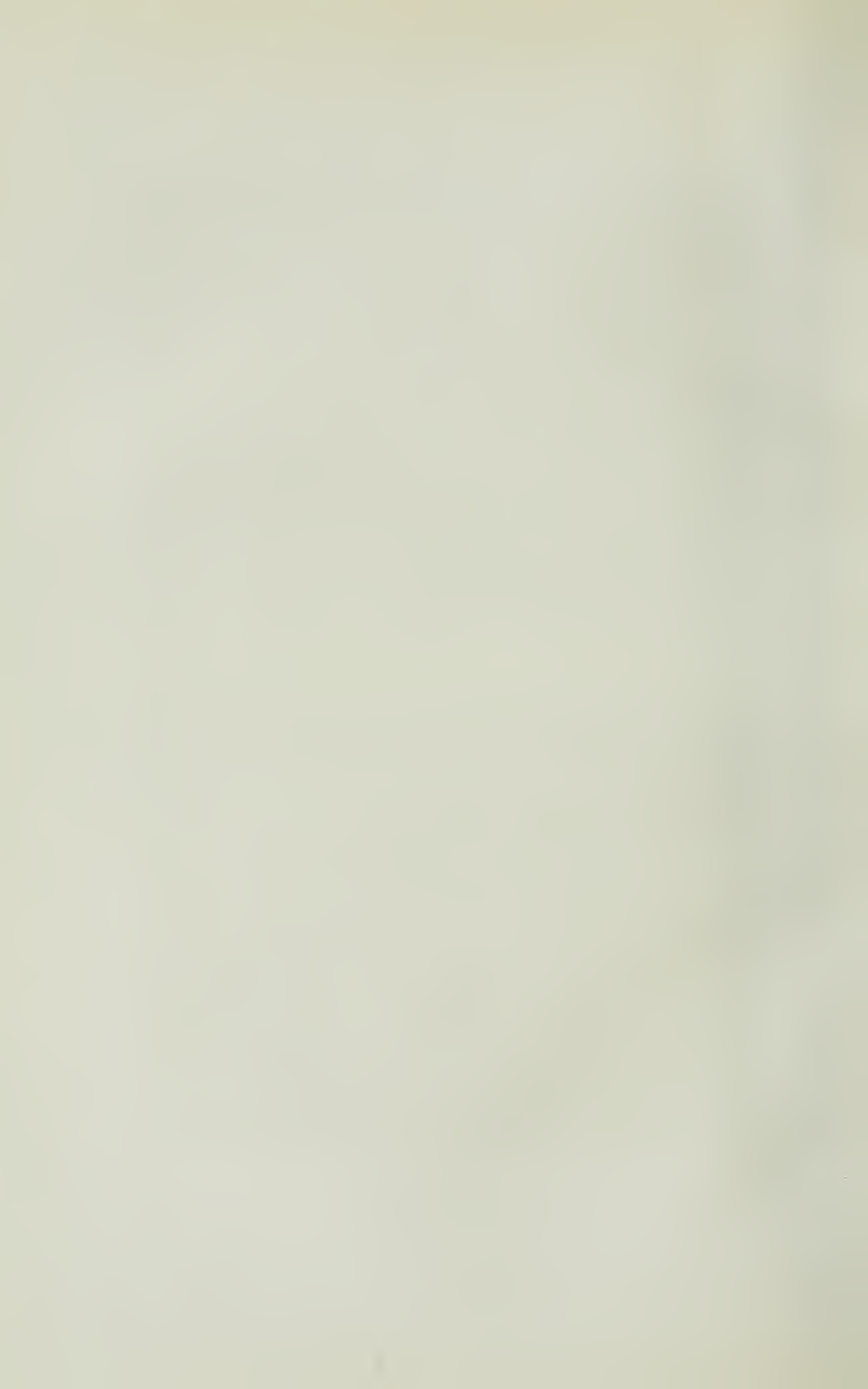
Trübe sah es eines Morgens in dem Städtchen São Felix aus. Schwere graue Wolkenmassen hingen von den Bergkuppen tief ins Tal herab und ergossen unaufhörlich ihren nassen Inhalt auf das Land. In den Straßen klatschte und rauschte es; von den Häusern triefte es und von den Zweigen der Bäume tropfte es hernieder, wie die Tränen eines großen unsichtbaren Wesens, das still vor sich hinweint im tiefen Herzensweh. Für gewöhnlich wird es ja um 6 Uhr morgens nach recht kurzer Dämmerung hell; heute schien das nicht



Schwarz und weiß (Bahia).



Wasserträgerin aus Pernambuco.



zuzutreffen, und wer von den Bewohnern des Ortes nicht gerade gezwungen war, früh aufzustehen, blieb sicherlich in seinen vier Pfählen beziehungsweise im Bett. São Felix schien um diese Zeit noch wie ausgestorben. Es war etwa halb sieben Uhr, als ich zum Bahnhofsgebäude ging, um dort mein Gepäck, die Reit- und Lasttiere zu verladen und mir selbst einen Platz für den Zug zu besorgen, der mich in das Innere des Landes hinein nach Sitio Novo bringen sollte. Von dort aus wollte ich dann im Sattel eine Exkursion in das gebirgige Hochplateau zu einer großen Fazenda machen.

Die von einer englischen Gesellschaft gebaute Bahn ist seit kurzer Zeit in den Besitz des Staates übergegangen. Die Lokomotive wird mit Holz geheizt, da Kohlen in der Nähe nicht vorhanden sind und der Transport derselben zu kostspielig sein würde. Wer aber die Wohltat einer Bahnverbindung in einem wenig bevölkerten Lande, wie es Brasilien ja ist, schon empfunden hat, das heißt, wem die Möglichkeit gegeben ist, mittels Lokomotive sich selbst und andere Menschen sowie Tiere und Lasten von einem zum anderen Orte fortzubewegen, anstatt den Weg über Land zu Fuß oder Pferd oder per Wagen zurückzulegen und dabei dem Wetter jederzeit preisgegeben zu sein, wird sich auch mit der geringsten Geschwindigkeit des Dampfrosses zufriedengeben und jedesmal froh sein, daß er überhaupt noch einen Schienenweg benutzen kann. Das Land ist eben erst in der Entwicklung begriffen, und mehr und mehr kommt im Volk der Wille, Abhilfe und Besserung zu schaffen, zum Ausdruck.

Langsam setzte sich der Zug in Bewegung, erst in südlicher Richtung vorbei an kleinen Häusern und Hütten, aus denen hier und da ein schlaftrunkener Kopf verwundert zum halbgeöffneten Fenster herausschaute. In einem großen Bogen ging es dann um einen Berg herum, und darauf weiter in westlicher Richtung auf dem südlichen Paraguassúufer. Sogleich bei der Biegung beginnt die Steigung. Keuchend führt

die Lokomotive uns höher und höher hinauf, durch Busch und Wald über Täler und Schluchten hinweg. Trotz des trüben Wetters entrollt sich bald das Bild einer herrlichen Landschaft; der Blick fällt jäh in die Tiefe, und dort, tief unter mir, wogt das Meer der Baumwipfel; frisches Laubwerk, hochstämmige Bäume, Palmen und Bananen winken empor. Zur Rechten gähnt eine düstere Schlucht, während ich vor mir durch Zweige und Äste hindurch in die weite blaue Ferne schaue. Hier und da neben dem Schienenwege gewahre ich menschliche Wohnungen, kleine Stückchen Landes, angebaut mit Zuckerrohr und anderen Gewächsen. Beladene Maultiere, Menschen zu Fuß und im Sattel werden im Gelände sichtbar; weidende Rinder stehen im Schatten des dichten Gebüsches und starren dem vorbeifahrenden Zuge nach.

Etwa um 9 Uhr haben wir die Station Sapé erreicht. Das Terrain ist hier ebener; leicht gewelltes Hügelland erstreckt sich in beträchtlicher Ausdehnung, während dunkle Bergketten den Horizont abschließen. In der Vegetation tritt niedriges Gestrüpp und Unterholz auf, und seltener werden die breitgeästeten Bäume.

Nach kurzer Zeit beginnt wieder die Steigung, und nach zwei Stunden sind wir in Curalhino. Dieser Ort ist wichtig für den Tabak- und Kaffeehandel, da jene Produkte hierher aus dem Innern gebracht werden, um von den Großhändlern aufgekauft und weiter nach der Küste hin transportiert zu werden. Von der Station aus entzückt ein prächtiges Panorama den Blick auf das Gebirgsland, das hier in seiner Formation sehr demjenigen in Transvaal ähnelt. Der einzige Unterschied ist nur der, daß die Höhen mehr bewaldet sind als in der südafrikanischen Republik. Hintereinander türmen sich die Bergketten, die sogenannten Serras, auf, ihre höchsten Gipfel in den tiefhängenden Wolken versteckend. Am Fuße eines solchen Höhenzuges liegt Curalhino. Aus dem schattigen Grün von Bäumen und Sträuchern schimmern die hellfarbigen Häuser

hervor, und hoch oben, auf einem Hügel, sich scharf von dem weißlichen Himmel abhebend, ragt ein mächtiges schwarzes Kreuz einsam in die Luft hinein. Die Stadt besitzt eine Wasserleitung, die aus einer Entfernung von drei deutschen Meilen vom Gebirge her das Trinkwasser den Bewohnern zuführt.

Reges Leben herrscht auf der Bahnstation. Orangen, Bananen, Kokosnüsse werden von braunen Frauen und Kindern feilgeboten; schwarze, wollhaarige Neger schleppen Lasten heran; ein Fazendeiro führt galant seine dunkeläugige Dame zum Wagen; ein dicker Händler, die schwere charuto im Munde, lehnt dort in der Haustür und betrachtet gelangweilt das Treiben um sich her.

Was mir bei den Mischlingen auffiel, ist der Indianertypus, der hier schon mehr als an der Küste zum Vorschein kommt.

Hier ungefähr fängt die Vegetation an, üppiger zu werden. Die Kakteen erreichen Baumeshöhe. Reizend nimmt sich im farbenfrischen Grün der Landschaft die rotblaue „Flor St. João" aus, und goldig wiegen sich duftende Orangen im dunkelgrünen Laube. Mächtigen Kandelabern gleich strecken die Euphorbien ihre geraden Arme von sich; die Likoripalmen bewegen leise ihre glattgrünen Wedel. Hier wächst auch die Gravatá, aus deren Faser Ticum (Tauwerk) gemacht wird. Sie beginnt bereits zu einem Exportartikel zu werden, und in Bahia haben einige Unternehmer in letzter Zeit erhebliche Strecken mit dieser Pflanze bebaut, die den Flachs zu ersetzen imstande ist.

Gegen Mittag hatte der Zug die Station S e r r a G r a n d e erreicht, 95 Kilometer von São Felix entfernt. Hohe, steil ansteigende Kuppen erheben sich im Südwesten, während auf dem ziemlich flachen Vorgelände die verschiedensten Palmenarten der Gegend ein eigentümliches Gepräge verleihen. Einzelne Lehmhütten, mit Palmzweigen eingedeckt und umgeben mit einem Zaun aus Flechtwerk, liegen friedlich im schattigen Grün. Braune Kinder spielen vor der offenen Haustür; Hunde, Schweine, Hühner und Enten tummeln sich auf dem Hofe.

Zackiger werden nun die Gebirgsformationen. Jäh und steil erhebt sich die Agulha, ähnlich dem Wetterhorn; graugrünliches Gestein tritt mächtig zutage, nur spärlich von Pflanzenwuchs bedeckt. Etwa auf halber Höhe schimmert das glänzende Weiß einer kleinen Kapelle, die hier einst zur Erinnerung an die Erscheinung irgendeines Heiligen errichtet worden ist. Und weiter westlich türmen sich mächtige Felsblöcke, senkrechte Nadeln und Spitzen; scharfe Rücken mit aufgesetzten Klumpen ziehen sich in nördlicher Richtung hin. Und immer grotesker werden die Felsenbilder, wild phantastisch in dieser großartigen Natur. Hier ruht balancierend eine ungeheure Felsmasse auf einer abgebrochenen Säule, dort endigt ein hoher, schmaler Rücken in dem scharflinigen Gesicht des „Alten Fritz", und links davon ragt wie aus gewaltigen Trümmermassen ein Riesenpfeiler in die Luft hinein. Es ist ein tolles Durcheinander, als ob eine Gigantenhand hier wütend am Werk gewesen wäre.

Hinter Station Lapa werden die Formationen niedriger. Wie in der Karroo Südafrikas, so treten jetzt die „Kopjes" auf; selbst die steilen Absätze, in Transvaal unter dem Namen „Kränze" bekannt, fehlen hier nicht. — —

Nach zwei weiteren Stunden erreichte der Zug Sitio Novo, von São Felix 165 Kilometer entfernt.

Wir stiegen aus, um nun von hier im Sattel den Weg in nördlicher Richtung fortzusetzen.

Anfangs ging alles gut; der Himmel hatte sich völlig aufgeklärt, und die Sonne lachte herunter und lächelte freundlich ob der vielen Torheiten, die die Menschen auf Gottes schöner Welt begehen. Sie erschreckte unser Reittier mit ihrem gleißenden Spiegelbilde im Wasser des Paraguassú-Flusses, so daß es sich sträubte und ins Gebiß schäumte und nur widerwillig die Fähre betrat, die uns ans andere Ufer bringen sollte. Sie schläferte den braunen Fährmann ein, der immer langsamer

die Kette durch die Hände gleiten ließ, bis sie ihm ganz entfiel, und wir mitsamt der hölzernen Fähre nicht von der Stelle kamen. Solches und noch anderes verübte die lächelnde Sonne und ließ zu guter Letzt die eigenwilligen Menschen doch machen, was sie wollten. So ritten denn auch wir froh und guter Dinge unseres Weges fürbaß, die Richtung nach Norden, nach Itaberába, dem Kompaß gemäß, einschlagend.

Durch welliges Hügelland trabten wir, das bewachsen war mit grünem Busch und Wald, durchfurcht von weiten Tälern, in denen Bäche ihr kühles Wasser hinuntersenden. Und Hügelwellen und lange Täler von üppigem Grün bekleidet, vereinigten sich zu einem harmonischen Ganzen. An den Abhängen der Bergeshöhen liegen abgerodete Stellen, urbar gemachtes Land, bebaut mit Zuckerrohr, Tabak und Mais; in einem kleinen Häuschen mit breitem Vordach hausen friedliche Menschen, die aus dem fruchtbaren Boden ihren Lebensunterhalt ziehen.

Großen „Tropas" begegnen wir, Karawanen von hochbeladenen Maultieren, die mächtige Ballen Tabak zum nächsten Stapelplatz bringen. Ein einzelner Reiter kommt dahergesprengt, in brauner Lederhose, Lederjacke und tief herabgeschlagenem Lederhut, mit mächtigen Radsporen und gewaltigen Steigbügeln. Aus dem sonnverbrannten Gesicht blitzen uns zwei kühne Augen entgegen. Er mustert uns von oben bis unten, dann grüßt er und reitet weiter. Es ist ein sogenannter Vaqueiro, hier dasselbe, was in Nordamerika der Cowboy ist, nur mit dem Unterschied, daß unser brauner Geselle nicht die Wildheit und Zügellosigkeit seines Kollegen in den Vereinigten Staaten besitzt.

Und weiter reiten wir, höher und höher hinauf, durch dichtes Gebüsch. Einsamer wurde der Pfad, steiniger und felsiger der Weg; bald ging's durch tiefe Schluchten und über loses Geröll, bald über schlüpfrigen Boden, steile Anhöhen hinan. Die Sonne neigte sich zum Untergang; ein grauweißer Dunst erfüllte den Umkreis. Kreischend flog ein Schwarm

grüner Papageien über uns hinweg und verschwand im dichten Geäst der Bäume.

Vor uns tauchten Menschen auf, zirka zwanzig an der Zahl; braune Gestalten in hellfarbiger bunter Kleidung waren es, die lärmend und lachend auf uns zukamen, Männer und Weiber, junge, hübsche Gesichter mit dem Ausdruck der Sorglosigkeit und Lebenslust. Aus Musikinstrumenten, Trompeten, Pfeifen und Trommeln bestand das Gepäck der Männer, die hier wie fahrende Musikanten an uns vorbeizogen und mich lebhaft an die Zigeuner Europas erinnerten. Aber nichts von der Aufdringlichkeit und Bettelhaftigkeit der letzteren war zu spüren; freundlich grüßend zog die Schar ihres Weges weiter, und noch von weitem hörte ich das helle Lachen der braunen Mädchen, die ihren schlanken Leib auf den runden Hüften wie in weichem Rhythmus wiegten. Und als ich mich umdrehte, sah ich, wie eine von ihnen sich ebenfalls umblickte und uns mit den Händen lebhaft zuwinkte. Glückliches Volk, das mit so wenigem zufrieden ist. — — —

Hinter den bewaldeten Höhenzügen war der Sonnenball verschwunden; graue Nebel schwebten hernieder, und bald fiel es feucht und naß auf unsere Kleider. Ein Sprühregen kam, erst gering, dann stark und stärker werdend und nur zu bald in einen mächtigen Schauer übergehend. Bereits in einer halben Stunde war es stockfinster geworden. Wie eine grauschwarze Masse erschien rings um uns das Gelände, düster und unkenntlich bei der herrschenden Dunkelheit.

Und unaufhörlich goß es von oben herab und machte den Pfad beschwerlich. Unsere Kleider waren durchweicht; unsere Haut war naß; von den Hüten und Mänteln tropfte es in die großen Reiterstiefel; mit einem Wort, wir trieften von oben bis unten. Langsam und vorsichtig stapften unsere Maultiere im aufgeweichten Boden dahin. Endlich, es mochte etwa sechs Uhr abends sein, sahen wir hoch oben auf dem vor uns liegenden Höhenzug einen Lichtschein. Es war I t a b e r á b a , unser

nächstes Ziel. Aber noch eine volle Stunde hatten wir zu reiten, bis wir es erreichten. Und dann ritten wir zwischen mächtigen Felsblöcken hindurch, die wie eine natürliche Barrikade den Eingang zur Stadt flankieren, und bald hielten wir vor dem Hause des Don Carlito.

Itaberába ist eine „Stadt" von etwa 2000 Einwohnern. Kleine, einfache, einstöckige Häuser umgeben den ungepflasterten Marktplatz, auf dem eine Kirche, im undefinierbaren Stile erbaut, sich als das einzige größere Gebäude erhebt. Vor ihrem Haupteingang ragt ein großes schwarzes Holzkreuz dürftig, kahl und erbärmlich in die Luft hinein. Diesem Kreuze schräg gegenüber steht ein mächtiger Tamarindenbaum, unter welchem Bänke zum Sitzen angebracht sind. Wenn des Abends die lauen Lüfte wehen und Tausende von Leuchtkäfern, kleinen Irrlichtern gleich, umherschwirren, wenn die Zykade zirpt und die Fledermaus umherflattert, dann versammelt sich hier das Volk von Itaberába zur geselligen Unterhaltung. Die alte, so viel besungene Dorflinde in unseren deutschen Gauen finden wir hier in anderer Form wieder.

Noch an dem Abend meiner Ankunft wurde ich mit dem Oberrichter des Distrikts bekannt, Dr. Jacintho Ferreira da Silva, einem freundlichen, lieben Menschen. Von ihm erfuhr ich die höchst interessante Tatsache, daß in Itaberába seit zwölf Monaten kein einziger Kriminalfall vorgekommen sei und daß seit fünf Monaten das Gefängnis — leer stehe. Offenbar ein recht erfreuliches Zeichen für die Bevölkerung dieser Gegend.

Der Name Itaberába ist indianischen Ursprungs und bedeutet „glänzender Stein". Nicht allzuweit nördlich davon liegt die Ortschaft O r o b ó. Diese Bezeichnung ist hergeleitet von ouro bom = „gutes Gold". Beide Benennungen deuten darauf hin, daß hier einst Erzfunde gemacht worden sind, und bestätigen gleichsam das, was ich hinsichtlich des Metallreichtums des Bodens im Staate Bahia bereits gesagt habe. Diese

Vermutung gewinnt sehr an Wahrscheinlichkeit, wenn man bedenkt, daß nördlich von Orobó, jenseits des Saracúraflusses, die Serra da Rosa sich im großen Bogen erstreckt, die ihrerseits als Fortsetzung der Lavras Diamantinas betrachtet werden kann. Kürzlich erst ist in der Umgegend von Itaberába Graphit gefunden worden; auch ist eisenhaltiges Gestein daselbst vielfach vorhanden.

* * *

Ein weißes, wallendes Nebelmeer lag heute morgen vor mir; dunkel, feucht ragten die Kuppen einiger Hügel und Bergesrücken, die Wipfel einzelner Jacabäume und Palmen daraus hervor, wie Inseln bei einer großen Überschwemmung. Die Morgensonne brach durch das graue Gewölk, rötlich, violett die fernen Gegenstände färbend und ihre Umrisse mit einem goldigen Schein behängend. Ein leichter Windzug kam daher, leicht belebend wie der gesunde Atemzug der schlafenden Mutter Erde, und brachte Bewegung in die weißlichen Wasser dort unten in den Tälern am Paraguassú-Flusse, und es hob und senkte sich, schwebte empor und wirbelte und zog einher in langen Streifen wie mächtige, durchsichtige Schleier, von Elfenhand gewoben. Und allmählich zerrissen diese zarten Gewebe, und immer größer wurden die Öffnungen, durch die man einen Durchblick auf die erwachende Natur erhielt. Bald strahlte das Tagesgestirn im hellen Tropenglanz, und auf den lichtgrünen Bananenblättern, auf den schwankenden Grashalmen glitzerte es von Millionen von Tautröpfchen, und weit unten im Strom blitzte und sprühte das leicht bewegte Wasser, während hoch oben in blauer Luft ein Geier seine Kreise zog.

Über das Land bin ich dann geritten, über das ausgedehnte Plateau, das sich höher als 300 Meter auf dem südlichen Ufer erhebt. Durch unbebaute Gegenden, durch Gestrüpp und Ackerland führte mich mein Weg. Kleine Hütten, gleichsam eingestreut wie Haltepunkte für das suchende Auge, deuten auf



Bei Bahia. Auf dem Wege nach Victoria.



das Vorhandensein von Menschen hin. Ein Zaun mit einem Lattentor wird sichtbar; ich höre das Bellen eines Hundes. Im Schatten mächtiger Bäume weiden einige Kühe, und dort, auf der anderen Seite, arbeiten in der glühenden Sonne Menschen auf dem Acker. Braune Menschen, einige halbnackt, ein Junge nur mit einem Hemd bekleidet, verrichten mit der Hacke ihre Feldarbeit. Der Pflug ist hier noch unbekannt, vielleicht der vielen Wurzeln und des Steingerölles wegen auch nicht anwendbar gewesen für den jeweiligen Besitzer des Landes. Aber ebendieses Land mit seinen Bewohnern steckt noch in den Kinderschuhen; die Fehler nicht nur früherer Jahre, sondern von Jahrhunderten fordern noch immer ihre Sühne. Es rächt sich jede Schuld auf Erden. Die Leute, die da im Sonnenbrande den Boden bestellen, sind freie Menschen, und doch ist's noch gar nicht so lange her, daß auch auf ihnen der Fluch der Sklaverei gelastet hat.

Weiter bin ich geritten durch hohe Mandiokafelder, vorbei an grünen Maisstauden und jungen Tabakspflanzen; Dorngestrüpp ritzt mein Reittier, dessen Hufe auf losem Geröll stolpern. Farbenfrisch erglänzt das Laubwerk einiger Mangobäume; in ihrem Schatten steht ein größeres Haus mit breitem Vordach. Auf dem Hofe ist an ausgespannten Lianen Wäsche zum Trocknen aufgehängt; Enten und Hühner suchen in der Nähe einer Pfütze Futter, und unter dem Vordach, aus dem kühlen Halbdunkel hervor schimmert es weiß. Es ist die hellfarbige Kleidung eines braunen Weibes, das dort auf der niedrigen Treppenstufe sitzt und einen Säugling an der Brust nährt.

Sonst überall eine tiefe Ruhe; es liegt wie eine große Mattigkeit auf dem Lande, eine Müdigkeit, die auf jedes lebende Wesen einschläfernd zu wirken scheint. Müde, langsam nicken dort die hochragenden Palmen; wie im Halbschlaf träumend erzittern die Gräser unter dem warmen Windhauch, der von Zeit zu Zeit über sie hinwegweht, und von hoch oben, vom vibrierenden Himmelsgewölbe, sengt es hernieder, glühend heiß,

schier unbarmherzig. Und dort vor mir taucht es auf, alt, verfallen; Trümmer aus vergangener Zeit. Es sind die von Efeu und Schlinggewächs umsponnenen Ruinen eines früheren Jesuitenklosters; verwittertes, zerbröckeltes Mauerwerk voller Schwermut und Erinnerung, einige hohe Fensterbogen und trotzige Pfeiler, an deren oberen Enden noch so etwas von Gesims und Ornamenten sichtbar ist. Ein Felsblock kauert in der Nähe, und an seiner Seite reckt sich eine schlanke Königspalme majestätisch in die klare, feuchtwarme Luft und schaut wehmütig und höhnisch herab auf die Ruinen einer einst mächtigen Hochburg.

Was ist Menschenmachwerk? Was ist Menschendünkel und Menschenwitz? Schutt und Trümmer, umsponnen von wildem Gerank, umwuchert von immergrünem Gestrüpp, ist alles, was aus großer Zeit übriggeblieben ist. Der Jesuitenorden hat seinerzeit unleugbar hierzulande viel Gutes gestiftet; aber sein Totenglöcklein wurde ihm geläutet, als er hier wie auch anderswo das erste Gebot seines Schutzherrn übertrat: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“

Als die Jesuiten sich in die Politik hineinmischten und hier in Südamerika die große Idee verwirklichen wollten, ein Jesuitenreich nach echt weltlichem Muster zu gründen, machte man kurzen Prozeß: man jagte sie samt und sonders zum Lande hinaus, verlud sie auf Schiffe und sandte sie dem Papst als — Geschenk. So geschehen in Brasilien im Jahre des Heils 1759! *) Noch andere gewaltige Stürme sind wie reinigende Gewitter durchs Land gebraust. Brasilien schüttelte das portugiesische Joch ab; es wurde selbständig. Brasilien wurde ein Kaiserreich und ist heute eine Republik, eine Vereinigung von 22 Republiken zu einem großen Staatenbund. Aber immer noch tritt einem im Wirtschaftsleben des Volkes

*) Vergl. Dr. W. Vallentin. Paraguay, das Land der Guaranis. Berlin, Herm. Paetel, 1907. S. 81 ff. und 93 ff.

das Alte, Unvollkommene entgegen, das mit dem großen allgemeinen Fortschritt oft im krassen Widerspruch steht.

Ich reite einen steinigen, abschüssigen Pfad hinunter ins Tal. Ein eigentümliches Tönen und Klingen schlägt von fern an mein Ohr und entwickelt sich bald zu einem Knarren, einem fürchterlichen Quietschen und Ächzen, das Stein und Bein erweichen könnte.

In der Biegung des Weges wird ein merkwürdiges Gefährt sichtbar, gezogen von sechs Ochsen und begleitet von zwei mit langen Stöcken bewaffneten braunen Burschen. Wie ein Hauch aus grauer Vorzeit weht es mir entgegen, als ich die Karre — denn eine solche ist es — näher betrachte. An einer klobigen Holzachse sind zwei ebenso klobige Holzscheiben von mehr als einem Meter Durchmesser befestigt; sie vertreten die Räder. Einige auf der Achse angebrachte Planken bilden die Unterlagefläche für Lasten, die auf diesem recht primitiven Fahrgerät fortbewegt werden sollen. Den allgemeinen Gebrauch, die Reibung zwischen Achse und Rad durch Fett oder Öl zu vermindern, scheint man hier nicht zu kennen, und so kommt es denn, daß jenes oben erwähnte fürchterliche Geräusch die Luft erfüllt und das Herannahen einer solchen Karre schon von weitem ankündigt. Daß bei dieser plumpen Radkonstruktion und jenem übergroßen „laisser faire, laisser aller" die Zugtiere unnötig angestrengt werden und infolgedessen nur langsam, ganz langsam mit dem altertümlichen Fahrzeug vorwärtskommen, brauche ich wohl nicht zu betonen. Außerdem ziehen die Ochsen hierzulande meistens mit dem Halsjoch, nicht mit der Stirn, ein Umstand, der die Tierquälerei noch erhöht, wenn es unter unendlichen Beschwerden auf schlechten, oft von Regengüssen ausgewaschenen Wegen bergauf geht. Aber die Leute haben hier Zeit, viel Zeit! Ob die beförderten Kisten und Ballen heute nachmittag oder spät abends ankommen, ist von geringer Bedeutung. Man wartet eben. Paciencia!

Zum Transport von Warenlasten dient im allgemeinen das Maultier, ebenso auch meistens zum Reiten. Durch seine vorzüglichen Eigenschaften, wie Zähigkeit, Ausdauer, Anspruchslosigkeit, macht es sich unentbehrlich, namentlich beim Transport im Innern des Landes auf weite Entfernungen. Es ist erstaunlich zu sehen, was diese Tiere zu leisten imstande sind, wenn sie, schwer bepackt, in großen Karawanen, Tropas genannt, tage- und wochenlang in Regen und Hitze bei nur geringem Futter unverdrossen einhertrotten. Hinter ihnen folgen, zu Fuß oder beritten, die Führer oder Treiber, kräftige, braune Gestalten, mit wetterharten Gesichtszügen, oftmals interessante Erscheinungen und für den Pinsel eines Malers wie geschaffen.

Aber auch in so einem unscheinbaren, häufig in zerrissener Kleidung steckenden Mann aus dem Volke, ganz gleichgültig, ob ihm von Natur eine schwarze, braune oder gelbe Hautfarbe verliehen worden ist, kann man sich täuschen. In jedem lebt so etwas von einem Caballero, äußerst zuvorkommend und liebenswürdig, mit natürlichem Taktgefühl begabt.

Manchmal mag ja bei dem heißblütigen Brasilianer das Gefühl etwas überwallen, so daß er unter großem Wortschwall vieles sagt, was er nicht hält. Aber er gibt, was er gerade hat. Insbesondere wird die Gastfreundschaft allgemein hoch in Ehren gehalten, ja, wie etwas Heiliges betrachtet. Noch selten habe ich sie in dem Maße, wie sie hierzulande geübt wird, anderswo angetroffen. Sie ist eben in Brasilien ehrlich durch und durch gemeint, und selbst der Bettler, der oft auf magerem Pferde einherreitet, findet freundliche Aufnahme. Indessen, wie lange wird's dauern? — Wer weiß es? —

Die Buren waren einst auch als äußerst gastfreies Volk bekannt, bis ihre Gutmütigkeit von reisenden Engländern arg mißbraucht wurde und Beschimpfungen und Verleumdungen den Lohn für ihre Gastfreiheit bildeten. Ähnlich wird es auch hier werden, wenn erst mehr und mehr Fremde das Land be-

reisen und sich in einseitiger nörgelnder Kritik — oftmals unbefugt — am Volksleben ergehen. Dann wird sich das Volk natürlich hüten, den ungerufenen Nörglern weiter Einsicht in seine Verhältnisse zu gewähren, und dann nach und nach — adieu, alte, edle Gastfreundschaft!

Einem Gast gegenüber benimmt sich jeder Brasilianer wie ein vollständiger Gentleman. Überhaupt sind die Leute hierzulande höflicher als daheim. Es ist gang und gäbe, daß auch die gesellschaftlich höher stehenden Klassen und Personen mit dem Manne aus der Masse des Volkes in höflich freundlicher Weise verkehren, und so kommt es denn, daß, namentlich zwischen dem größeren Landbesitzer und seinen Gauchos, mehr ein freundschaftlicher Verkehr als ein Dienstverhältnis herrscht. Diese gegenseitigen persönlichen Beziehungen sind selbst in die größeren Städte hineingetragen und beeinflussen in nur günstiger Weise den Verkehr der verschiedensten gesellschaftlichen Klassen. Ein wirtschaftliches Protzentum und das Aufkommen von Klassen- und Standesunterschieden sind daher bis jetzt noch kaum bemerkbar, wie es andererseits leider in den größeren Städten Argentiniens schon wahrgenommen wird.

Daß der Brasilianer im allgemeinen recht einfach lebt, dem Alkohol wenig zuspricht, dafür aber Musik und Tanz leidenschaftlich liebt, dürfte hinreichend bekannt sein. Das ist auch das Urteil, was ich mir bisher an Ort und Stelle im Staate Bahia habe bilden können. Vielleicht ist die Neigung, Festtage zu feiern, etwas zu stark ausgebildet. Denn wo ich auch bisher gewesen bin, überall war „etwas los". Fahnen, Lampions, Raketen usw. zeigten stets an, daß irgendein Tag der Woche von der Bevölkerung zum Feiertag gemacht worden ist. Meistens begnügt man sich aber mit diesem e i n e n Tage nicht, sondern feiert kräftig bereits vorher und noch einige Tage nachher, wobei Raketen und Böllerschüsse und anderes Feuerwerk eine große Rolle spielen. Nur recht viel Geknatter und Lärm! Ob es dabei einige Tote und Verwundete gibt,

ist der im Vergnügungstaumel wild rasenden Bevölkerung ganz gleichgültig.

Im übrigen heißt es auch hier: „Naturalia non sunt turpia“, und in den Wohnhäusern ist es hinsichtlich der „Bedürfnisanstalten“ meistens übel bestellt. Das geniert indessen den Brasilianer sehr wenig; er hat ja die Straße, das Feld, die ganze weite Natur für sich, und Männlein und Weiblein wissen recht gut, wozu diese billigste aller Einrichtungen vorhanden ist.

Da muß ich an eine kleine Szene denken, die ich neulich auf einem Flußdampfer mit angesehen habe.

Eine Familie mit mehreren Kindern kam an Bord. Das meist umfangreiche Gepäck stand bereits auf Deck, während kleinere Pakete von den Ankömmlingen in der Hand mitgebracht wurden. Der Familienvater schien seine Sorgfalt einem in Tücher gewickelten Gegenstande besonders zu widmen. Denn bald hielt er ihn auf den Knien, bald stellte er dies unbekannte Etwas auf die Bank neben sich, bald auf den Boden; kurz, er überwachte es fast liebevoll. Da schrie und strampelte mit einem Male der jüngste, hoffnungsvolle Sprößling, ein kleiner, strammer Bengel. Ohne weiteres löste die besorgte Mutter das verhüllende Tuch, und zum Vorschein kam ein Porzellanhenkelchen, zu dem ein Töpfchen gehörte von jener Art, wie sie Busch humorvoll unter das Bett des schlafenden Onkels „Fritze“ gezeichnet hat. Der Betrieb mit diesem Geschirr der Nacht begann denn auch sofort coram publico, ungeachtet der auf Deck versammelten Mitreisenden. Jeder schien das für selbstverständlich zu halten und wunderte sich gar nicht, als dann auch die Reinigung coram publico vorgenommen wurde und die sorgfältige Verpackung im verhüllenden Tüchlein wieder erfolgte. Ländlich — schändlich. —

Lichtumflutet liegt der Paraguassú vor mir, klar wie ein Spiegel, in welchem die grünen Höhenzüge der beiden Ufer stolz ihr farbenfrisches Bild beschauen. Kanoes und sonnen-

beschienene Segel, geschwellt vom leichten Winde, gleiten auf dem blaugrünen Wasser dahin. Weiße Wolken stehen am hohen Himmel, und dunkel heben sich in der Ferne die bewaldeten Kuppen und Rücken der Serra wie eine scharfgeschnittene Silhouette vom grellen Horizont ab. Gesang tönt zu mir herüber, eintönig und schwermütig, und ebenso schwermütig nickt die schlanke Palme an der Uferböschung, und in den großen Bananenblättern rauscht es lauter. Lachende Kinderstimmen werden hörbar, ein Lachen, das froh und zuversichtlich an die glückliche Zukunft glaubt. Dann schießt eine Rakete zischend gen Himmel; Schüsse und Kanonenschläge durchzittern die Luft und hallen donnernd nach im Echo der Berge. Das Volk von Tororó hat mit der Feier des Sankt Johannistages begonnen, des größten Festes in Brasilien.

* * *

Nach langem Ritt hatte ich endlich Birimbáo erreicht. Die Strahlen der langsam sinkenden Sonne fielen bereits flach über die ebene, mit dichtem Buschwerk bewachsene Landschaft, als uns aus dem schweren Grün von Gestrüpp und Unterholz die ersten Häuser weiß entgegenschimmerten wie ferne Grabsteine aus wucherndem Schlinggewächs. Einsam war es ringsum, und einsam war der Ort, durch den wir jetzt ritten. Kaum verdiente er den Namen Dorf oder Marktflecken; eine Straße und ein großer Platz mit einer kleinen hinfälligen, turmlosen Kirche: das ist alles. Die wenigen Wohnungen sind halbverfallene Hütten oder recht baufällige, durchweg einstöckige Häuser, die sich bei ihrer Altersschwäche sehnsüchtig nach einem Stützpunkt umzusehen scheinen. Durch den Hufschlag aufmerksam gemacht, schauen die Bewohner des Ortes uns neugierig nach; einige Kinder eilen schreiend in die Haustür hinein, und ein alter, struppiger Köter gibt uns bellend das Geleit bis zum anderen Ende der Straße, wo bei der letzten Hütte auch sofort wieder das niedrige Gebüsch anfängt. Ein

schmaler Weg führt durch dieses hindurch. Dann fällt der Blick auf Palmen und hohe, dunkle Bäume, unter denen eine helle Hauswand freundlich hervorleuchtet. Es ist die Fazenda eines Brasilianers, der uns hier erwartet.

Mit echt brasilianischer Gastfreundschaft wurden wir aufgenommen; ein Empfang und ein Willkommen, wie man es sich nicht herzlicher denken kann. Angehörige und Diener des Hauses brachten leichtes Schuhwerk und halfen, die schweren Reitstiefel mit den mittelalterlichen, talergroßen Sporen ausziehen; Cachaça mit kühlem Wasser wurde zur Erfrischung des inneren Menschen herumgereicht. Dann kam das Waschen und Baden, und in kurzer Zeit konnten wir im ringelnden Dampf einer schwarzbraunen Charuto die Strapazen des langen Weges von uns blasen in den lauen Abendhimmel hinein.

Herrlich saß es sich hier auf der Veranda unter dem breiten Vordach. Weit dehnt sich die Ebene, nur hier und da durch kleine Anschwellungen unterbrochen; tiefdunkel, fast schwarz wie ein Klumpen Finsternis erscheinen Gestrüpp und Gebüsch, das dichte, niedrige Unterholz mit dem wuchernden Unkraut; und jäh, wie drohend, recken sich massige Baumkronen aus diesem wirren Wust in die Höhe, eine scharfgeschnittene Silhouette gegen den weißlichgelben Himmel bildend. Rechts ragt der dunkle Wald mit zackigen Gebilden aus der Fläche auf, während links dicke, unförmige Jacabäume und schlanke Palmen die einsame, schwermütige Landschaft abschließen. Schweigend steht der Wald ringsum, schweigend liegt die Abendsonne auf dem Lande. Ein letzter blutroter Lichtstreif glimmt auf, und dann ist alles Nacht. — — —

Auf dem linken Ufer des Paraguassú erhebt sich das Terrain ziemlich steil, und bereits bei der Station Serra haben wir das Plateau erreicht. Ein flaches, leicht gewelltes Gelände dehnt sich nach Norden und Westen aus. Gut bebautes Ackerland wechselt ab mit dichtem Gebüsch; eingezäunte Mais- und Mandiokafelder umgeben kleine, braune



Farmer (Fazendeiro)
aus dem Inneren des Staates Bahia.



Eingeborener
aus dem Inneren des Staates Bahia.



Hütten oder große Fazendas; das saftige Grün ist lebhaft unterbrochen von hellen Bananenblättern; dann wieder braunes Erdreich und dahinter ein finsterer Hochwald, bestehend aus Tapicurúbäumen; gespenstisch erscheinen auf dem dunkeln Hintergrunde die weißen, birkenartigen Stämme. Auf der rechten Seite der Bahn blinkt wie ein großes Auge eine Wasseransammlung aus feuchten Grasmassen hervor, während links, nach Nordwesten zu, die ausgedehnte Hochebene ihren Abschluß in der sich auftürmenden Gebirgskette findet. Die Menge der Wohnstätten, der Anpflanzungen, der sich hinziehenden Wege, die sorgfältig beackerten Felder, alles deutet darauf hin, daß diese Gegend verhältnismäßig gut bewohnt ist. Bei der Station Cruz, nördlich von Cachoeira, verflacht sich das Terrain zu einer weiten Ebene. Aus dem rötlichen Dunst dieser Fläche erhebt sich in der Ferne die Serra in schroffen Formen und leichten Übergängen, in einzelnen Zügen hintereinander, höher und höher und lichter und zarter werdend, glänzend wie ein zackiger, durchsichtiger Wall im Strahl der scheidenden Abendsonne. Und über dies prachtvolle Bild wölbt sich ein Tropenhimmel, so klar und rein, als ob er nur für Elfen und Engel und wonneselige Menschenkinder geschaffen wäre. Nahezu zweihundert Meter befinden wir uns jetzt über dem Meeresspiegel. Und überall Hütten und Häuser und Höfe, hier auf der Ebene, dort im dunkeln Tal, da drüben am Abhang einer niedrigen Erhebung. Männer und Weiber sind noch auf den Äckern beschäftigt; Kühe und Pferde und Maultiere traben über eine Weidefläche. Wir nähern uns einem bewohnten Ort, und gegen Abend haben wir Feira Santa Ana erreicht.

Die Stadt, die etwa 5—6000 Einwohner zählt, macht einen freundlichen und recht sauberen Eindruck. Sie ist der wichtigste Platz im Innern des Staates. Geht doch der gesamte Verkehr des Inlandes über diesen Ort zur Küste hin. Hier werden wöchentlich die großen Märkte abgehalten, die das Land und

die Küste mit Lebensmitteln und Produkten der Landwirtschaft versorgen. Insonderheit sind es die Viehmärkte, die diesem Ort seine Bedeutung verleihen. An jedem Montag finden sie statt. Da sieht man auf dem gewaltigen Marktplatz nicht Hunderte, nein Tausende von Rindern, zusammengetrieben aus allen Teilen des Staates, oft von weit, weit her, vom San Francisco-Fluß und aus dem gebirgigen Hochland. Da wird gefeilscht und gehandelt, geschrien und geschwatzt, und dazwischen sprengen die Vaqueiros einher, in ihrer braunen Ledertracht, mit den großen Steigbügeln, dem schweren Zaum- und Sattelzeug, der silberbeschlagenen Reitpeitsche. Nachlässig lehnen schwarze Treiber, die Zigarre im Munde, den langen Stock in den Händen haltend, gegen das ungefüge Rad einer Karre oder hocken abseits um ein Feuer, auf dem sie ihr Essen zubereiten.

Zu diesem Marktplatz gehört auch ein Schlachthaus, in dem das Töten der gekauften Schlachttiere — oft hunderte an einem Tage — vorgenommen wird.

Auf einem anderen Markt werden Maultiere, Esel und Pferde feilgehalten, während auf einem dritten Platz Hühner, Enten, Eier und andere Erzeugnisse, wie zum Beispiel Felle, Hörner usw., zum Verkaufe bereitstehen. Durch die gute Pflasterung der Marktplätze und Straßen ist eine gewisse Sauberkeit gewährleistet, die zum Beispiel gegen die Hafenstadt Bahia äußerst vorteilhaft ins Auge fällt, von der Breite der Straßen und dem guten Trottoir gar nicht zu reden. Feira Santa Ana besitzt neben mehreren Kirchen, vor denen natürlich das dunkle Holzkreuz nie fehlt, eine protestantische Schule, aber keine deutsche, sondern eine — amerikanische. Ich erwähne dies nur, um zu zeigen, welche Anstrengungen Nordamerika macht, um vermittels seiner Missionen auch hier allmählich festen Fuß zu fassen!

Die Stadt ist in einer großen Ebene erbaut, die im Westen von blauen Gebirgszügen umkränzt wird. Infolge der Höhen-

lage — 233 Meter über dem Meeresspiegel — ist das Klima gut; während meines Aufenthaltes daselbst waren die Nächte sogar empfindlich kühl, was indessen wohl auf die große Differenz zur Tagestemperatur zurückzuführen sein wird. Immerhin kann es hier jeder Europäer aushalten.

In der Bevölkerung scheint die Mischrasse und Indianerblut vorherrschend zu sein. Schöne Typen sind nicht selten, namentlich bei dem jüngeren weiblichen Geschlecht, das auch hier ebenso wie daheim kokettiert und kichert und lacht und die blendend weißen Zähne zeigt und die schwarzen Zöpfe mit anmutiger Kopfbewegung in den Nacken wirft. Nur in einem Punkte werden sich die Evatöchter hierzulande von ihren Schwestern im alten Europa unterscheiden: sie arbeiten nicht so viel wie letztere.

Bei der männlichen Bevölkerung ist es damit auch gerade nicht weit her. Immerhin hat sich doch infolge des Verkehrs und der Märkte so etwas wie eine Hausindustrie herausgebildet, die sich hauptsächlich mit der Anfertigung von Ledersachen befaßt. So werden unter anderem Zaumzeuge, Sättel und Lederriemen hergestellt, ebenso Schuhe und lange Reitstiefel aus rohem, weichem Hirschleder usw. Die Preise sind nicht hoch. Ich bezahlte zum Beispiel für eine gute, geflochtene Reitpeitsche 1,50 Mark, für ein Paar vorzügliche lange Reitstiefel aus rohem Hirschleder 15 Mark. Auch für Lebensmittel wird verhältnismäßig wenig bezahlt, und es ist höchst interessant, zu beobachten, wie sich die Preise von diesem Zentrum aus nach der Küste hin verteuern. So kostet zum Beispiel ein Huhn in Feira Santa Ana kaum 50 Pf., in São Felix oder Cachoeira schon 1,30—1,60 Mark, dagegen in Bahia durchschnittlich 3 Mark. Nicht ganz so, aber ähnlich verhält es sich mit den Preisen für Eier, Fleisch und andere Nahrungsmittel.

Die Umgegend von Feira Santa Ana ist gut bebaut. Kleine Fazendas, auf denen meistens Tabak gepflanzt wird, trifft man vielfach an. Am 26. Juni ritten wir über Parahyba und Sacco

de S. Rocca nach Nova Sorte, einer großen Besitzung, die dem Senhor Antonio de Torres gehört. Der Weg führt durch dichtes Gebüsch, über braunes Erdreich, das hier und da sandige Strecken aufweist. Als Begleiterscheinung zu dem Sandboden treten in der Vegetation auch ab und zu einige Kakteenarten und die niedrigen Likoripalmen auf. In Nova Sorte, das inmitten schöner Gartenanlagen gelegen ist, befindet sich eine Zuckersiederei. Außerdem betreibt der Besitzer Viehzucht, da es an guter Weide und Wasserversorgung nicht mangelt, und bereitet Milch, Butter und Käse für den eigenen Bedarf. Auf originelle Art wird hier der Honig gewonnen. Den Stumpf eines Baumstammes, etwa 1 Meter lang und inwendig ziemlich hohl, hängt man unter das Dach eines Schuppens oder Stalles, nachdem man eine große Öffnung, etwa ein Astloch, gleichsam als Eingang hergerichtet und einige junge Bienen hineingesetzt hat. Es kommen nun andere Bienen, nisten sich dort ein und benutzen diesen halbhohlen Stamm als ihren Bienenkorb. Sie sollen, wie mir der Besitzer versicherte, ihre nächste Umgebung kaum belästigen.

Wie überall, so wurden wir auch hier auf dieser großen Fazenda mit brasilianischer Liebenswürdigkeit empfangen, und ich denke gern an jene Gastfreundschaft zurück, die mir, als einem Fremden, dort zuteil geworden ist. Als wir Abschied genommen hatten, schwang sich Senhor Antonio nebst seinen beiden Brüdern in den Sattel und begleitete uns nach Landessitte bis an die äußerste Grenze seines ausgedehnten Besitzes. Dann ein letzter Händedruck, ein Hüteschwenken und frohes Zurufen; wir trabten talabwärts auf schmalem Pfade in den dichten Hochwald hinein. Dort drüben auf einer Anhöhe hielten drei Reiter und winkten uns noch einmal zu. Dann galoppierten sie zurück und verschwanden unseren Blicken. Ob wir uns noch einmal wiedersehen?

---



III.

## Rio de Janeiro. Die schönste Hafenstadt der Welt. Inneres und Umgebung. Wirtschaftliches. Handel, Industrie und Gewerbe. Das Deutschtum. Klima. Petropolis.

Sehnsüchtig wartete ich nach meiner Rückkehr aus dem Innern auf die Ankunft des Dampfers. Endlich traf der lang ersehnte ein, besetzt bis auf den letzten Platz. Doch nein, diesen ergatterte ich, und ich war froh; denn ich konnte nun der heißen, engen Hafenstadt Bahia entfliehen, und das um so lieber, als gerade jetzt Jupiter pluvius das Zepter schwang und die Straßen der „Cidade de São Salvador da Bahia de Todos os Santos do Brazil“ — wie der langatmige, offizielle Name Bahias lautet — keineswegs zum Dableiben ermunterten.

Noch an demselben Nachmittag verließen wir den Hafen und befanden uns bei eintretender Dämmerung bereits auf hoher See, auf dem Wege nach Rio de Janeiro. War der Morgen trübe und regnerisch, der Mittag glühend heiß gewesen, so war der Abend um so prachtvoller. Ein echter herrlicher Tropenabend, dem eine ebensolche Tropennacht folgte; eine weiche, helle Nacht, wundersam und märchenhaft, mit allem unsagbaren Reiz, den der bleichgelbe Vollmond mit seinem Silberlicht auf die Umgebung ringsumher, den klaren, wolkenlosen Himmel und die spiegelglatte, flimmernde Ozeanflut, hervorzuzaubern vermag.

Die Entfernung von Bahia bis Rio, in der Luftlinie gemessen, beträgt etwa 1250 Kilometer, ist also größer als die von Berlin nach Rom. Ich erwähne dies, um an der Hand solcher Vergleiche die ungeheure Ausdehnung Brasiliens sowie seiner einzelnen Teile vor Augen zu führen. Hierbei will ich bemerken, daß der Staat Rio de Janeiro im Verhältnis zum Staate Bahia recht klein ist, immerhin aber noch 46 000 qkm Flächeninhalt besitzt, also fast die Ausdehnung von Sachsen, Württemberg und Baden aufweist.

Die Einwohnerzahl ist natürlich im Vergleich zur Fläche sehr gering; kaum anderthalb Millionen Menschen — hierbei die Bundeshauptstadt Rio mit 811 430 inbegriffen — leben auf diesem Gebiet. Von der Bevölkerung sind etwa 56 Prozent Weiße. Im Gegensatz zu Bahia tritt hier die Negerrasse schon erheblich zurück und bildet nur 23 Prozent der Kopfzahl, während der Rest, also 21 Prozent, aus Mischlingen besteht.

* * *

Weißliche Nebelmassen lagern vor Tagesanbruch auf dem Weltenmeer, das fern am Horizont mit dem graublauen Himmel zu verschmelzen scheint. Da leuchtet es im Osten rötlich auf; es flammt zwischen den einzelnen Wolkengebilden wie Feuer, und im Wasser blitzt es und glitzert es, erst hier und da ein wenig, dann mehr und mehr; die Nebeldünste verschwinden, und aus goldgeränderter Wolkenmauer steigt der glühende Sonnenball langsam, prächtig empor, mit strahlendem Glanz alles überflutend. Und drüben schimmert es eigentümlich; grelle Lichtreflexe treffen das spähende Auge, und weit hinten erheben sich aus weißem Dunst lichtblaue zackige Formen, wie leise hingehaucht in verschwommenen Umrissen auf einen hellstrahlenden Hintergrund. Die mächtige Bai von Rio, flankiert auf der linken Seite von dem jäh emporragenden Pão de Assucar, dem „Zuckerhut“ (seiner Form wegen so ge-

nannt), und rings umgeben von der bizarren Wucht des sich auftürmenden Gebirges, liegt in ihren geradezu paradiesischen Reizen vor mir. Zwei Forts, auf zwei nackten Granitfelsen angelegt, beherrschen die kaum 2 Kilometer breite Einfahrt in den Hafen, der mit einer Wasserfläche von etwa 430 qkm und einem Durchmesser von etwa 23 Kilometer einen der größten Häfen der Welt bildet. Und ist er nicht der geräumigste, so ist er doch der schönste. In geradezu großartiger Weise, üppig und verschwenderisch, hat hier die Natur ihre Schönheiten ausgeteilt.

Als ich zum ersten Male Ceylon sah — nicht etwa als Gefangener der Engländer, wie so viele meiner Mitkämpfer aus dem unglücklichen Burenkriege, deren Los ich ja um ein Haar geteilt hätte, wenn mir nicht das Glück ein wenig hold gewesen wäre —, und als ich dann später das schöne Java erblickte, glaubte ich die entzückendsten Fleckchen Erde auf unserer Gotteswelt gefunden zu haben. Heute, nachdem Rio mit seiner wunderbaren Naturpracht sich mir gezeigt hat, kann ich meine alte Ansicht kaum mehr aufrechterhalten, und das, was ich von damals als schön und herrlich in meiner Erinnerung bewahrt habe, es beginnt zu verblassen beim Anblick dieser wunderbaren Stadt „des heiligen Sebastian am Januarflusse" — „Cidade de São Sebastião do Rio de Janeiro" — oder kurzweg Rio genannt.

Es war nämlich gerade der 1. Januar 1515, als die Portugiesen unter Dias de Solis die große Bucht entdeckten, von der sie annahmen, sie sei die Mündung eines gewaltigen Flusses. Zur Erinnerung an jenen Tag nannten sie diesen Strom Januarfluß (Januar = Janeiro), daher der Name der später hier angelegten Stadt, deren Gründer nicht nur Sinn für eine paradiesische Natur gehabt haben muß, sondern auch die natürliche Befestigung des Platzes richtig erkannt hat, ein Umstand, der für jene Zeiten kolonialer Raub- und Gewaltakte schwer ins Gewicht fiel.

Weit nach Norden, noch weiter nach Nordosten erstreckt sich die gewaltige Meeresbucht ins Land hinein, überall kleinere, vorzüglich geschützte Einbuchtungen bildend und durchsetzt von einer Menge Inseln — der Volksmund spricht im frommen Aberglauben von 365, das heißt für jeden Tag des Jahres eine —, die zum Teil mit Forts und sonstigen Befestigungswerken versehen sind. Umkränzt ist diese Wasserfläche von malerischen Höhenzügen, von Kuppen und Zacken, von Felskegeln der absonderlichsten Form, von sanft gewellten Hügeln mit üppiger Vegetation, aus der sich Palmen und Bananen lieblich hervorheben. Und auf dem oft recht schmalen Streifen zwischen diesem Bergland und dem Meere erhebt sich in riesiger Ausdehung die Stadt mit ihrem hellbunten Häusermeer und den blinkenden Dächern, mit ihren prächtigen Kirchen und Palästen und Villen; die Stadt, die wie ein stetig wachsendes Ungetüm mit abertausend Gliedern erst in die bequem zu erreichenden Täler gekrochen ist und darauf langsam an den Abhängen des Gebirges emporklettert.

Da ragt westlich vom schon genannten „Zuckerhut" mit jähem Steilabfall der Corcovado bis nahezu 720 Meter hoch empor; nicht weit von ihm erhebt sich wie eine Ruinenmauer aus Schutt- und Trümmerhaufen trotzig die Gavea, und daneben blickt ein regelrechter Konus einsam in das dunkle Bergtal hinab. Noch mehr nach Westen zu türmen sich die höckerigen Höhen von Tijuca bis zu 1000 Meter auf, und dahinter erscheinen Hügel und Berge, eine Serra nach der anderen, die Serra de Estrella, dos Orgãos, das sogenannte Orgelgebirge, seiner Gestalt wegen so genannt, und viele andere. Es ist das gebirgige Hinterland Rios.

Das Ganze ist eine in Tropensonnenglanz gebadete farbige Phantasie von märchenhafter Schönheit. Ein unsagbar wundersamer Rausch nimmt die Seele gefangen, und mit Wollust trinkt das Auge das entzückende Panorama, in dem sich die Harmonie des Alls in erhabener Ordnung und Voll-



São Felix.



kommenheit enthüllt. Man lauscht und atmet mit hochklopfendem Herzen und wundert sich nur, daß die Märchenfee, der all diese Schönheit, all der Duft und Reichtum gehören, nicht selber irgendwo aus den Bergen oder der Flut auftaucht.

* * *

Die Stadt Rio selbst mit den vielen Vorstädten verteilt sich auf etwa 30 Hügel und mißt infolge dieser großen Ausdehnung längs der Küste mehr als 20 Kilometer. Unten an der Bai, auf sehr eng begrenztem Raum, liegt die Altstadt, das eigentliche Rio, die Geschäftsstadt, in der sich nicht nur das wirtschaftliche, sondern auch das politische Leben des Landes außerordentlich zentralisiert. Hier in den engen Straßen befinden sich die Läden des Detailhandels, die Geschäftsstellen der Bank, die Bureaus der großen Handelshäuser. Hier in der Hauptstraße trifft sich die vornehme Welt, Damen und Herren, Politiker und Börsenmänner, Offiziere und Kaufleute. Hier werden wichtige Tagesfragen verhandelt; hier wird politisiert, geklatscht, intrigiert und — kokettiert, und es lohnt wahrlich der Mühe, dieses echte Großstadtleben, das sich hier im wahren Sinne des Wortes täglich abspielt, kennen zu lernen. Ein unabsehbares Gewimmel von Eingeborenen und Fremden aus allen Teilen der Welt schiebt sich hier in unaufhörlicher Folge von morgens bis abends unter Lärm und Getümmel durch die Straßen. Dem Beschauer bietet sich ein lebhaft bewegtes Bild dar, das für das Auge insofern äußerst angenehm wirkt, als die Damen durchweg helle, farbenfrische Toiletten tragen und daher wie Lichtgestalten aus dem dunkeln Menschengewühl hervorleuchten.

Regierung und Behörden tun alles mögliche, die Sanierung und Verschönerung der schönsten Stadt Südamerikas aufs energischste zu fördern. So ist diese denn auch gut kanalisiert. Drei Wasserleitungen versorgen sie vom Gebirge her mit ge-

nügend Wasser; eine davon besteht schon seit 1750. Entlang dieser Leitung, auf der Rua do Aquaducto, führt heute die elektrische Bahn hinauf zum reizend gelegenen Hotel Internacional, das einem Deutschen gehört. Das Landschaftsbild, das sich während der Fahrt und dann von hier oben aus entrollt, ist überwältigend, namentlich des Abends, wenn die Sonne sinkt, und die Stadt dort tief unten in tausend und tausend von Lichtern zu flimmern beginnt. Das ist wie ein Wunder! Diese Ausblicke von hoch oben über Rio, über die Berge der Serra do mar, über die Inseln der weiten Bucht hinaus, über die Unendlichkeit des dunkelfarbigen Ozeans! — — —

Die Beleuchtungsanlagen Rios sind vortreffliche, teilweise für Gas, teilweise für Elektrizität. Der größte Teil der elektrischen Einrichtungen, insbesondere soweit es Straßenbahnen betrifft, ist von Nordamerika geliefert und hergestellt. Ob es deutschen Unternehmern noch gelingen wird, bei dem bereits bestehenden großen Vorsprung der Nordamerikaner für sich etwas Nennenswertes zu erreichen, dürfte schwer zu sagen sein. Wichtig indessen ist die Sache ohne allen Zweifel. Denn jetzt schon besitzt Rio eine Menge Straßenbahnen, die selbst mit den allerentferntesten Vorstädten die Verbindung vermitteln. Trotzdem macht sich ein Bedürfnis nach weiteren Anlagen mehr und mehr geltend, und zieht man das Vorhandensein der zur Verfügung stehenden Wasserkräfte in Betracht, dann muß man zu dem Schlusse kommen, daß sich hier auch für spätere Zeiten ein fruchtbares Feld für elektrische Unternehmungen bietet.

Rio de Janeiro weist eine Menge stattlicher Bauten auf; ich erwähne nur das prächtige Postgebäude und die Börse. Schöne Plätze und herrliche Gartenanlagen bringen eine wohltuende Abwechslung in das Straßen- und Häusergewirr, und gewaltige Standbilder mit passender Umgebung tragen nicht wenig zur Verschönerung des Gesamteindruckes bei. Was

mir bei all diesen Denkmälern in erster Linie gefallen hat, waren die vorzüglichen Reliefs am Sockel. Selten habe ich diese so schön ausgeführt gesehen wie hier, zum Beispiel am Reiterstandbild des Marschalls Osorio, selten so sinnreich wie am Denkmal des Dichters Alcucar.

Wie alle katholischen Städte, so besitzt auch Rio eine große Anzahl Kirchen, von denen als schönste wohl die Candelaria zu betrachten ist.

Ich war überrascht von dem erhabenen Baustil und der vornehm klassischen, keineswegs düsteren Ornamentik des Inneren dieses Gotteshauses. Alles wirkt dort einheitlich, die hellen Marmorpfeiler, schlank und ruhig, die gewaltigen Marmorbogen, das vergoldete Kuppelgewölbe, die herrlichen Wand- und Deckengemälde. Da ist nichts Finsteres oder Mürrisches; im Gegenteil, überall Luft und Licht, ein gewisser Frohsinn, wie er in einem herrlich sonnigen Lande auch nur natürlich sein kann. Mucker und Finsterlinge haben dort keinen Platz; sie verdorren im goldhellen Sonnenschein, inmitten des Reichtums der allgütigen Mutter Natur, in welcher meistens zufriedene, heitere Menschen wohnen.

Auch zahlreiche Wohltätigkeitsanstalten befinden sich in Rio, unter anderen das vor etwa drei Jahrhunderten gegründete große Krankenhaus Santa Casa da Misericordia, wo etwa 50 bis 60 Ärzte beschäftigt sind und täglich Hunderte von armen Leuten unentgeltlich Aufnahme und Behandlung finden, ohne Ansehung von Stand und Rasse. Andere Hospitäler, Waisen- und Findelhäuser, Taubstummen- und Blindenanstalten reihen sich diesem großen Institut würdig an. Für die geistige Nahrung des Volkes sorgen öffentliche Bibliotheken, Museen, Theater und eine Anzahl guter Schulen, darunter ein Polytechnikum, eine Handelsschule, eine Kriegs- und Seeschule.

Eng wie die Altstadt, so geräumig sind die übrigen Teile

Rios, namentlich seine Vorstädte. Inmitten üppiger Gärten ziehen sich da prächtige Villenbauten und einfache, idyllisch gelegene Häuser die breiten Wege entlang bis hoch hinauf zu den bewaldeten Hügeln.

Und blickt man von einer dieser Höhen hinunter auf das blaue Meer mit seinen Inseln, auf das herrliche Panorama mit den dunkeln Tälern und hochragenden Felskuppen, dann schwindet, was die Reinheit des Seins entstellt: Mensch und Menschenwerk. Eine traumhafte Sehnsucht liegt über dieser Welt, durch die bei aller goldenen Majestät ein Hauch von Melancholie weht. Alle Sinne sind gelöst, und keine Ferne bindet. Ja, die ungestillte menschliche Sehnsucht nach etwas Großem und Schönem erwacht im Herzen wie eine mahnende Ewigkeitsstimme der Natur.

* * *

In der Nähe von São Christovão befindet sich die Sommerresidenz des früheren Kaisers Dom Pedro, der Palast Itamaraty, auf der Höhe von Boa Vista in wunderbarer Lage. Heute hat man aus jenem kaiserlichen Schloß ein Hotel und Restaurant gemacht. Vieles hat sich geändert, und nur die in Form einer künstlichen Ruine erbaute Badeanstalt des Monarchen, die sich sonderbar in dem Gebüsch des Parkes ausnimmt, ist die gleiche geblieben. Ein breiter, vorzüglich instand gehaltener Weg führt von hier über den mit mächtigem Hochwald bewachsenen Gebirgszug nach der anderen Seite hinunter. In mannigfachen Windungen zieht sich die 7—9 Meter breite Straße an steilen, hohen Felswänden entlang, oder führt über rauschende Gebirgsbäche dahin, oder eröffnet plötzlich, mitten zwischen Urwaldbäumen und Schlinggewächsen, oft dort, wo man es gar nicht vermutet, eine herrliche Fernsicht auf das märchenhaft schöne Bild der Natur. Diese Wegeanlagen stammen noch aus der Kaiserzeit, ebenso auch der bei der Vorstadt Botafogo am östlichen Abhange des Höhenzuges ge-

legene große botanische Garten, der wegen seiner Allee von Königspalmen in der „Rua das Palmeiras" berühmt ist. — —

Von jeher war Rio de Janeiro einer der wichtigsten Handelsplätze Südamerikas. Der natürliche Hafen, das reiche Hinterland, später die Verlegung der Residenz von Bahia hierher, und darauf, 1808, die Übersiedlung des portugiesischen Hofes nach Rio, das alles hat dazu beigetragen, die Stadt zur vornehmsten und schönsten, ihren Hafen aber zum bedeutendsten Brasiliens zu machen. Seit 1904 ist der neue Hafenbau in Angriff genommen, ein Riesenwerk, das einer englischen Firma übertragen worden ist. Es handelt sich um die Schaffung großer Kaianlagen mit modernen Maschinen- und Lagerhäusern, elektrischem Kranbetrieb und allen erforderlichen Bahneinrichtungen, derart, daß Rio de Janeiro nicht nur den schönsten, sondern auch den größten, praktischsten und gesündesten Hafen der Welt besitzen wird.

Für die Bestreitung der Kosten ist eine Anleihe von mehr als 350 Millionen Mark in London aufgenommen worden.

In erster Linie ist Rio de Janeiro Handelsstadt und damit Hauptstapelplatz des ganzen Landes. Etwa 45 Prozent, also beinahe die Hälfte der nach Brasilien eingeführten Waren, gehen allein über Rio. Das will etwas bedeuten, wenn man sich vergegenwärtigt, welche Massen von Waren ein Land gebraucht, das fast die Ausdehnung des europäischen Kontinents hat, das aber andererseits auf dem Gebiete von Industrie und Gewerbe noch nicht so weit gediehen ist, auch nur einen Teil jener Einfuhrartikel selbst herzustellen. So erreichte zum Beispiel die Gesamteinfuhr Brasiliens im Jahre 1905 einen Wert

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| | von zirka | 30 | Millionen | £ |
| 1906 . . . . . | „ | 33,2 | „ | „ |
| 1907 . . . . . | „ | 41,0 | „ | „ |
| 1908 . . . . . | „ | 35,4 | „ | „ |

Ungefähr ein Drittel dieses gesamten Einfuhrwertes kommt von England, dagegen nur ein Zehntel von Deutschland. So betrug z. B. der Wert der Gesamteinfuhr nach Brasilien

| | 1904 | 1906 |
|---|---|---|
| | Millionen £ | |
| aus Großbritannien . . . | 7,2 | 9,3 |
| „ Deutschland . . . . | 3,3 | 4,9 |
| „ Nordamerika . . . | 2,9 | 3,8 |

Daß kein größerer Fortschritt im Laufe eines langen Zeitraumes zu verzeichnen ist, trotz der günstigen Verhältnisse, dürfte in unseren Unternehmerkreisen doch etwas in Erwägung zu ziehen sein. Denn importiert und gebraucht wird eigentlich alles, und zwar meistenteils fertige Waren, in wenigen Fällen nur Halbfabrikate und Rohstoffe. Hier bietet sich noch ein ergiebiges Feld für unsere heimische Industrie, die sich mit Mut und Beharrlichkeit dieses günstige Absatzgebiet schon längst hätte sichern können. So hat sich, um nur eins anzuführen, der Import von Stahl- und Eisenwaren aus Deutschland vermindert, dagegen aus Nordamerika und Großbritannien vermehrt. England allein liefert die Hälfte dieser Gesamteinfuhr, von Stahl in Barren und Stangen sogar vier Fünftel. Auch hinsichtlich der Einfuhr von Maschinen, Apparaten und dergleichen bleibt England an erster Stelle. Es findet dies aber seine Erklärung darin, daß der Brite seine nationalen Erzeugnisse bevorzugt, und die im Lande existierenden englischen Eisenbahn-, Bergbau- usw. Gesellschaften wissen nur zu gut, wie sie ihrem Mutterlande dienlich sein können.

Wir aber zaudern und warten und überlegen bis — nun, bis es zu spät ist. Ein bißchen mehr Wagemut und zähe Beharrlichkeit dürfte uns Deutschen bei dem Wettbewerb auf dem Weltmarkt gar nicht schaden. Wir haben das „Können“, uns fehlt nur das „Wollen“.

Die Gesamtausfuhr Brasiliens belief sich im Jahre

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1906 | auf | 53 059 470 | £ |
| 1907 | „ | 54 176 898 | „ |
| 1908 | „ | 44 094 992 | „ |

Dem stand gegenüber die vorgenannte Gesamteinfuhr

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1906 | mit | 33 204 041 | £ |
| 1907 | „ | 40 527 603 | „ |
| 1908 | „ | 35 491 410 | „ |

Der Unterschied zwischen Ausfuhr und Einfuhr betrug also

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1906 | . . | 19 855 429 | £ |
| 1907 | . . | 13 649 295 | „ |
| 1908 | . . | 8 603 582 | „ |

Das beweist zunächst einen ständigen Rückgang in dem Überschuß der Ausfuhr über die Einfuhr, legt aber andererseits ein beredtes Zeugnis davon ab, daß die Bedürfnisse des Landes sich immer mehr steigern.

In betreff der Ausfuhr hat Rio in dem westlicher gelegenen Santos einen starken Konkurrenten bekommen. Immerhin gehen noch 20 Prozent der Gesamtausfuhr Brasiliens über den Hafen von Rio de Janeiro. Hauptartikel des Exports ist Kaffee, dann folgen Kautschuk und Guttapercha.

Außerdem kommen noch Früchte, Häute, namentlich aber Gold, Diamanten, Manganerz und wertvolle Steine in Betracht. Denn das Hinterland von Rio ist zumeist der metall- und erzreiche Staat Minas Geraes. Leider befinden sich auch hier die bedeutenderen Bergwerksanlagen bereits vorwiegend in britischen Händen, und ähnlich wie im Staate Bahia beginnen nun auch dort nordamerikanische Interessenten und Kapitalisten rege zu werden.

Daß bei der immensen Ein- und Ausfuhr der Seeverkehr im Hafen Rios ein äußerst lebhafter sein muß, liegt auf der Hand. Mehr als 2000 Schiffe laufen dort jährlich ein und aus.

Auch hinsichtlich Industrie und Gewerbe nimmt Rio de Janeiro eine hervorragende Stellung ein. Die gewerbliche Tätigkeit hat sich in den letzten Jahren außerordentlich gehoben, was zu einem großen Teil dem herrschenden Schutzzollsystem zugeschrieben werden muß. Namentlich haben sich die Baumwollwebereien sehr entwickelt, deren es in Rio allein einige zwanzig gibt. Kattune, Zeuge, Hemden, kurz, viele Gegenstände, die früher in Masse vom Auslande her bezogen wurden, werden heute im Lande selbst angefertigt. Ebenso werden in einer Wollwarenfabrik Decken und Tücher, insbesondere Uniformtuche hergestellt.

Die Regierung tut viel, um durch Erteilung von Vergünstigungen, wie zum Beispiel Befreiung vom Militärdienst, die eigene Industrie zu heben. Es gibt hier auch mehrere Eisengießereien, indessen werden diese erst dann voll zur Geltung kommen, wenn die reichen Eisenminen des Hinterlandes rationell zur Ausbeutung gelangen. Mit diesem Augenblick wird natürlich auf dem gesamten Gebiet von Gewerbe und Industrie eine gewaltige Wandlung eintreten, die auf den Handel nicht ohne Einfluß bleiben kann.

Eines großen Aufschwunges hat sich in Rio die Bierbrauerei zu erfreuen gehabt. Neben mehreren kleineren Anlagen zur Herstellung dieses edlen Gerstensaftes gibt es vier große Brauereien, von denen Brahma und Teutonia die bedeutendsten sind und ausschließlich mit deutschem Kapital und unter deutscher Leitung betrieben werden.

In eigentümlicher Weise wird eine Streichholzfabrik am Leben erhalten. Etwa 460 Arbeiter werden in derselben beschäftigt. Meistens wird in Akkord gearbeitet, und die Höhe der Löhne beläuft sich pro Monat auf durchschnittlich 30 000 Mark. Der Maschinenbetrieb geschieht mit Dampf; die Räume haben elektrische Beleuchtung. Fertiggestellt werden täglich zirka 300 000 Schachteln Streichhölzer. Dabei ist aber zu beachten, daß nur das Holz für die Schachteln aus Brasilien



Straße in Rio de Janeiro.



selbst bezogen wird, und zwar aus Paraná; alles übrige kommt aus Europa; die Chemikalien insbesondere liefert Deutschland, das Holz Schweden usw. Wenn es sich also in letzter Linie auch nur um ein Zusammensetzen der Zündhölzer handelt, so ist doch immer wenigstens der Anfang zu einer eigenen Industrie gemacht, der außerdem vom Staate mannigfache Vergünstigungen zuteil werden.

In ganz Brasilien existieren achtzehn solcher Fabriken, davon acht allein hier in Rio.

Daß in einer großen Stadt wie Rio das Gewerbe nicht daniederliegen kann, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Handwerker aller Art, Schneider, Schuhmacher, Tischler, Schlosser, Barbiere, Bäcker usw. finden hier ein gutes Auskommen. Die Sachen, die hier angefertigt sind, stehen — wenigstens soweit ich Gelegenheit hatte, dies zu beobachten — den unsrigen kaum nach. Allerdings sind sie in den Preisen recht verschieden. Stiefel und Schuhe sind verhältnismäßig billig. Ein Paar Stiefel kostet im Durchschnitt 12 bis 15 Mark. Dagegen haben fertige Anzüge schon höhere Preise, zirka 100 bis 170 Mark und mehr. Ein Schirm kostet 20 Mark, ein gewöhnlicher Herrenhut 25 bis 35 Mark und ein Zylinder sogar 60 Mark! Oberhemden und Kragen sind nur wenig teurer als daheim. Aber im allgemeinen ist das Leben hier in Rio nicht billig, und wer hierher kommen will, dem sei vorher geraten, sich mit genügend Geld zu versehen. Wer wenig oder gar nichts hat, der bleibe zu Hause; denn hier gerät er in eine schiefe Lage. Vor allen Dingen aber: niemand komme aufs Geratewohl!

Immerhin aber sind die Gebiete, auf denen sich deutsches Kapital und deutsche Arbeit betätigen können, noch recht groß, und beide haben sich ohne Zweifel nach verschiedenen Richtungen hin eine achtbare Stellung erworben. Die Zahl der im Staate Rio de Janeiro lebenden Deutschen

wird auf etwa 20 000 geschätzt. Davon entfallen allein zirka 8000 auf Petropolis und Umgegend.

Zu den größeren industriellen Unternehmungen, die vorwiegend mit deutschem Kapital und unter deutscher Leitung betrieben werden, gehört unter anderen die umfangreiche Druckerei „Typographia“ von Sauer (in Firma Lämmert) mit mehreren Schnellpressen und eigener Gießerei. Rio besitzt auch eine Anzahl (etwa zwölf) fremder Banken, darunter als vornehmstes, handelförderndes deutsches Institut die Brasilianische Bank für Deutschland. Bahia zum Beispiel, wo der Handel doch fast ganz in deutschen Händen ruht, vermag ein deutsches Bankunternehmen bis jetzt nicht aufzuweisen.

In welchem Maße die Deutschen in Rio festen Fuß gefaßt haben, geht zum Beispiel aus dem Bestehen der Gesellschaft „Germania“ hervor, eines vornehmen Klubs, der bereits seit dem Jahre 1821 existiert. Das schöne, auf der Praia Flamengo dicht an der Bai gelegene Gebäude besitzt herrlich eingerichtete Räume, eine Kegelbahn und eine Bibliothek. Letztere umfaßt etwa 18 000 Bände. Hohe Gäste haben die „Germania“ mit ihren Besuchen beehrt, so zum Beispiel Prinz Heinrich von Preußen, der Kaiser Dom Pedro II. von Brasilien und andere.

Von der Anwesenheit des letzteren erzählt man folgenden scherzhaften Zwischenfall. Der Kaiser wurde gefragt, was er zu trinken befehle; er bat um ein Glas Wasser. Vorstand und die gesamte Germania sollen darauf in helle Verzweiflung geraten sein, weil Wasser, als zu den seltensten Getränken im Klub gehörig, hier nicht aufzutreiben war. — —

* * *

„Schön ist's in Rio und herrlich, und wert, sich dort Hütten zu bauen.“

Ja, schön ist es, wenn nicht — das böse gelbe Fieber wäre. Dieses hat die Stadt und mit ihr ganz Brasilien in Verruf gebracht, und bei Nennung des Namens Rio oder Brasilien verbindet sich leider sofort die Vorstellung jener schrecklichen Seuche. Das ist natürlich übertrieben und zum größten Teile falsch. Nicht Brasilien und das Innere des Landes, sondern nur der untere Teil der Hafenstadt Rio de Janeiro und eine gewisse Küstenstrecke waren einst von dieser Plage heimgesucht. Früher war das Klima der Stadt sogar gesund. Erst seit 1850, vermutlich eingeschleppt von Neworleans, ist das gelbe Fieber aufgetreten und forderte nun jährlich seine Opfer. Indessen ganz so schlimm, wie es scheint, ist es nicht, und viele Erkrankungs- und Todesfälle werden dem gelben Fieber aufs Konto geschrieben, ohne daß sie auf dieses gehören. Das Klima ist feucht und heiß; die Durchschnittstemperatur beträgt im Sommer, also in den Monaten Dezember und Januar, 26 bis 27 Grad Celsius, im Winter, das heißt in den Monaten Mai bis August, ungefähr 20 bis 22 Grad Celsius.

Auf dem Gebiete der Hygiene aber hat die Munizipalität gerade hier zielbewußt und durchgreifend großartiges geleistet, so daß Rio heute als eine völlig gesunde Stadt bezeichnet werden kann. — — —

Als eine Folge der einst ungesunden Verhältnisse in der Hafenstadt ist das Emporblühen von Petropolis zu betrachten. Es wurde 1845 auf Veranlassung des Kaisers von Brasilien als deutsche Kolonie auf kaiserlichem Landbesitz gegründet.

Wegen des gebirgigen Charakters der Gegend aber war die Ackerbestellung recht schwierig, und daher sind denn die meisten Kolonisten zum Garten- und Gemüsebau übergegangen oder haben sich irgendeinem Gewerbe gewidmet oder Beschäftigung als Lohnarbeiter in der Stadt gesucht. Durchaus deutsch ist das Gepräge des wunderbar, hoch und gesund gelegenen Ortes und seiner Umgebung.

Etwa 900 Meter hoch liegt Petropolis über dem Meeresspiegel und ist für Rio dasselbe, was Buitenzorg für Batavia (Java) und was Phénix und Beaubassin für Port Louis (Mauritius) sind. Dort oben, in herrlichen Villen und Gartenanlagen, wohnen heute die reichen Geschäftsleute, die hohen Staatsbeamten, die diplomatischen Vertreter fremder Nationen. Ein Dampfboot vermittelt quer über die große Bai die Verbindung nach Nictheroy, gegenüber von Rio, der Bundeshauptstadt. Von Nictheroy, der Hauptstadt des Staates Rio, führt eine Bahn hinauf nach Petropolis, das in ungefähr zweieinhalbstündiger Fahrt mit Dampfboot und Bahn zu erreichen ist.

Dort oben liegt auch das Heim des bedeutendsten und mächtigsten Mannes von Brasilien, der im höchsten Grade das Vertrauen seines gesamten Volkes genießt. Es ist der Minister des Auswärtigen, Baron Rio Branco. Vor einigen Jahren war er Gesandter in Berlin und erfreute sich dort der Achtung und des Ansehens der weitesten Kreise. Hier hat er sich bereits den Beinamen „der Bismarck Brasiliens" erworben. Und tatsächlich hat er, en face gesehen, viel Ähnlichkeit mit unserem eisernen Kanzler. Dieselbe hohe, mächtig gewölbte Stirn, das kahle Haupt, der kurze, starke Schnurrbart; nur die Nase ist anders; fein und dabei doch kühn gebogen, nicht kurz und stumpf wie bei Bismarck; sonst im ganzen dieselbe wuchtige, imponierende Erscheinung. Und dabei doch — wie leutselig und zuvorkommend! Als er mich in Audienz empfing, hatte ich das wohltuende Empfinden, als ob ein väterlicher Freund, ein edler Mensch zu mir spräche, nicht ein allmächtiger Minister.

Wie ich bereits früher erwähnt habe, sind die Verkehrsverhältnisse Rios gut. Außer den elektrischen Bahnen gibt es noch eine Menge Straßenbahnen, die von Mauleseln gezogen werden. Mehrere Kunststraßen führen nach dem Innern des Landes, über die Höhenzüge hinweg. Auch geht

von Rio ein weitverzweigtes Eisenbahnnetz aus, wie es ja eigentlich bei seiner Lage zu dem reichen Hinterlande und bei dem hervorragenden Handel, den es als Hafen- und Stapelplatz vermittelt, nicht anders denkbar ist. Eine der Hauptlinien führt nach dem Kaffeedistrikt São Paulo; eine andere verbindet Rio mit Bello Horizonte, der Hauptstadt des durch seinen Erzreichtum bekannten Staates Minas Geraes, der durch seine gewaltige Ausdehnung — er ist nämlich größer als ganz Deutschland — und durch seine Goldfundstätten für Brasilien große Bedeutung hat.

---



IV.

## Nach Minas Geraes. Eisen. Gold und Goldminen. Bello Horizonte, die neue Stadt. Klima. Diamantenreichtum. Das alte Ouro Preto. Juiz de Forá. Deutsche Ansiedelungen. Handel, Gewerbe und Industrie.

„Wir haben noch eine Stunde bis Lafayette; falta una hora!"

Mit diesen Worten rüttelte mich der fürsorgliche Schaffner behutsam aus dem Schlaf. Bei dem heftigen Schwanken und Stoßen des Bahnwagens war zwar an ein regelrechtes Schlafen während der ganzen Nacht nicht zu denken gewesen. Gegen Morgen hatte ich etwas „genickt" und die Augen geschlossen; jetzt rieb ich sie mir, öffnete sie und schaute hinaus. Dort war es finster; dann sah ich nach meiner Uhr; es war 5 Uhr morgens. Mich fröstelte.

Draußen deckte noch die Nacht mit dunkeln Fittichen die Erde; am feuchtblauen Firmament leuchteten in wunderbarem Glanz Tausende von Sternen auf Berge und Wälder herab, und durch die tiefe Stille, die ringsherum herrschte, raste wie ein wildes Ungeheuer, keuchend, stöhnend, rasselnd und brausend unser Eisenbahnzug. Schwarz und gespensterhaft zogen dort Berge und Wälder und Baumreihen dahin wie riesige Trauerprozessionen, die fliehend zurückwichen in die dunkle Nacht. Gedankenvoll blickte ich auf die funkelnden Gestirne,

auf die wie geisterhafte Schatten vorbeihuschenden Bäume und Felskuppen, hinter denen Ferne und Himmel wunderbar ineinander überflossen.

Und dort in der fernsten Ferne, weit, weit hinten, wo der Himmel sich wölbt, als ob er ein unbekanntes Meer berühre, wähnte ich, allmählich bekannte Bilder auftauchen zu sehen. Ein See, umgeben von grünbewaldeten Höhen, eine alte, verfallene efeuumsponnene Turmruine und verwittertes, zeittrotzendes Mauerwerk, ein Marktplatz, auf dem eine Kirche mit hochragendem Turme steht; dann ein Haus mit anheimelnden Zimmern, darin meine alte Mutter mit ihrem lieben Gesicht und dem freundlich-ernsten Blick, und meine Schwestern und Brüder und — sie mit den dunkeln, feuchtschimmernden Märchenaugen — — — sie, die wilde Heiderose! Ihre roten, weichen Lippen lächelten mir zu; leise legte sie ihren Arm um meinen Nacken und beugte das glühende Antlitz zu mir, so daß ich ihren Atem auf meiner Wange spürte und — — —

„Donnerwetter!" Beinahe hätte ich laut geflucht, so hatte ich mich erschrocken. Der Schaffner stand wieder vor mir und verlangte das Billett.

„Der Herr will nach Bello Horizonte?"

„Jawohl."

„Das ist aber noch weit!"

„Jawohl, das weiß ich."

„Zu wem will der Herr dort hin?"

Ich überlegte einen Augenblick. Dann zog ich aus meiner Brusttasche den aus dem Kabinett in Rio de Janeiro erhaltenen Empfehlungsbrief an den Präsidenten des Staates Minas Geraes hervor und hielt ihn dem neugierig Fragenden zum Lesen hin.

Aufmerksam betrachtete dieser den Stempel und die Adresse des Umschlages.

„Sim Senhor," nickte er; dann stellte er sich stramm hin, faßte ehrerbietigst an seine Mütze und verabschiedete sich mit einer höflichen Verbeugung. Ich war gerettet.

Nicht nach einer Stunde, wohl aber nach etwas längerer Zeit, ungefähr um 7 Uhr morgens, also nach mehr als zwölfstündiger Fahrt, erreichten wir die Station Lafayette, in der Nähe der Stadt Queluz gelegen und 462 Kilometer von Rio entfernt.

Nur eine Viertelstunde Aufenthalt, die ich benutze, um in der kühlen Morgenfrische eiligst eine wärmende Tasse Kaffee zu trinken — dann ging's weiter nach Norden zu, hinein ins Innere des Staates Minas Geraes. Er ist einer der wichtigsten und volkreichsten Brasiliens und bildet das natürliche Hinterland von Rio de Janeiro. Sein Flächeninhalt beträgt 633 000 qkm, ist also erheblich größer als Deutschland, das nur 540 743 qkm besitzt. Dagegen hat er kaum soviel Einwohner, als Ost- und Westpreußen zusammen, nämlich nur 4 277 000. Von diesen sind 40 Prozent Weiße, 39 Prozent Mischlinge, während der Rest sich zum größten Teil aus Negern und nur zum geringsten Teil aus Indianern zusammensetzt.

Die Zahl der im Staate Minas Geraes lebenden Deutschen wird auf ungefähr 5000 geschätzt.

Lafayette, eine Station der dem Staate gehörenden nach dem Norden des Landes führenden Zentralbahn, liegt bereits jenseits des Mantiqueira- und Espinhaço-Gebirges, das mit seinen nördlichen und nordwestlichen Abhängen den Übergang zu einem großen Hochplateau, einem Teil des brasilianischen Binnenlandes bildet. Die Bahn läuft durch bergiges Terrain mit gutem Waldbestand und Pflanzenwuchs. Der Boden ist vorherrschend lehmig, hier und da mit Ton vermengt.

Bei Congonhas, einem freundlichen kleinen Ort inmitten von dunkelgrünen Gärten, Bananen und Palmen, nimmt die Gegend einen noch mehr gebirgigen Charakter an. Die Erhebungen werden höher und steiler, die Täler tiefer; breite Schluchten ziehen sich links und rechts der Eisenbahnlinie quer durch das mit schwerem Grün bedeckte Gelände und



Canal do Mangue in Rio de Janeiro.



gewähren einen herrlichen Blick in die blaue Ferne. Hier und da kleine Wohnhäuser, braune Lehmhütten und Ranchos, aus deren Dach ein lichter Rauch in die Morgenluft emporsteigt.

Der Boden ist reich an Manganerzen, deren Lager sich in einem breiten Gürtel längs der Bahnlinie zwischen Queluz und der nächsten Station, Miguel Burnier, und von hier noch weiter nach Norden hin erstrecken.

Eine belgische Gesellschaft betreibt seit 1901 mit großen Kapitalien (zirka 3 Millionen Francs) die regelrechte Ausbeute. Daß die Nähe der Bahn diesem Unternehmen von immensem Nutzen ist, braucht wohl nicht erst hervorgehoben zu werden.

Bei Miguel Burnier zweigt sich von der Zentralbahn eine andere Strecke nach Nordosten ab, die nach Ouro Preto, der früheren Hauptstadt des Staates, führt. Das bewaldete, von tiefen Tälern durchschnittene Bergland ist sehr eisenhaltig, namentlich beim Pic von Itabira. Eine Zeitlang schien es auch, als ob hier gewissermaßen eine Eisenindustrie mit mächtigen Hochöfen usw. einsetzen würde. Leider aber kam sie über diese Anfänge nicht hinaus, trotz des Erzreichtums des Bodens. Es fehlte eben an verschiedenen Sachen, die für solche Unternehmungen absolut erforderlich sind, unter anderem an geschickten Arbeitern, an Maschinen, an Wegen zum Transport und — an Kapital! Für den Staat ist natürlich die Entwicklung gerade dieser Eisenindustrie im eigenen Lande von weitgehender Bedeutung, und die Regierung hat sich aus diesem Grunde seinerzeit bereit erklärt, jeder Person oder jeder Gesellschaft, die der Sache auf besagtem Gebiet förderlich ist, ausgedehnte Konzessionen zu machen.

Etwas nördlich von Miguel Burnier durchfährt der Zug nach einer gewaltigen Biegung einen Tunnel, und nun ändert sich wie mit einem Schlage die Szenerie. Waren vorher die Berge und Hügel und Höhenzüge reich bewaldet, so erscheinen

sie jetzt kahl, oft beinahe nackt; nur die Abhänge in der Nähe des Flußtals sind mit dichtem, aber niedrigem Unterholz bewachsen, während die höher gelegenen Gipfel rötlichgrünen, fast braunen Graswuchs zeigen. Hier beginnen die sogenannten Campos, etwa gleichbedeutend mit dem Hochfeld Südafrikas.

Gut genährte Viehherden weiden dort an den Ufern der Bäche und des Rio das Velhas. Von weitem blinken die hellen Häuser des malerisch auf einer Anhöhe gelegenen Itabira. Nicht fern davon befindet sich die Haltestelle Esperança, wichtig wegen der dortigen Eisenwerke.

Nacktes Felsgestein tritt zutage; Geröll und Steintrümmer häufen sich im Flußbett, dessen Wasser schäumend über mächtige Blöcke dahinschießt. An einzelnen Stellen treten die steilen Ufer nahe aneinander, so daß dem Fluß nur ein Raum von wenigen Metern gelassen ist. Dann öffnet sich ein breites Tal, in dem menschliche Behausungen, weidende Kühe, einzelne Reiter und Fußgänger die Staffage für die herrliche, sonnbeglänzte Landschaft abgeben. Dort, wo die erste große Eisenbrücke über einen Nebenfluß führt, tritt schieferiges Gestein mehrfach zutage; im allgemeinen zeigen die Abhänge Sandstein und Schiefer, deren Lagerung man deutlich erkennen kann. Sonst aber herrscht im Gelände jenes rote Kolorit vor, das so charakteristisch für lehm- und tonhaltigen Boden ist, wie in Südafrika. Überall die braunrote Farbe, die Verwitterung eines Diabasgesteins, auf den Kuppen, an den Hängen, unten im Tal und oben auf dem Bahnwege selbst. Und dann der Staub! Ach, dieser Staub! Er war ja ein alter Bekannter von mir aus Afrika, namentlich aus der Goldstadt Johannesburg und von den breiten Landstraßen her, die von Pretoria ins Land hineinführen. Aber ich war doch nicht froh, als ich ihn hier wiederfand als denselben frechen auf- und eindringlichen Gesellen. Ja, dieser gelbrote Staub wird zur Plage. Alles bedeckt er, und in alles dringt er hinein, durch die Kleider bis auf die Haut, die schon in kurzer Zeit

ein lehmiges Aussehen annimmt. Wohin man greift, wohin man tritt, überall dieser feine, atemraubende Staub, der wie ein böser Geist in einer mächtigen Wolke hinter dem Zuge daherwirbelt und den Ausblick versperrt.

Wir passieren die Station Rio Acimo. Auf einem Hügel, umrahmt von blauen Bergen, liegt dieser kleine Ort dicht an dem blitzenden Strom, dessen Ufer mit schlanken Palmen und hellgrünen Bananen bewachsen sind. Ein wunderbarer Anblick, wie sich die hochragenden Palmenbäume von dem blaugrünen Hintergrunde des Berglandes abheben, in dessen Niederung ein feiner Dunst, wie ein lichter Nebelhauch, sich ausbreitet. In dieser Gegend gibt es Marmor, dessen Lagerstätten sich bis nach Ouro Preto hinziehen.

In gewaltigen Bogen und Windungen, bald steigend, bald wieder fallend, saust der Bahnzug durch die prächtige Flußlandschaft. Bei Honorio Bicalho überschreitet er eine Brücke aus Eisenkonstruktion und hat nun von hier ab den Rio das Velhas auf der rechten Seite. Raposas, mit der ältesten Kirche des Staates, bleibt rechts liegen, und nun laufen wir in die Station Sabará ein. Schon vorher, längs der Bahnlinie, war es auffallend, wie vielfach und häufig der Boden aufgewühlt erschien. Jene tiefen Gruben, die aufgeworfenen Schutthaufen von Sand- und Gesteinsmassen, all jene Gräben und Löcher — sie deuten auf die frühere Arbeit von Goldsuchern hin.

Denn hier ungefähr, bei Sabará und Caëthé, liegt die Mitte einer Goldregion, die einstmals große Bedeutung gehabt und wegen ihrer reichen Goldfunde dem ganzen Staate den Namen Minas Geraes, d. h. Hauptbergwerke, gegeben hat. Verschiedene Privatpersonen und Gesellschaften, letztere zum größten Teil in englischen Händen, beschäftigen sich mit der Gewinnung des edlen Metalles. In dieser Gegend insbesondere ist die in London und Paris mit einem Kapital von 6 Millionen Mark gegründete „Carrapato Gold Mining Company“ tätig;

andere arbeiten bei Honorio Bicalho, wie z. B. die „Compania Aurifera Brazileira“, oder in den Bergen der östlich von Bello Horizonte sich hinziehenden Serra do Morro Velho, wo die englische Gesellschaft „The St. John Del Rey Mining Co.“ seit langen Jahren gute Resultate erzielt und auch in der Umgebung von Ouro Preto bei Passagem eifrig an der Arbeit ist. *) Sie ist 1830 gegründet, und ihre älteste und bedeutendste Mine ist die von „Morro Velho“, die nach London in sechs Monaten des Jahres 1900 Gold im Werte von mehr als 3 Millionen Mark geliefert hat. In nur einem Jahre soll damals der Reingewinn dieser Gesellschaft 7 Millionen Mark überstiegen haben. Der Durchschnittsertrag stellt sich auf 35 bis 36 Gramm pro Tonne.

Welche Mengen Goldes in früheren Zeiten aus dieser Gegend geholt worden sind, geht unter anderem aus der Tatsache hervor, daß jene vorgenannte englische Gesellschaft in den Jahren 1830 bis 1898 nicht weniger als 65 000 Kilogramm Gold zutage gefördert hat. Die Goldausbeute belief sich im Jahre:

1901 auf 2615 kg
1903 „ 2681 „
1905 „ 2758 „

Das ist Gold im Werte von
etwa 5,5 Millionen Mark
bzw. 5,7 „ „
bzw. 5,8 „ „

Eine andere, ebenfalls in englischen Händen befindliche Gesellschaft, die „Imperial Brazilian Mining Association“, lieferte aus dem Gongo-Socco-Bergwerk in 30 Jahren, d. h. bereits in der Periode von 1826 bis 1856, mehr als 12 900 kg Gold, die „Ouro Preto Gold Mines of Brazil“ 4000 kg usw.

---

*) Vergl. S. 87.

Schon 1814 waren im ganzen Staate Minas Geraes 565 Goldminen im Betriebe, davon 337 alluvialer Art. Mehr als 12400 Arbeiter waren damals schon in diesen Bergwerken beschäftigt und förderten eine jährliche Goldausbeute von 790 bis 800 kg zutage.

Die Gesamtausfuhr an Gold aus Minas Geraes, das bisher der einzige brasilianische Staat ist, welcher Gold in größerem Umfange produziert — Bahia, Goyaz, Matto Grosso haben nur geringe Ausbeuten —, betrug:

| | |
|---|---|
| 1896 . . . | 2030 kg |
| 1898 . . . | 3273 „ |
| 1900 . . . | 4420 „ |
| 1902 . . . | 3814 „ |
| 1904 . . . | 4081 „ |
| 1905 . . . | 3645 „ |

und hatte einen Wert im Jahre:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 1896 | von zirka | 5,5 | Millionen | Mark |
| 1898 | „ „ | 11,1 | „ | „ |
| 1900 | „ „ | 13,8 | „ | „ |
| 1902 | „ „ | 9,6 | „ | „ |
| 1904 | „ „ | 10,2 | „ | „ |
| 1905 | „ „ | 9,1 | „ | „ |

Die brasilianische Gesamtausfuhr an Gold beziffert sich nur auf etwas mehr; so z. B.

| | | | |
|---|---|---|---|
| im Jahre | 1902 | auf | 4064 kg |
| „ „ | 1905 | „ | 3879 „ |
| „ „ | 1906 | „ | 4548 „ |

Hauptabnehmer dieser Goldmengen ist Großbritannien, das etwa 95 Prozent der Gesamtproduktion empfängt.

Unterzieht man all diese günstigen Ergebnisse einer näheren Betrachtung, so muß man zugeben, daß sie wohl geeignet sind, große Hoffnungen für die Zukunft zu erwecken. Die Engländer, in deren Händen ja fast ausschließlich der Betrieb

der hiesigen Goldbergwerke ruht, wissen recht gut, was sie haben. Ganz im stillen wird gearbeitet; die Sache nur nicht an die große Glocke gebracht. Denn man fürchtet und haßt die Konkurrenz! Daher kommt es denn auch, daß im großen Publikum so wenig von dem Goldreichtum dieses Landes bekannt ist, und nur Gerüchte mit Jammern und Klagen hinaus in die Welt dringen, die von allem anderen, nur nicht von der Rentabilität der Goldindustrie Kunde geben. Aber unsere lieben Vettern jenseits des Kanals wissen wohl, was sie tun. In Südafrika haben wir ja dasselbe Schauspiel erlebt. Im geheimen wurde da geforscht und gesucht, und hatte man sich von der Ergiebigkeit überzeugt, dann kam die Presse und veröffentlichte Berichte von „Sachverständigen", die das Gegenteil des wahren Tatbestandes behaupteten. Die Folge war, daß die Preise jener Ländereien sanken, und dann kamen weh- und mitleidige Briten und kauften unter der Hand jene Strecken Landes auf, eine Farm nach der anderen, oft für einen Spottpreis; denn der Bure war nun froh, doch noch wenigstens etwas dafür zu erhalten. Später, häufig nach vielen Jahren, waren dann plötzlich diese selben Ländereien reich an Gold, und der schlaue Engländer hatte in den meisten Fällen das, was er wollte.

Jetzt, nach Beendigung des Krieges, wird die Welt vielleicht noch Wunder in dieser Hinsicht erleben, namentlich, soweit es den Osten Transvaals betrifft.

Hier in Brasilien scheint ungefähr dasselbe Prinzip befolgt zu werden; die Abschreckungstheorie hat bereits gute Wirkung gehabt, leider keine gute für die Deutschen, die ja im allgemeinen niemals dort vertreten sind, wo geschäftlich etwas zu riskieren ist. So findet man denn auch hier in Minas Geraes wenig, herzlich wenig Deutsche, und von deutschem Kapital, das hier ebenso wie das englische oder belgische gewinnbringend angelegt sein könnte, ist nichts bekannt. Wie

überall auf der Welt, so werden die lieben Deutschen auch hier wieder zu spät kommen. Je kürzer und straffer aber das britische Gängelband wird, desto länger wird die Nase, die John Bull dem deutschen Michel dreht.

* * *

Früher hieß Bello Horizonte, das nur aus ein paar Häusern bestand, General d'El Rey, der Königskral; jetzt, seitdem es Hauptstadt ist, führt es den Namen „Cidade de Minas" oder kurzweg Minas genannt, nach dem Vorbild der anderen Staaten, die ihren Namen von der Hauptstadt entlehnt haben. Ich erinnere nur an Pernambuco, Bahia, Rio usw.

Im Dezember 1897 wurde der Sitz der Regierung von dem alten Ouro Preto hierher verlegt, nachdem schon einige Jahre früher mit den zur Gründung einer großen Stadt erforderlichen Arbeiten, dem Vermessen, den Straßenbauten, dem Errichten prächtiger Regierungsgebäude und dergleichen begonnen worden war. Die Stadt ist für 400 000 bis 500 000 Einwohner berechnet, zählt heute aber erst etwa 20 000 auf einer Fläche von mehr als 5000 Hektar. Alles geht hier ins Große, Weite. Die gewöhnlichen Straßen sind 20 Meter breit, die Hauptstraßen sogar 35; alle laufen rechtwinklig zueinander. Große Park- und Gartenanlagen finden sich mitten in der Stadt; Baumanpflanzungen sind im Entstehen begriffen; junge Alleen führen zu den einzelnen weitgedehnten Plätzen. Man sieht große, neue Häuser mit prächtigen Gartenanlagen, dann wieder kahles Feld, unbebaute Flächen, auf denen Unkraut üppig emporschießt. Wenn man die Rua da Bahia hinaufgeht, gelangt man zur Rua Gonçalves Dias, und von da zu einem mächtigen Platz, der Praça da Liberdade. Hier stehen die palastartigen Regierungsgebäude, das Ministerium des Innern, das Finanzministerium, dasjenige für Agrikultur, alle überragt von dem pompösen Palast des Staatspräsidenten. Dieser gewaltige Bau, mit Säulengängen und Marmorpfeilern,

mit gewaltigen Bogen und Vorhallen, hebt sich in seiner lichtgrauen Farbe auf der Anhöhe wunderbar von dem dunkeln Hintergrunde der Gebirgslandschaft ab. An den Dächern der meisten dieser Staatsgebäude sind die Eisenkonstruktionen deutschen Ursprungs, und das deutsche Schmiedekunstgewerbe hat sich ein dauerndes Denkmal gesetzt in der großartigen, kunstvollen Ausführung der eisernen Treppen und Geländer.

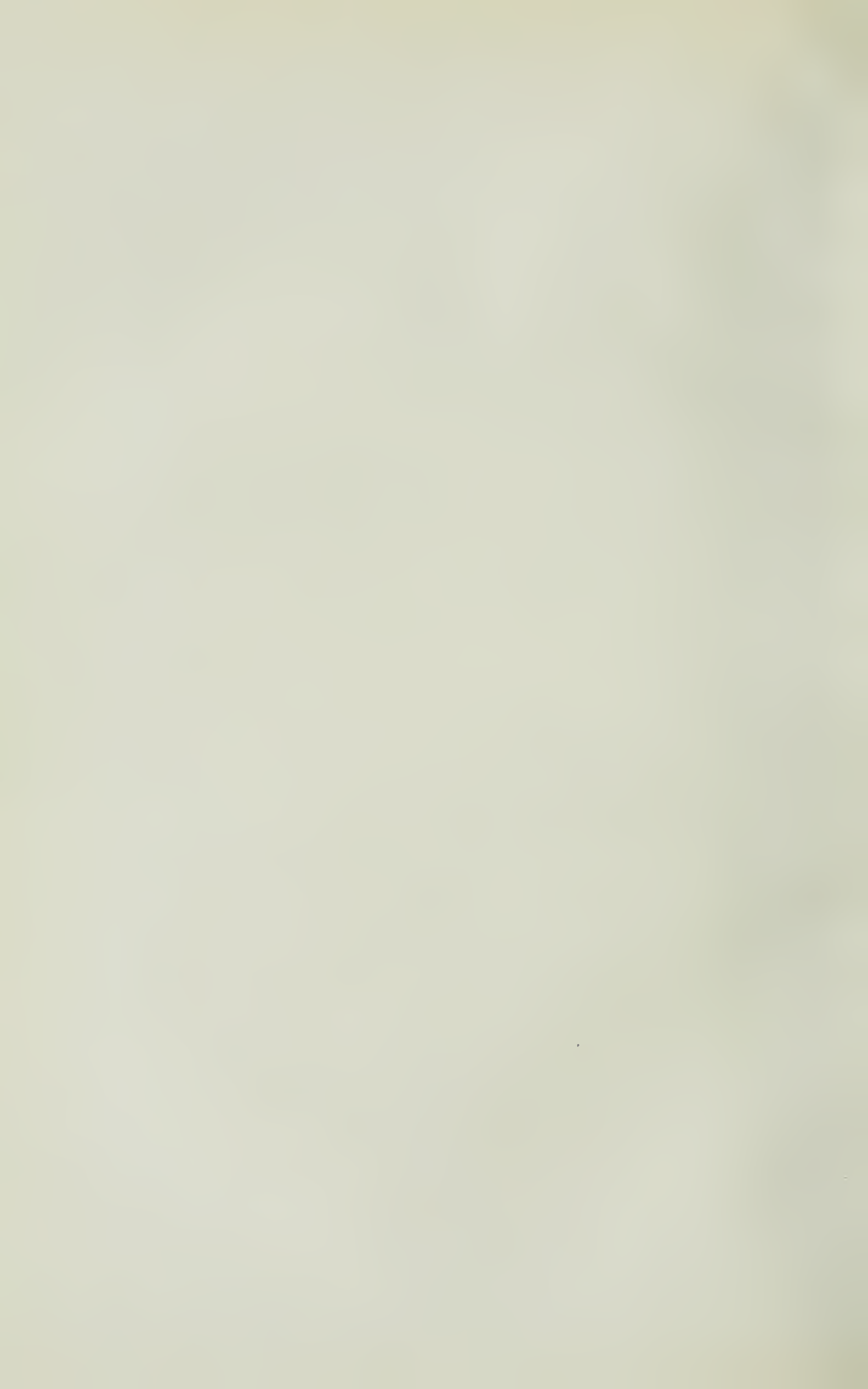
Ringsherum ist Bello Horizonte von Höhenzügen umgeben. Weit im Nordosten ragt der blaue Pico da Piedade, an den sich der finstere Morro do Caëthé und andere spitze, kegelförmige Erhebungen anschließen. Vom Osten her blickt überlegen und ernst der zirka 1100 Meter hohe Pico do Bello Horizonte in das dunkle Tal herab, und im Südosten zieht sich die Serra do Curral sowie die zackige Serra do Morro Velho hin, auf deren anderer Seite sich die schon genannten Goldfundstätten befinden. Der Blick von der Praça da Liberdade ist nach allen Seiten hin herrlich, und er würde das Auge noch mehr erfreuen, wenn die Vegetation reichlicher wäre. Aber anstatt des frischen Grüns von Laub und Gras herrscht in der Landschaft das gelbe Rot des staubigen Bodens vor. Wie seinerzeit in der Goldstadt Johannesburg, so empfängt man auch hier überall den Eindruck des künstlich und gewaltsam Hervorgerufenen und damit des Unfertigen. Umgegrabene Plätze, ungepflasterte Straßen, unfertige Fontänen, halbvollendete Bauten — sie bilden im allgemeinen noch das Charakteristische der Cidade de Minas. Das aber muß man gestehen: man ist eifrig an der Arbeit. Wohin man sich auch wenden mag, man sieht, daß fleißig hier geschafft wird. Da werden Steine gekarrt, Bäume gepflanzt, Gras niedergebrannt, Bodenvertiefungen zugeschüttet, neue Rasenplätze mit Wasser besprengt.

Die Stadt besitzt auch elektrische Beleuchtung und eine elektrische Straßenbahn, beides aus Nordamerika stammend.



Schönheit aus Bahia.

Schönheit aus Rio de Janeiro.



Wenn mal all das, was geplant ist, vollendet sein wird, dann hat man hier tatsächlich etwas Prächtiges und Großartiges geschaffen, und man wird den Urheber dieses genialen Projektes bis in den Himmel preisen, seinen weiten Blick, seinen scharfen Verstand, mit dem er die Sache richtig erfaßt hat, gebührend loben. Treffen aber die gehegten Erwartungen nicht ein, dann wird derselbe Mann von jedem dummen Jungen beschimpft werden, und mit dem Brustton der Überzeugung wird man entrüstet sagen: „Wie konnte jener Mensch überhaupt auf so eine wahnsinnige Idee kommen; das war doch ‚vorauszusehen‘ und ‚klar wie die Sonne‘ usw.“ Aber so geht es nun einmal in dieser unserer guten Welt. Erfolg — ist Hauptsache und entschuldigt sogar Verbrechen.

Der wichtigste Grund für die beabsichtigte Verlegung der Hauptstadt hierher, mehr in das Zentrum des kultivierten Landes, dürfte wohl in strategischen Rücksichten zu suchen sein, die hier, inmitten des Eisen und Gold führenden Staates, in beträchtlicher Entfernung von der leicht angreifbaren Küste, eine gewisse Sicherheit und Selbständigkeit für das Kriegsmaterial, für Werkstätten, Arsenale usw., wie auch für die Bundesregierung selbst, gewährleisten.

Das Klima des Landes ist gesund. Die Durchschnittstemperatur auf der Hochebene beträgt 18 bis 20 Grad Celsius; im Tieflande, nach der Küste zu, und an den Abhängen der Serra Espinhaço, ist sie natürlich entsprechend höher. Immerhin aber kann man sagen, daß es hier für Europäer durchaus erträglich ist. Während meiner Anwesenheit hierselbst war es sogar kühl; namentlich machten sich die Nächte oft unangenehm fühlbar. Der Himmel ist klar, von jenem reinen Blau, das dem südafrikanischen Hochfeld seinen eigentümlichen Reiz verleiht. Im engen Zusammenhang damit steht die trockene Luft, die ja die Sonnenhitze erträglicher macht und nicht derart erschlaffend wirkt, wie die feuchtheiße Hitze im Tieflande an der Küste. Allerdings ist auch der Unterschied in der Höhen-

lage schon ganz beträchtlich. Die durchschnittliche Höhe des Plateaus von Minas Geraes beträgt zirka 650 Meter über dem Meeresspiegel; die Erhebungen der einzelnen Bergrücken sind natürlich viel bedeutender. So liegt zum Beispiel das alte Ouro Preto 1225 Meter hoch; der südlich davon gelegene Itacolumý ragt 1750 Meter hoch empor; der im Süden des Staates, im Grenzgebirge, sich erhebende Itatiaya erreicht sogar die Höhe von 2994 Meter.

* * *

Außer Gold und Eisen birgt der Boden des Landes wertvolle Schätze an Diamanten. Schon seit Jahrhunderten war Brasilien wegen des märchenhaften Reichtums seines Bodens an Edelsteinen bekannt, und seit Entdeckung der ersten Diamanten, etwa um 1720, veranschlagt man die Gesamtproduktion derselben auf einen Wert von ungefähr 400 Millionen Mark. Als feststehende Tatsache ist ja bekannt, daß der brasilianische Diamant an Wert und Güte den südafrikanischen bedeutend übertrifft. Ja, es geht sogar das Gerücht, daß Cecil Rhodes seinerzeit, um den Weltmarkt zu behaupten, vorzügliche brasilianische Diamanten, die er zu billigen Preisen hatte aufkaufen lassen, für echte afrikanische ausgegeben habe. Allerdings war durch die Entdeckung der afrikanischen Diamantenfelder eine große Konkurrenz geschaffen, und es heißt, daß seit jener Zeit das „Geschäft" in Brasilien sich nicht mehr rentiert. Die Produktion, die früher recht lebhaft war, hat denn auch in den letzten Jahrzehnten etwas nachgelassen. Der Hauptgrund des Rückganges indessen liegt wohl darin, daß die Ausbeute des Bodens an Diamanten in Südafrika in ein gewisses System gebracht worden ist, das hier in Brasilien fehlt.

Die ältesten und hauptsächlichsten Diamantenlager im Staate Minas Geraes, die zum größten Teile von englischem Kapital bearbeitet werden, wie z. B. von der Brazilian Diamond

Fields Corporation, befinden sich bei der Stadt Diamantina, 800 Kilometer nördlich von Rio de Janeiro und mehr als 300 Kilometer von Ouro Preto gelegen. Bei Diamantina hat die Diamantenzone eine Ausdehnung von etwa 200 Kilometer Länge und 20 bis 30 Kilometer Breite. Auch in der Gegend von Itabirá, Jequitahý und Conceicão kommen diese Edelsteine vor, ebenso weiter westlich bei Bagagem, im Flußbette des Paranahyba. Ferner befinden sich dort die ergiebigen Lager von Grão Mogol und Cocaes, letztere bei Ouro Preto gelegen.

Eine große Zahl von Steinen wird im Lande selbst geschliffen; in Diamantina allein gibt es 20 Schleifereien. Der größte Teil dieser geschliffenen Diamanten gelangt zur Ausfuhr, etwa ein Drittel, und diese betrug für Minas Geraes

im Jahre 1904 . . . 355 000 Milreis
„ „ 1905 . . . 194 000 „
„ „ 1906 . . . 428 000 „

Je mehr sich die Verkehrsverhältnisse bessern, desto mehr steht zu hoffen, daß gerade auf dem Gebiete der Gewinnung von Edelmetallen und wertvollen Steinen ein großer Schritt nach vorwärts zu verzeichnen sein wird, der dem Staate Minas Geraes eine glänzende Zukunft sichert. Noch ist es Zeit für deutsche Unternehmungen, sich hier wirtschaftlich zu betätigen, denn allmählich schreitet der Ausbau des Eisenbahnnetzes vor. Jetzt besitzt der Staat zirka 3500 Kilometer Eisenbahnen, und weitere Strecken sind im Bau begriffen. Ich erwähne nur die 380 Kilometer lange Bahia-Minas-Bahn, dann die Bello Horizonte-Bahn, die von der Zentralbahn nach Westen führen und gleichzeitig nach Norden die Verbindung mit dem San Francisco-Fluß herstellen soll, derart, daß man auf diesem Wasserwege durch den Staat Bahia zum Ozean gelangen kann. Belgisches Kapital und belgische Unternehmer stehen bei all diesen Ausführungen so ziemlich an erster Stelle. — —

Im übrigen bilden Ackerbau und Viehzucht den

wichtigsten Erwerbszweig der Bevölkerung, und ich habe bereits erwähnt, daß der Staat Bahia zum größten Teil auf die Einfuhr von landwirtschaftlichen Produkten, wie auch zum Beispiel von Butter, aus Minas Geraes, angewiesen ist.

Auf dem Hochplateau gedeihen Roggen und Gerste, ebenso Mais, Kartoffeln und Bohnen. Namentlich ist hier auf den ausgedehnten Campos die Viehzucht recht bedeutend.

Auf den östlichen Abhängen des Berglandes wird außerdem Reis, Kaffee und Zuckerrohr gebaut. Allerdings ist die Bewirtschaftung des Bodens im Innern oftmals noch eine recht primitive, und landwirtschaftliche Maschinen gehören dort zu den unbekannten Dingen. Indessen hat sich auch hierin in den letzten Jahren eine Wandlung zum bessern gezeigt. Die Regierung sucht zudem durch Errichtung von landwirtschaftlichen Schulen, durch Schaffung von Ackerbaukolonien mittels Einwanderung und dergleichen den allgemeinen Gang zu fördern. Denn gerade an Arbeitskräften mangelt es auf dem Gebiete der Landwirtschaft, die ja den Boden urbar machen will.

Leider ist die Einwanderung in Minas Geraes während der letzten Jahre nicht bedeutend gewesen und belief sich im Jahre 1898 auf 2228 Köpfe. Hiervon waren allein 2111 Italiener, 106 Portugiesen. Der Rest verteilte sich auf Russen und Spanier. D e u t s c h e Einwanderer waren gar nicht vorhanden. Dabei wanderten in denselben Jahren zirka 17 000 Menschen aus Deutschland nach Nordamerika aus! Wenn man ins Auge faßt, daß all diese Leute in kurzer Frist Amerikaner geworden sind und dann noch unsere Konkurrenten auf dem Gebiet des Handels und der Landwirtschaft werden, daß andererseits diese beiden Momente für eine Auswanderung nach Brasilien in absehbarer Zeit gar nicht in Betracht kommen, dann muß es doch ernste Bedenken erregen, daß bisher so h e r z l i c h w e n i g getan worden ist, diesen bestehenden Auswandererstrom nach Südamerika abzulenken. Denn da sind jene natürlichen Bedingungen gegeben, die den mehr und mehr notwendig werden-

den Austausch unserer Industrieprodukte gegen dortige Rohstoffe erleichtern, die dem deutschen Handel und der deutschen Industrie neue Absatzgebiete eröffnen und uns durch den Bezug jener Rohstoffe von dort — vorläufig wenigstens und zum Teil — unabhängig von dem anderen Ausland machen. Und gerade Südamerika mit seinen Ländern in gemäßigter Zone erscheint zur Erreichung dieses Zweckes wie geschaffen, abgesehen von dem Umstand, daß hier seit Jahrhunderten schon eine gewisse Basis gelegt ist, daß hier eine gewisse Kultur bereits existiert, im Gegensatz zu den Kolonien Afrikas, wo all diese Vorbereitungen erst durch Millionen von Mark und jahrzehntelange Arbeit geschaffen werden müssen! *) — — —

Außer dem sehr rührigen belgischen Konsul Dr. de Jaegher befinden sich in Bello Horizonte noch Konsularbeamte für Portugal, Spanien und Großbritannien. Ein deutscher Vertreter ist nicht vorhanden. Der englische Konsul hat seinen Sitz in Morro Velho, inmitten der britischen Goldbergwerke, zirka zwei Stunden zu Pferde von der Hauptstadt entfernt.

Diese englische Niederlassung ist seinerzeit wegen einer Heldentat der tapferen Söhne Albions in der ganzen Umgegend bekannt geworden. Die Tat passierte während des südafrikanischen Krieges. Damals besaßen jene Heldensöhne zwei Affen und tauften diese bei Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Buren und Briten „Krüger and his wife“. Als dann im Dezember 1899 die Briten mächtig Keile kriegten, gerieten die englischen Goldsucher auf Morro Velho in eine fürchterliche Wut, betranken sich unmäßig in Whisky und haben dann auf das unschuldige Affenpaar mit Revolvern eine regelrechte Schießübung abgehalten, bis „Krüger and his wife“ erschossen waren. Dieser Akt der Roheit soll damals viel Unwillen und Ärgernis hervorgerufen haben. Indessen das nur so nebenbei.

* * *

*) Vergl. Dr. W. Vallentin. Das Deutschtum in Südamerika. Berlin Herm. Paetel, 1908.

Ouro Preto! — Wie ganz anders ist hier alles gegen das, was ich einige Tage zuvor gesehen habe. Ich möchte Ouro Preto fast das Gegenteil von Bello Horizonte nennen. In letzterem alles jung und frisch, neu, groß und weit, nach vorwärts strebend; in ersterem alles alt, mürrisch, eng und eingeschnürt, das Zeichen des grauen Alters und des Rückgangs im Antlitz tragend. Früher, ja, da gab es mal eine Zeit, in der Ouro Preto den Namen „Villa Rica", das ist die „reiche Stadt", führte und die Hauptstadt eines großen, mit Gold und Diamanten gesegneten Landes war. Es gab auch mal eine Zeit, in der Ouro Preto und die ausgedehnte Provinz Minas Geraes politisch eine große Rolle spielten.

Damals, als die Brasilianer versuchten, sich von dem portugiesischen Joch frei zu machen, entbrannte hier der Freiheitskampf zuerst, und in Begeisterung entfaltete die brasilianische Jugend die Fahne der Freiheit. Das war im Jahre 1788. Aber die Macht siegte nach einjährigem Kampfe, und dem Führer jener Freiheitsbewegung, José da Silva, genannt Tiradentes, fehlte leider der — Erfolg, und so brachte er es, anstatt zum Helden, nur bis zum Verbrecher, wenigstens nach damaliger Anschauung. Er wurde 1792 in Rio de Janeiro öffentlich hingerichtet, d. h. gevierteilt.

Doch merkwürdig, wie sich jene Anschauung mit der Zeit und mit dem System geändert hat! Nach 100 Jahren, 1892, hat man jenem Tiradentes, dem damaligen „Verbrecher und Schandbuben", ein Denkmal gesetzt und betrachtet ihn heute als Helden und Märtyrer. Auf dem Platze zwischen der Bergwerksschule und dem großen Gefängnis in Ouro Preto steht seine eherne Bildsäule auf mächtigem Sockel. Barhäuptig, mit schweren Eisenketten an den Händen gefesselt, blickt dort von hohem Postament die stolze Figur des alten Freiheitskämpfers über die Stadt hinweg zum gegenüberliegenden Gebirgszug, auf dem der hakenförmige Gipfel des Itacolumí schroff in die klare Luft hineinragt.

In jenen früheren Zeiten, als der Boden dieser Gegend nach allen Richtungen hin nach Gold und Edelsteinen durchwühlt wurde, stand Ouro Preto in hoher Blüte. Es soll damals schon mehr als 100 000 Einwohner gezählt haben und besaß Hochschulen, Kunst- und wissenschaftliche Institute, Sammlungen, Gymnasien und dergleichen. Heute ist vom alten Glanze nichts mehr übrig. Über verwittertes Gestein schleicht unmerkbar die Verwesung. Die Bevölkerungsziffer ist auf etwa 10 000 gesunken; das rege Leben hat aufgehört; namentlich, seitdem die Hauptstadt von hier nach Bello Horizonte verlegt worden ist, macht sich der Rückschritt mehr und mehr bemerkbar.

Da liegt sie, die echte Gebirgsstadt Ouro Preto, die Herrlichkeit des sagenumwobenen Goldlandes. Da liegt sie, müde und grau, zwischen zwei hohen Gebirgszügen in einem langgestreckten Tal und auf den steilen Abhängen der verschiedenen Rücken und Kuppen. Seine Höhe über dem Meeresspiegel beträgt 1225 Meter. Die Straßen sind recht abschüssig, der Verkehr ist daher schwierig. Fast ausschließlich wird er durch Maultiere bewerkstelligt, die hier geradezu unentbehrlich sind. Ein kurzer Gang durch die Stadt genügt, um die Lungen in ausgiebigster Weise arbeiten zu lassen. Alles atmet hier Ruhe, die große, schläfrige Ruhe bestaubter Romantik im Schatten der sich ringsumher auftürmenden Gebirgsmassen, in der düsteren Umrahmung dunkler, ernster Höhen, schweigsamer Wälder und endloser Geröllhalden. Poesie und Leben scheinen in die fernen Abgründe gebannt zu sein.

Außer der Menge Kirchen, die überall ihre neugierigen, weißgetünchten Turmköpfe aus dem unregelmäßigen Häuser- und Geländegewirr emporrecken, ist in Ouro Preto nichts Bemerkenswertes. Die Minen, die in der nächsten Umgebung, wie Passagem und Marianna, mit vornehmlich englischem Kapital in Bearbeitung sind, bringen noch etwas Leben in die tägliche Einförmigkeit der Stadtbevölkerung, die sich zum

größten Teil aus Handwerkern und Kaufleuten zusammensetzt. Das Goldbergwerk Passagem*), von Ouro Preto aus nach dreistündigem Ritt auf dem Maulesel zu erreichen, gehört einer englischen Gesellschaft. Das Gold befindet sich sehr fein verteilt im festen Gestein, das im regelrechten bergmännischen Betriebe gewonnen wird. Die Stollen gehen bis 500 Meter tief in den Berg hinein. Sehr günstig für die Gewinnung des goldhaltigen Gesteins ist es, daß es sich selbst trägt, so daß kostspielige Absteifungsarbeiten unnötig sind. Das gewonnene Mineral wird in einer modern eingerichteten Aufbereitungsanstalt zerkleinert und gewaschen. Der durchschnittliche Jahresgewinn beläuft sich auf etwa 800 kg Gold im Werte von rund zwei Millionen Mark. Ungefähr 900 Arbeiter finden hier Beschäftigung. Deutsche sind nur wenig am Ort, im ganzen etwa acht Familien. Abgesehen von jenem Betrieb der Goldbergwerke, ist eine eigentliche Industrie nicht vorhanden. Trotzdem herrscht hier ein allgemeiner Wohlstand.

Das Klima Ouro Petros ist in Anbetracht der hohen Lage äußerst gesund. Wenn ich die Nächte in Bello Horizonte kühl nannte, so muß ich sie hier wirklich als kalt bezeichnen. Allerdings darf nicht vergessen werden, daß hier augenblicklich Winter ist, jene Jahreszeit mit ewig blauem Himmel, trockener Luft und ohne irgendwelche Niederschläge, genau wie im Transvaalgebiet Südafrikas.

* * *

Eines Abends recht spät gelangte ich, hungrig und durstig und müde von beschwerlichem Ritt, nach Juiz de Forá. Die Straßen waren leer, die Häuser und Läden zum großen Teil geschlossen; alles ruhte, und still lag das Städtchen da am Fuße einiger Höhenzüge, wie ein zusammengekauertes Tier vor einem massigen, drohenden Ungetüm. Dunkel ragen rings-

---

*) Vergl. S. 76.



Korbflechter.



Hausierer.



umher Berge und Kuppen von unbestimmten phantastischen Formen in den Nachthimmel hinein; nur hier und da blinken an ihrem Abhange einzelne Lichtpunkte, der Feuerschein menschlicher Wohnstätten, und dort ganz oben, am Morro da Liberdade, glänzen zwei solcher leuchtender Stellen nebeneinander auf, wie die funkelnden Augen eines Bergriesen, der auf felsiger Höhe Wache hält und sorgsam auf die schlafende Stadt herniederblickt. Ja, und diese schläft — schläft den traumlosen Schlaf des Gerechten! Sogar die Hotels waren schon geschlossen, auch das, in dem ich die Nacht zu verbringen beabsichtigte. Ein schläfriger Hausdiener öffnete mir endlich auf mein Klopfen, und da nur dieser eine dienstbare Geist vorhanden war, begab auch ich mich schleunigst zur Ruhe; denn ich war todmüde, und mein knurrender Magen hing schief. Seit morgens um 4 Uhr war ich auf den Beinen und hatte 16 Stunden teilweise auf der Eisenbahn, teilweise im Sattel zugebracht. Jedenfalls verlangte jetzt die Natur ihr Recht, und in wenigen Minuten umfing mich ein gottgesegneter Schlaf.

Als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein unternehmender Mann, Mariano Procopió, die gerade Chaussee von Petropolis nach dem Norden des Landes anlegte, wurden hierbei viele deutsche Kolonisten, meistens aus der Gegend des vorgenannten Ortes, beschäftigt. Jeder Arbeiter erhielt ein Stück Land, und so erwuchs allmählich in dieser Gegend eine deutsche Kolonie, die bald, als später die Bahnbauten begannen, von verschiedenen Seiten Zuzug erhielt.

Hier, bei der Besitzung eines Richters, der von auswärts gekommen war — daher der Name „Juiz de Forá“, d. h. Richter von auswärts —, war der Endpunkt der projektierten Fahrstraße, und es entwickelte sich infolgedessen daselbst allmählich ein Transitgeschäft, so daß der Ort in kurzer Zeit ein Zentralhandelsplatz wurde. Da außerdem ein großer Teil der als Arbeiter beschäftigten Deutschen aus tüchtigen Hand-

werkern bestand, war auch die Grundlage zur Entwicklung einer Industrie gegeben, wie sie heute tatsächlich hier vorhanden ist. Gerade in letzter Hinsicht steht Juiz de Forá im ganzen Staate Minas Geraes obenan, und man kann zudem die erfreuliche Tatsache melden, daß etwa die Hälfte der Gesamtindustrie in deutschen Händen sich befindet. Von den am Ort vorhandenen gewerblichen Anlagen erwähne ich nur:

2 Eisengießereien und Maschinenfabriken,
3 Gerbereien, davon eine, und zwar die zweitgrößte Brasiliens, in deutschen Händen,
3 Baumwollspinnereien und Webereien,
1 Jutestoffweberei,
4 Strumpffabriken,
5 Bierbrauereien,
4 Mühlen zur Bearbeitung von Landesprodukten, wie Mais usw.,
mehrere Möbelfabriken,
3 Zuckersiedereien,
3 Molkereien.

Juiz de Forá besitzt gute Wasserleitung und Kanalisation, elektrische Beleuchtung und Straßenbahn. Die Stadt ist wegen der äußerst günstigen Lage an der Bahnlinie die bedeutendste Zwischenstation für den Handel von der Küste nach dem Innern. Namentlich hat sich der Großhandel mit Lebensmitteln gut entwickelt. Er liegt größtenteils in portugiesischen Händen, wird aber von soliden und gediegenen Leuten betrieben. Andere Sachen werden auch von Deutschland bezogen. So kommen etwa 80 Prozent aller Eisen- und Porzellanwaren von dort, und unsere heimische Industrie könnte hier viel mehr Absatz finden, wenn unsere Exporteure selbst nicht gar so schwerfällig und ungeschickt wären.

So hatte zum Beispiel während meines Aufenthaltes daselbst eine deutsche Firma irgendwelche Muster nach Juiz de Forá auf die Aufforderung eines deutschen Geschäftsmannes

hin eingesandt. Aber auch nur das. Jede Preisangabe fehlte, so daß man hier nicht wußte, was man mit den Stücken anfangen sollte. Und dabei gefielen dieselben sehr. Inzwischen kam natürlich ein fixer Nordamerikaner und erwarb dies Gebiet des Handels für sich, wie es ja leider schon recht oft geschehen ist; der Deutsche hatte wieder das Nachsehen.

Juiz de Forá zählt etwa 20 000 Einwohner; davon sind ungefähr 1000 bis 1200 Deutsche beziehungsweise von deutscher Abstammung. In letzter Zeit sind viele Italiener hinzugekommen, die überhaupt in dieser Gegend zahlreich vertreten sind. So liegt unter anderen nicht weit von Barbacena eine große italienische Niederlassung; die großen Kalkbrennereien südlich von Ottoni, bei Pedra de Sino, gehören Italienern und beschäftigen ausschließlich Leute aus dem sonnigen Süden. In Ouro Preto, in Bello Horizonte, fast auf allen Stationen der Bahnlinien habe ich Italiener angetroffen. Sie bilden hier die Arbeiterbevölkerung, sind Kellner, Diener, kleine Handwerker oder betreiben den Zwischenhandel. Im allgemeinen sind es fleißige Leute, dabei aber gute Konsumenten für ihr Vaterland, dem durch sie eine Menge Geldes jährlich zuströmt. Millionen fließen auf diese Weise nach dem Mutterlande Italien, das durch seine Auswanderung nach Südamerika einen gewaltigen Vorteil genießt, abgesehen von dem Umstande, daß fast alle jene ausgewanderten Italiener nach einer gewissen Zeit, nachdem sie sich hier durch Fleiß und Sparsamkeit etwas erworben haben, wieder heimwärts ziehen und dort ihr Geld verzehren oder nutzbringend anlegen, also zur Erhöhung des Nationalvermögens beitragen. *)

Im Gegensatz zum italienischen Einwanderer ist der Deutsche meist durchgehends seßhaft und betreibt auf den Kolonien Ackerbau und Viehzucht. So sind z. B. die Vor-

---

*) Vergl. Dr. W. Vallentin. Das Deutschtum in Südamerika. Berlin, Herm. Paetel, 1908. S. 6 ff.

städte von Juiz de Forá, Mariano Procopio und die Kolonie São Pedro, ausschließlich deutsch. Dort unten im Tal sieht man nette, saubere Häuser, mit blühenden Gärten und einem Stück Land, etwa 20 Morgen groß. Das Ganze macht einen freundlichen Eindruck. Viele dieser kleinen Bauern stammen aus Holstein, andere aus Süddeutschland, namentlich Hessen. Aber alle haben sich ihre deutsche Muttersprache, selbst im Dialekt, bewahrt, und ich hörte von einem freundlichen Alten, der schon 1855 hierher gekommen war, wieder mal das echte „Mainzerdeutsch" sprechen. Kirche und Schule sind die Faktoren gewesen, die das Deutschtum hier erhalten und zusammengehalten haben.

Auf all jenen kleinen Besitzungen wird vorwiegend das zum Hausbedarf Notwendige angebaut: Kartoffeln, Gemüse, Mais, Früchte, einiges Viehfutter. Neben Kühen, Pferden und Schweinen werden Hühner und anderes Geflügel gehalten. Zur regulären Ackerwirtschaft im großen aber ist das Stück Land zu klein, und daher sind die Leute angewiesen, sich auf andere Weise Erwerb zu schaffen. Einige arbeiten in der nahen Stadt, in den Fabriken und Werkstätten, andere verdienen etwas durch den in der Nachbarschaft vorhandenen Verkehr, wie zum Beispiel durch Fuhrenstellung, Fracht- und Transportvermittlung per Wagen oder Reittier usw.

Wäre eben die Stadt nicht da, dann wäre es kaum möglich, daß jene Kolonisten existierten. Denn die Beschaffenheit des Bodens ist in Anbetracht seiner geringen Ausdehnung nicht gerade besonders gut. So war dies zum Beispiel ein Umstand, der seinerzeit dazu beigetragen hat, daß die deutsche Mukurykolonie rückwärts ging. Allerdings kam hier noch der Mangel an jeder Verbindung hinzu. Das Deutschtum dort aber ist verlorengegangen, weil kein Nachschub von der Heimat gekommen, weil die Kolonie keinen Zuzug erhalten hat, kurz gesagt, weil — sie vergessen worden ist! Es ist dies ein Moment, das für alle deutschen Ansiedlungen in Süd-

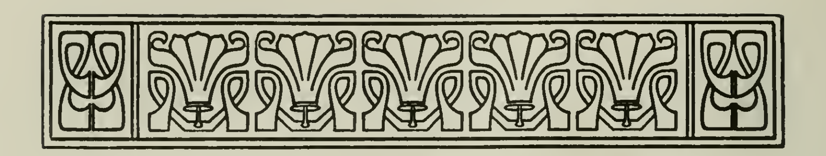
amerika schwer ins Gewicht fällt und daheim wohl mit Recht etwas mehr Beachtung finden sollte.

Eng in Zusammenhang damit steht natürlich die Frage: „Wie kommt es, daß Deutschland seine Angehörigen im Auslande verliert?“ Wo liegt die Ursache zu dieser wenig erfreulichen Erscheinung, die weder England, noch Frankreich, noch Italien aufzuweisen haben, und zwar zu ihrem Vorteil?

Man höre hierzulande nur mal den Mann aus dem Volke, das heißt aus der Masse der seinerzeit ausgewanderten Deutschen sprechen, nicht den hohen Beamten oder reichen Handelsherrn! Alle sind stolz auf ihr Deutschtum, ihre Heimat, und lieben ihre Muttersprache und halten deutsche Sitten in Ehren. Aber sonst? Da hat die Sache doch einen Haken! Irgendwo muß doch etwas verkehrt sein!

„Ich bin hier ein freier Mann und ernte den Verdienst meiner Arbeit selbst. Ich selbst behalte den Erfolg meiner Mühen.“ So antwortete mir kürzlich auf meine diesbezügliche Frage ein kerndeutscher Mann. Schon hiermit fällt jenes Lügengewebe in sich zusammen, das eine gift- und neidgeschwollene Jingo-Presse unter dem Namen „die deutsche Gefahr“ zu konstruieren bemüht ist. Gerade jene Deutschen sind es, die sich in erster Linie derartige Bestrebungen vom Mutterlande her ernstlich verbitten würden. Und somit bleibt immer wieder als das einzig Notwendige und Erstrebenswerte: eine vernünftige Auswanderungspolitik, die Hand in Hand geht mit einer richtigen Handelspolitik.

---



## V.

## Auf dem Wege nach São Paulo. Die Stadt. Das Land. Klima. Kaffee, das Hauptprodukt des Landes. Metalle. Beim Staatspräsidenten. Regierungskolonie Campos Salles. St. Genebra.

Einer kalten Nacht folgte ein ebensolcher Morgen, kalt, trocken, staubig. Langsam war ich von Rio de Janeiro in nordwestlicher Richtung hin die Höhen emporgestiegen, in jene wundervolle Gebirgslandschaft hinein, die sich mir seinerzeit schon auf dem Wege über Petropolis zum Ozean hin in ihrer überwältigenden Pracht offenbart hatte. „Die herrlich schöne, die große Alpenwelt!“ Diese Kuppen und Grate und Zacken, diese Nadeln und Türme! Diese lotrechten Steilwände und jähen Abstürze, diese ragenden Felsmassen, an denen die Sonnenlichter spielen! All diese gewaltigen Hochlandsriesen, die, vom Himmelsblau umfächelt, ernst hinausträumen auf das tief unten glitzernde Meer.

Atemlos staunt der Wanderer in jener ungeheuren, schweigenden Einsamkeit über die Unendlichkeit von Glanz und Schönheit der ewig schaffenden Natur, die hier im berauschenden Farbenspiel unter dem glühenden Kusse der Sonne erzittert, wie eine zarte, keusche Märchenfee. Ja, man muß dies Stück Erde gesehen haben, um verstehen zu können, daß Menschenkinder hier jubeln und jauchzen und lachen und keineswegs an die schwermütig-traurigen Worte denken:

„Der Schöpfer schafft aus Freude am Vernichten;
Als Herrscher über allem thront der Tod!“

Hier sproßt und keimt und blüht alles; junges, kräftiges Leben überall; eine Lebenskraft, die des Todes zu spotten scheint. Selbst in der sogenannten Winterszeit ist hier von einem Erstarren und Schlafen keine Rede. Wohl heult der Sturm, und der Pampeiro braust durchs Land und peitscht die Meeresfluten gegen die Küste, daß es donnert und knallt, wie vor acht Tagen erst, und zieht in wirbelnden Riesensäulen von Staub über das Hochfeld hin, wie damals, als ich in der Nähe von Bello Horizonte durch die weitgedehnte Ebene ritt und den Weg verlor. Das alles schadet nichts. Die jugendliche, anmutige Maid Natur schüttelt nur lachenden Mundes ihr Lockenhaupt, und müde, mit klagendem Gesang, schlafen sie ein, Sturm und Wind.

Auch heute pfiffen sie ganz kräftig, wie ein paar übermütige Bengels, die sich balgen und raufen und die Haare zerzausen, heute, als ich von Barra da Parahy nach Taubaté fuhr, an der Bahnlinie gelegen, die von Rio nach São Paulo führt. Der Zug läuft auf den Höhen und südöstlichen Abhängen der Serra da Mantiqueira dahin. Etwa um 5½ Uhr morgens hatte er Taubaté erreicht. Es war kalt und ungemütlich. Reif lag auf den Eisenteilen des Bahnwagens; bei jedem Atemzuge aus Menschenbrust stieg der Hauch dick und weißlichgrau in die empfindlich kühle Morgenluft hinein. Im rötlich dämmernden Tage zeigte sich das ferne Hochgebirge, das sich in blauen Massen und zackigen Formen zum leuchtenden Horizont auftürmt.

Wie sich mit aufsteigender Sonne die Starrheit der Glieder löste, so kommt nun auch Leben dort draußen in die scheinbar unbeweglichen Massen hinein, die unter einer dicken Nebeldecke dem jungen Tage entgegenträumen. Bald liegt Jacarehy, in der Ebene des Rio Parahyba, vor uns, ein freundlicher Ort, der mit seinen weißen Häusern und Kirchtürmen

und qualmenden Fabrikschornsteinen verschlafen aus dem Mattgrau der Landschaft hervordämmert. Wie an einem frischen Herbstmorgen dampft der Fluß, und ein blauer, goldiger Nebeldunst, durch den hier und da die Sonne bricht, läßt die Formen der Gegenstände verschwommen erscheinen.

Einige Palmbäume nur haben neugierig den zarten Schleier durchbrochen; zufrieden nicken sie dem höher und höher steigenden Feuerball zu und erschauern leise bei der Umarmung des eilenden Morgenwindes. Ein flüchtiger Ruck nur — und schon ist er wieder fort, der unbeständige, wilde Sturmgeselle, und erschrocken und verschämt blickt ihm die Palme nach; denn drüben die blauen Berge der Serra haben diesen Liebeskuß gesehen. Und unten im Tal rauschen und raunen schon die Wasser des Flusses, geheimnisvoll klatschend und flüsternd wie alte Waschweiber, und eilen davon, um die Neuigkeit der Welt zu erzählen: „Die keusche, zarte Palme hat sich küssen lassen!“ Denn dort, hinter Guararéma, wo aus dem schweren Grün des Tales weiße Kirchtürme herüberwinken, und wo von felsigen Höhen Urwaldbäume finster herniederblicken, wohnen in kleinen, freundlichen Häuschen, hinter Blumengärten mit goldenen Orangen im dunkeln Laubwerk, zufriedene Menschen, und an den Bächen weiden Scharen glatter Rinder und wohlgenährter Pferde. Und diese alle sollen ja das neueste Geheimnis erfahren. Und wie gern hätten die klatschsüchtigen Wellen es noch weiter getragen, hin zu den Schwestern der armen Palme, dort bei Sabanna, wo die ganze Familie in stattlicher Zahl vertreten ist und sich von hier aus nach allen Richtungen verbreitet hat. Aber ein grober Bergwall legte sich breit und plump unwillig dazwischen, und die Wasser können nun nicht hinüber, und so haben denn die Angehörigen von der wichtigen Neuigkeit nichts zu wissen bekommen.

Etwa um dreiviertel 9 Uhr hielten wir bei Mogy das Cruzes. Bisher war die Fahrt durch gebirgiges Terrain



Serra dos Orgãos. Das Orgelgebirge.



Cascatinho (Rio de Janeiro).



gegangen. Die Höhen waren gut bewaldet; abgeholzte Flächen zeigten an, daß hier der Boden bearbeitet wird. Hier und da standen Häuser, namentlich dicht an der Bahnlinie, wo auf kleinen Besitzungen die Kolonisten Ackerbau und Viehzucht treiben. Und während an den Abhängen der Berge Kaffee und Zucker gebaut werden, sieht man hier am Fuße der Erhebungen schöne Gartenanlagen mit Gemüse, Kohl und Rüben, dunkelgrüne Orangenbäume mit den goldgelben Früchten, Palmen und großblättrige Bananen. Im großen und ganzen ist die Szenerie reizend. Und merkwürdig, wie sich hier die Gegensätze berühren. Der wilde Urwald mit seinen hochstämmigen Bäumen, mit undurchdringlichem Gestrüpp und allen Wucherpflanzen, Schlinggewächsen, Lianen — er steht hier dicht neben dem bebauten Feld, dem bestellten Acker oder wohlgepflegten Garten. Wie viele Menschen, die daheim darben und nach Arbeit suchen, könnten hier in diesem herrlichen Lande nicht nur gesunde Beschäftigung, sondern ihr gutes Auskommen finden und sich in wenigen Jahren eine unabhängige Existenz schaffen!

Von Mogy das Cruzes an ändert sich der Charakter der Landschaft. Mehr und mehr treten die Höhenzüge zurück, namentlich nördlich der Bahnlinie, und das Tal öffnet sich zu einer weiten Ebene, die sich glatt und flach wie eine Tischplatte ausdehnt.

Unterbrochen wird die mit gelblich-grünem Gras bewachsene Fläche von einzelnen Waldbeständen, während die Eintönigkeit gemildert wird durch die zahlreichen menschlichen Ansiedlungen, die sich wie dunkle Flecke wohltuend aus dem müde stimmenden Ton der Gegend hervorheben. Das frische Grün von Sträuchern und Büschen kennzeichnet die Ufer des Tietéflusses, der von Osten nach Westen die Ebene durchströmt und später in den mächtigen Paraná einmündet. Bald macht sich leicht gewelltes Hügelland bemerkbar; weit im Hintergrunde ragen blaue Berge in die klare Luft hinein, und schon nach kurzer Zeit schweift das Auge über ein flaches,

duftiges Tal, in dem die dunkeln Massen des zirka 1100 Meter hohen Jaraguá sichtbar werden. Und mehr und mehr scheinen die Kuppen und Spitzen dieser Erhebung aus dem bläulich dunstigen Talgrunde zu wachsen, und mehr und mehr schieben sich von rechts die Rücken und Gipfel der 1000 bis 1100 Meter hohen Serra da Cantareira vor.

Noch wenige Minuten — da flimmert und glitzert es vor mir; helle Häuser, weiße Türme, braune Dächer mit Schornsteinen, schattiges Laub und dahinter blinkende Fensterscheiben. Es ist São Paulo, die Hauptstadt des gleichnamigen Staates, die sich dort verschwenderisch und graziös, behäbig und breit im heiteren Sonnenscheine dehnt.

Nächst Rio de Janeiro ist São Paulo wohl die wichtigste, gleichzeitig aber auch die europäischste und modernste Stadt Brasiliens. Sie liegt am südlichen Ufer des Tieté, etwa 733 Meter über dem Meeresspiegel. Mit den Vorstädten zählt sie zirka 300 000 Einwohner, von denen etwa 4000 Deutsche sind. Die meisten der hier lebenden Deutschen sind im Handwerk und in der Industrie tätig, während die zirka 1000 deutschen Bewohner von Santos ausschließlich dem Handelsstande angehören. São Paulo ist gleichzeitig Handels- und Industriestadt, und mit dem soeben genannten Hafen Santos,*) der 79 Kilometer in südöstlicher Richtung entfernt liegt, durch eine vorzügliche Bahn verbunden. Die Straßen sind breit, geräumig und sauber; elektrische Bahnen vermitteln den Verkehr nach allen Richtungen hin. Schmucke Läden und große Lagerräume wechseln ab mit gefällig gebauten Wohnhäusern, während sich mehr nach der Peripherie hin in breiten Alleen, wie zum Beispiel in der Avenida Paulista, die Villen und Prachtbauten der vornehmen Klasse befinden.

Kaufleute, Handwerker, Industrielle bilden einen großen Teil der Einwohner, dem auf der anderen Seite die Arbeiter-

---

*) Vergl. S. 114 ff.

bevölkerung gegenübersteht. Letztere setzt sich meist aus italienischen Einwanderern zusammen, die heute schon einen ganzen Stadtteil bewohnen und an Zahl beständig zunehmen. Sie repräsentieren so ungefähr die unteren Schichten des Volkes, da hier die schwarze Rasse fast verschwindet. So kommt es denn, daß das italienische Element mit seinen Stiefelputzern, Zeitungsjungen, hausierenden Frauen und Mädchen und dergleichen dem Straßenleben in São Paulo seinen typischen Stempel aufgedrückt hat; nicht minder ist dies der Fall in den Hotels und Restaurants, wo Kellner und sonstige dienstbare Geister ausschließlich Italiener sind.

Wie ich schon einmal Gelegenheit hatte, hervorzuheben, ist der italienische Einwanderer das Gegenteil vom deutschen, wenigstens in den meisten Fällen. Hat er genug verdient und erspart, dann zieht er heim. Anders der Deutsche. Der will frei werden und Herr sein auf der eigenen Scholle, die er sich durch harte Arbeit urbar gemacht hat. Darum bleibt er hier und wird ein zufriedener, gehorsamer Untertan seines Landes. Er ist es, der die Steuern zahlt und so zu einer mächtigen Stütze der Regierung wird. Er ist es, der zur Aufschließung und Entwicklung des Landes beiträgt, den Boden urbar macht und die seßhafte Bevölkerung vermehrt, nicht die Zahl der Zugvögel, die mit leeren Händen kommen und mit gefüllten Taschen gehen. Dieser Unterschied ist in die Augen springend und wird auch hierzulande wohl gewürdigt.

* * *

Der wirtschaftliche Aufschwung, den São Paulo in den letzten Jahren genommen hat, ist groß, und wenn auch die Folgen der Kaffeekrisis sich überall noch fühlbar machen, so herrscht doch eine erfreuliche Regsamkeit auf allen Gebieten, sowohl im Handel wie in der Industrie. Mehrere Baumwollspinnereien, eine Wollweberei und -spinnerei sind am Ort, desgleichen eine Jutespinnerei und eine Fabrik, welche die

Araminafaser zu Stoff für Kaffeesäcke verarbeitet. Sägemühlen, Eisengießereien und Schmiedereien, Branntweinbrennereien und Bierbrauereien, Tabak-, Zigarren- und Schuhfabriken, daneben die verschiedenen Handwerke und Kleingewerbe — sie alle zeugen von einer gesunden, lebenskräftigen Entwicklung. Meistens sind sie in Händen von Deutschen, arbeiten indessen hauptsächlich nur für den heimischen Markt. Die Basis zu jenem Emporkeimen aber liegt in dem gesunden, fruchtbaren und reichen Hinterlande der Hauptstadt, dessen Quellen und Schätze heute noch nicht alle erschlossen sind. Noch etwa ein Drittel des Staates São Paulo, der ganze im Nordwesten gelegene Teil, etwa 80 000 qkm Land, ist noch fast unbekannt und unbebaut. Und dabei muß man beachten, daß dieser brasilianische Staat eine Ausdehnung von 296 000 qkm hat, demnach größer ist als das ganze Königreich Italien. Dagegen wohnen auf dieser gewaltigen Fläche kaum zweieinhalb Millionen Menschen.

Das Klima ist gesund. Die Temperatur beträgt in der Stadt selbst, die 753 Meter über dem Meeresspiegel liegt, im Jahresdurchschnitt 17 Grad Celsius, bei einem Minimum von 2,4 und einem Maximum von 36 Grad Celsius. Die mittlere Temperatur der drei kältesten Monate: Juni, Juli und August, war 14,8 Grad Celsius.

Daß die Kälte nicht sonderlich beachtet wird, beweist der Umstand, daß in den Häusern keine Vorrichtungen zum Heizen anzutreffen sind. Selbst an den kältesten Tagen ist die Temperatur gewöhnlich gegen 10 Uhr morgens wieder angenehm.

Schnee fällt nie. Eis, in ganz dünnen Blättchen, bildet sich auf stillem Wasser, an einigen Stellen, aber nur des Nachts, vielleicht zwei- bis dreimal in einigen Jahren (in der Stadt S. Paulo viermal in 17 Jahren); Reif gibt es öfters, aber doch nur drei- bis viermal im Jahre und auch nur auf dem Hochplateau, an der Küste niemals. — — —

Hauptprodukt des Landes und Ausfuhrartikel für den Weltmarkt ist der Kaffee, der den Hauptreichtum Brasiliens darstellt. Die im ganzen Lande angepflanzten Kaffeebäume werden auf mehr als 1200 Millionen veranschlagt, von denen auf den Staat São Paulo allein 800 Millionen entfallen. Nächst São Paulo kommen hinsichtlich der Kaffeeproduktion noch die brasilianischen Staaten Rio de Janeiro und Minas Geraes in Frage.

Ganz Brasilien indessen liefert ungefähr drei Viertel der jährlichen Weltproduktion an Kaffee und produzierte z. B. 1906/07 20 409 180 Sack à 60 kg, dagegen:

| | | |
|---|---|---|
| Mexiko, Costa Rica, Guatemala nur . | 1 600 000 | Sack |
| Java nur . . . . . . . . . . . | 450 000 | „ |
| Haiti nur . . . . . . . . . . . | 350 000 | „ |
| Afrika sogar nur . . . . . . . . | 180 000 | „ |

Nun hat im allgemeinen mit dieser mächtigen Produktionssteigerung der Konsum an Kaffee nicht gleichen Schritt gehalten, und eine wirtschaftliche Krisis auf dem Kaffeemarkt war die unausbleibliche Folge. Unablässig sind daher die Regierungen der brasilianischen Kaffeestaaten bemüht, die Wirkungen solcher Überproduktion, wie z. B. den Preissturz, zu mildern und eine Konsumvergrößerung im Auslande herbeizuführen.

Der bedeutendste Kaffeeproduzent Brasiliens und des Staates São Paulo ist ein Deutscher, namens Francisco Schmidt. Seine 35 Farmen enthalten zirka $7^1/_2$ Millionen Bäume, die eine jährliche Durchschnittsernte von etwa 150 000 Sack à 60 kg Kaffee ergeben (ganz Afrika liefert nur 180 000 Sack). Diesem Deutschen folgt die Dumont-Compagnie (Vater des Luftschiffers Santos Dumont), deren Besitztum eine Durchschnitts-Jahresernte von etwa 100 000 Sack ergibt. — —

Im Staate São Paulo werden außer Kaffee noch Zuckerrohr und Baumwolle gebaut; Gerste, Mais, Reis, Bohnen und

alle Gemüsesorten gedeihen gut. Auch die Viehzucht ist nicht unbedeutend.

In einzelnen Teilen des Staates birgt der Boden Eisen, Gold und viele Halbedelsteine; Marmor und Kohle kommen vor. Nur sind alle diese Reichtümer noch viel zu wenig ausgebeutet, da es an Menschen und Kapital mangelt. So ist nachweislich schon im Jahre 1575 Gold in großen Mengen in verschiedenen Bergwerken des Landes gefunden worden, und die Gewinnung von Silber wurde im ausgedehnten Maße betrieben. Dann hat man damit aufgehört; man scheint den Erzreichtum des Landes im Laufe der Zeit vergessen zu haben! Ähnlich steht es mit dem Eisen. Ungefähr 100 Kilometer westlich von São Paulo kommt dies Metall in großen Mengen vor. Bei Ipanéma befindet sich sogar ein dem Staate gehöriges Eisenbergwerk, wo die dort abgebauten Erze zirka 70 Prozent reines Eisen enthalten. Die Betriebskosten waren indessen sehr hoch, und heute — ist die Arbeit in jenen Minen eingestellt. —

Die Verkehrsverhältnisse lassen noch manches wünschenswert erscheinen. Im ganzen Staate São Paulo befinden sich z. B. nur 3900 Kilometer Eisenbahnen, und zwar mit — fünf verschiedenen Spurweiten.

* * *

„Ich freue mich, Sie hier begrüßen zu dürfen, und hoffe, daß Ihnen unser Land gefällt."

Mit diesen Worten empfing mich das Staatsoberhaupt, der Präsident Dr. Bernhardino do Campos, ein würdiger, alter Herr mit klugen Augen, grauem Haar und Bart. In zwangloser Weise kam bald die Unterhaltung zustande. Der persönliche Adjutant, der mich zur Audienz geleitet hatte, verließ das Zimmer, und ich befand mich allein mit dem Präsidenten. Wir hatten auf bequemen Sesseln Platz genommen. Ein Diener kam lautlos herein und servierte auf silberner Platte eine kleine

Tasse Mokka — aber Mokka im wahren Sinne des Wortes. Denn hierzulande trinkt man nur guten Kaffee.

„Ohne Zweifel wird Ihnen auch daran liegen,“ fuhr der Staatspräsident im Laufe des Gesprächs fort, „unsere heimischen Einrichtungen auf den verschiedenen Gebieten kennen zu lernen. Nicht wahr?“

„Gewiß, Vossa Exzellenza.“

„Und da wird es Ihnen ja auch wohl recht sein, wenn ich Ihnen jemand als Begleiter oder Führer zur Verfügung stelle.“

„Mit verbindlichstem Danke nehme ich dies gütige Anerbieten an.“

„Gerade ist auch der neue Ackerbauminister hier; ich werde Sie sogleich mit ihm bekannt machen.“

Der Präsident erhob sich und begab sich in ein Nebenzimmer. Nach kurzer Zeit kam er zurück, gefolgt von einem hoch und kräftig gewachsenen Manne mit hoher, kahler Stirn und schwarzen Augen. Es war der Minister für Landwirtschaft, Dr. Luiz de Piza.

Ich wurde ihm vorgestellt, und wieder war das Gespräch im Fluß, das mich die Liebenswürdigkeit und das Entgegenkommen dieser hochgebildeten Herren im vollen Maße erkennen ließ. Nach ungefähr einer halben Stunde durfte ich mich verabschieden.

Noch an demselben Abend besuchte mich in meinem Hotel der Adjutant Kapitän Pedro Xavier mit Herrn Dr. Mario Bulcão und teilte mir mit, daß letzterer, der Generalinspektor des Unterrichtswesens, vom Präsidenten den Auftrag habe, mir morgen das Interessante und Sehenswerte der Stadt zu zeigen.

Zu dieser ausgesuchten Zuvorkommenheit ein Gegenstück!

Mit dem Empfehlungsbrief eines Bekannten begab ich mich zu einem hiesigen Deutschen. Ich schickte ihm den an ihn adressierten Brief mit meiner Visitenkarte ins Zimmer und wartete. Ich wartete und wartete endlos und kam mir bei-

nahe vor wie ein räudiger Hund, den man ja ebenfalls draußen stehen läßt. Endlich erschien besagter Herr, würdevoll, selbstüberzeugt, musterte mich von oben bis unten und sagte kurz, fast tonlos: „Wollen Sie näher treten?" Ich folgte und war, wenn auch mißgestimmt, nun doch neugierig auf das, was da kommen würde.

Wir hatten beide Platz genommen. Wiederum wartete ich; denn besagter Herr stierte mich wieder schweigend an, und ich — schwieg, diesmal aus Trotz. Eine geraume Zeit war so in diesem Mustern und stummen Glotzen vergangen. Da öffnete besagter Herr seinen Mund, und den von grauem Barte umgebenen Lippen entströmten die inhaltsvollen weisen Worte: „Was wünschen Sie?"

Ich glaube, ich muß wohl gelacht haben, trotzdem es in mir grollte.

„Herr . . ., Sie kennen doch den Herrn, dessen Brief ich Ihnen soeben überbrachte; das dürfte wohl genügen. Sie wissen auch den Zweck meiner Reise, nicht wahr?"

Ein verständnisinniges Nicken des denkenden Hauptes erfolgte. —

„Nun, ich wollte mir nur gestatten, Ihnen auf Grund jener Empfehlung meine Aufwartung zu machen. Und das genügt nun ja auch, nicht wahr? Sehen Sie, weiter wollte ich wirklich nichts." Damit stand ich auf und empfahl mich.

* * *

Ungefähr 230 Kilometer von der Küsten- und Hafenstadt Santos in fast nordwestlicher Richtung entfernt — also etwa so weit wie von Hamburg nach Magdeburg — liegt bei Funil, der Endstation einer Zweigbahn, die sich von der großen Paulistabahn bei Campinas abtrennt, die Kolonie Campos Salles. Sie ist kein Privatunternehmen, sondern von der Regierung des Staates São Paulo im Jahre 1896 ins Leben gerufen worden, und da es ja heute fast zur Mode geworden



Der Corcovado.



ist, alles, was von einer brasilianischen Regierung getan wird, nicht nur mit einem gewissen Achselzucken zu betrachten, sondern auch von vornherein abfällig zu kritisieren, beschloß ich kurzerhand, diese Kolonie zu besuchen und mich sozusagen „überrumpelnderweise" über die dortigen Zustände durch den Augenschein zu orientieren. Die Fahrt auf der schmalspurigen Mogyanabahn bis Funil war wegen der Hitze und des Staubes zwar wenig angenehm; indessen ich wollte selbst sehen und selbst hören, um mir ein eigenes Urteil bilden zu können.

Bereits bei Campinas, einer freundlichen Stadt von zirka 40 000 Einwohnern, von denen etwa 2000 Deutsche sind, in einer reichen Kaffeezone und 693 Meter über dem Meere gelegen, tritt der flache, ebenartige Charakter der Landschaft mehr und mehr zutage, und bei José Paulino erscheint nur noch ganz sanft gewelltes Hügelland, das am fernen Horizont von blauen, niedrigen Höhenzügen umsäumt ist. Streckenweise sieht man noch Urwald, echten amerikanischen Urwald; im großen und ganzen aber ist nur noch sein Nachwuchs vorhanden, und auch dieser ist verdrängt von ausgedehntem Weideland und bestellten Äckern.

Hier und da blinkt im strahlenden Sonnenlicht zwischen dem saftigen Grün des Waldbestandes und den hellen Weidestrecken das Wasser eines Teiches wie ein schimmerndes Auge unter dunkelschattiger Wimper. Kleine Ansiedlungen, freundliche Häuschen und Hütten mit ihren Bewohnern bringen Abwechslung in den düsteren, melancholischen Ton der Landschaft hinein, der durch die weiten Ebenen niedergeschlagenen und abgebrannten Urwaldes hervorgerufen wird. Die tiefernste schwarze Farbe des Todes! Asche, verkohlte Baumstümpfe ringsumher; kahle, nackte, brandgeschwärzte Stämme, die sich wie in Schmerzen windend und plötzlich wie im wilden Weh erstarrt, gen Himmel recken, als ob sie ihre schreckliche Totenklage in das Land hinausschreien wollten!

Angesichts dieser vielen, oft noch qualmenden Aschenfelder drängt sich mir unwillkürlich die Frage auf, ob und wie lange denn das planlose Vernichten des Urwaldes noch fortdauern werde. Auf meinen Reisen im Innern des Staates Bahia, auf meinen Fahrten im Innern von Minas Geraes, Rio de Janeiro usw. hatte ich bereits dieselbe Beobachtung gemacht. Hier sah ich überall wieder das Gleiche und erinnerte mich lebhaft an meine früheren Studien in Südafrika, wo das Vernichten der Wälder allmählich zu einer Veränderung des Klimas geführt hat, die in wirtschaftlicher Beziehung nicht ohne Einfluß geblieben ist. Warum sollte das hier anders sein? Jetzt zum Beispiel herrscht schon seit etwa vier Monaten eine außergewöhnliche Trockenheit; die Wasserreservoirs sind zwar noch gefüllt, aber die Flüsse und Bäche des Landes sind so niedrig wie selten zuvor. Abgesehen davon sind bereits viele Nutzhölzer völlig verschwunden. Im Innern Bahias — um nur einen Fall anzuführen — gab es Zedernbäume in solchen Mengen, daß ganze Häuser aus Zedernholz gebaut wurden, und daß die Bewohner jenes wertvolle Holz als Feuerungsmaterial benutzten. Heute sind die Firmen in Cachoeira genötigt, zur Herstellung von Zigarrenkisten die Zedernstämme von weit her aus dem Innern für teueres Geld zu beziehen.

Heute schon sind die Waldbestände ganz erheblich gelichtet; es wird ein Raubbau getrieben ohne Rücksicht auf die Zukunft, der sich dereinst schwer fühlbar machen wird. Hier sollte von Staats wegen schützend eingegriffen werden. —

Der Boden, der bei und um Campinas die bekannte rote und rotbraune Färbung der Zersetzungsprodukte von Diabasgestein zeigt, wird allmählich heller und geht über in sandige Flächen, auf denen nur niedriges Gestrüpp, Gras und Unkraut ihr kümmerliches Dasein fristen. Auch die Araminapflanze wuchert hier in Massen, deren Faser neuerdings ähnlich wie Flachs bearbeitet und zur Herstellung von Sackstoff verwendet wird. Dort, wo der Boden besser ist, gedeiht vorzüglich das

Zuckerrohr, namentlich in der Nähe des Jaguaryflusses, der mit dem Atibaia diese Gegend durchströmt, um später in den Tieté zu münden. Das Bett jener Flüsse ist steinig und bildet vielfach Stromschnellen, die eine Schiffahrt verhindern. Außerdem aber deutet das steinige Flußbett auf den felsigen Untergrund des Bodens hin, der hier wegen der abwechselnden Farbe und Güte die Bezeichnung „Terra manchada" (geflecktes Land) erhalten hat. Nur auf dem rechten Ufer des Jaguary erscheint eine größere Gleichmäßigkeit; die trockene, sandige, fast durstige Farbe des Geländes weicht einer satten, dunkleren.

Die Sonne brannte heiß vom klaren Himmel hernieder, als ich auf der Endstation der Bahn anlangte. Flachsblonde Jungen und Mädchen spielten im Sande und schauten uns, die Fremden, mit ihren blauen Augen erstaunt an. Ein Mann war in der Nähe mit dem Aufzäumen eines Pferdes beschäftigt. Eine junge Frau, einfach, aber sauber gekleidet, in leichter Bluse und hellfarbigem Rock, mit einem kleinen Kinde auf dem Arm, saß auf der Deichsel eines zweirädrigen Karrens und schaute still vor sich hin. Wir näherten uns dieser kleinen Gruppe. Auf meine in portugiesischer Sprache gestellte Frage, wo der Direktor oder Verwalter zu finden sei, antwortete der Mann nach kurzem Besinnen auf Deutsch:

„Der ist soeben zur Post gegangen und wird jeden Augenblick hier vorbeikommen. — Dort ist er schon," fügte er schnell hinzu und zeigte mit der Hand auf einen groß gewachsenen, kräftig gebauten Mann, der soeben aus einem weißgetünchten Hause herausgetreten war und den Weg nach den Wohnungen der Ansiedler einschlug. Es war der echte Typus eines Deutschen. Wir stellten uns vor. Freundlich hieß er mich willkommen, und bei der ungezwungenen Herzlichkeit war es mir bald zumute, als ob ich hier gar nicht fremd wäre.

Wir begaben uns zum Administrationsgebäude. Links und rechts der breiten, ungepflasterten Landstraße befinden sich die kleinen sauberen Häuser der Ansiedler mit je einem hübschen

Garten, der nach dem Wege zu durch eine Umzäunung abgeschlossen ist.

Jedes Haus enthält drei Zimmer und eine Küche. In einer gewissen Entfernung liegen die Ländereien. Der Gesamteindruck, den ich auf den ersten Blick hin empfing, war günstig: Freundlichkeit, Ordnung und Zufriedenheit.

Ursprünglich hatte die brasilianische Regierung einer Anzahl Schweizer diesen Landkomplex zur Kolonisierung überlassen. Nicht nur die Überfahrt nach Südamerika, sondern auch die Beförderung bis zum Ansiedlungsplatz bezahlte die Regierung; sie lieferte den Leuten nicht nur Handwerkszeug, sondern auch Lebensmittel auf die ersten drei Monate. Einige der Einwanderer verließen dann aus irgendwelchen Gründen ihre Plätze; andere kamen, und bald wurde von dem Prinzip, nur Schweizer anzusiedeln, abgesehen, so daß heute hier auf Campos Salles verschiedene Nationalitäten, darunter zirka 200 Deutsche, angesiedelt sind. Außerdem wohnen dort 90 Österreicher und 30 Italiener; die übrigen verteilen sich auf Russen, Brasilianer und andere Nationalitäten.

Die Größe des dem Ansiedler überlassenen Grund und Bodens variiert je nach Güte und Beschaffenheit zwischen 12 und 15 Hektar im Werte von 250 bis 300 Mark (zirka 20 Mark pro Hektar). Das Wohnhaus, das ebenfalls von der Regierung erbaut worden ist, und zwar für je 2500 Mark, wird dem Kolonisten mit 1500 Mark berechnet. Für die ersten drei Jahre wohnt hier jeder Ansiedler frei; die Abzahlung jener ihm sozusagen geliehenen Summen mit der Absicht, ihn zum freien Eigentümer des von ihm bebauten Grund und Bodens zu machen, beginnt erst mit dem vierten Jahre und soll in sechs Jahren beendet sein, beläuft sich demnach auf etwa 15 Prozent. Indessen ist die Regierung sehr nachsichtig. Wie mir versichert wurde, haben einige der Leute nach sechsjähriger Anwesenheit noch nicht einmal die erste Rate ihrer Abzahlung geleistet.

Sogleich bei Gründung der Kolonie hat die Regierung eine Versuchsstation errichtet, um hinsichtlich der verschiedenen Kulturpflanzen, Getreidesorten und dergleichen Erfahrungen zu sammeln.

Noch vor Jahresfrist waren einige Kolonielose frei; heute ist das ganze Terrain besetzt, ein Zeichen, daß die Kolonisierung sich bewährt hat.

Produziert wird in der Hauptsache Mais, so z. B. im Jahre 1902 allein für zirka 56 000 Mark; ferner Bohnen, Kartoffeln, Mandioka, Reis, Honig, Eier. Der größte Teil dieser Produkte ist zum Verkauf an die Händler bestimmt, und der Absatz nach der Stadt Campinas ist durch die direkte Bahnverbindung außerordentlich erleichtert.

Weizen und Gerste gedeihen nicht. Dagegen wird Roggen für den eigenen Hausgebrauch allgemein angebaut. Der Viehstand ist gut, trotzdem nicht zu verkennen ist, daß eine baldige Aufbesserung der Rindviehrasse zu einer unumgänglichen Notwendigkeit gehört. Die Butterfabrikation, die im verflossenen Jahre sich auf zirka 1900 kg belief, hat sich infolge der stetig wachsenden Nachfrage erheblich vergrößert. — — —

Ich habe selbst mit einem deutschen Ansiedler gesprochen.

„Wie lange sind Sie schon hier?" fragte ich ihn.

Dieser, ein untersetzter, mittelgroßer Mensch mit dem Dialekt Schlesiens, steckte behäbig die Hände in die Taschen seines grauen Arbeitskittels, schaute bedächtig zu Boden und brachte dann langsam die Worte hervor:

„Vier Jahre, Herr! — Aber," so fuhr er fort, „ich habe auch tüchtig arbeiten müssen."

„Nun, das muß ein jeder," warf ich ein.

„— und hat dann doch noch nichts," unterbrach mich der einfache Mann.

„O, das kommt darauf an!"

„Nun ja, vielleicht! Aber hier habe ich jetzt schon meine erste Rate voll abbezahlt und habe bereits so viel gespart,

daß ich mir ein Butterhaus habe bauen können — dort drüben liegt es —", und er deutete mit der Hand nach der Richtung hin. „Ich habe mir dann auch eine Zentrifuge gekauft; außerdem gehören mir schon einige Kühe und Pferde, Ackergeräte und Wagen, Pflüge und Handwerkszeug."

Sein Auge glänzte im stolzen Selbstbewußtsein, und ein sonniger Schein glitt über die braungebrannten Züge. „Ja," und er nickte zufrieden mit dem Kopfe, „und alles das hätte ich als einfacher Arbeiter in der alten Heimat niemals schaffen können! — Hier ist's doch besser!" — — —

Wie lange wird's dauern, dann ist er ein freier Herr und Eigentümer des von ihm bewirtschafteten Stück Landes.

Und gleich ihm gibt es mehrere. Natürlich sind auch unzufriedene Elemente vorhanden, die da glauben, daß man hierzulande ohne Arbeit und Fleiß durchkommen könne. —

Hauptsächlich ist das Gedeihen der Kolonie Campos Salles bei ihrem nur mittelmäßigen Boden in der günstigen Lage an der Bahn begründet, die es ermöglicht, daß der Ansiedler außer für seinen eigenen Bedarf auch für den Markt produzieren und auf diese Weise durch den leichten Absatz einen Überschuß erzielen kann.

Dicht an die Kolonie grenzt ein Dorf mit dem stolz klingenden Namen Kosmopolis und zirka 1400 Bewohnern. Auch diese, zum größten Teil Arbeiter, tragen dazu bei, den direkten Konsum von Lebensmitteln, wie z. B. Eier, Butter, Milch, Gemüse, zu erhöhen und dadurch das Einkommen der Ansiedler zu steigern.

Jedenfalls liefert die Kolonie Campos Salles den Beweis, daß es — entgegen dem Zetergeschrei gewisser Leute — im Innern Brasiliens auch Regierungskolonien gibt, die nicht nur in vorzüglicher Ordnung sich entwickelt haben, sondern ein sicheres Gedeihen für die Zukunft gewährleisten, die dem Auswanderer nicht nur auf all und jede Weise entgegenkommen, sondern ihm — und das ist das wichtigste

— die Möglichkeit einer gesunden, freien Existenz bieten. Und die brasilianische Regierung? Sie hat die besten Absichten: sie will — Deutsche! Man lasse sich da durch entstellte Gerüchte und böswillig gefärbte Berichte nicht abschrecken. Ergreifen wir nicht die dargebotene Hand, dann nimmt sie ein anderer. Noch kürzlich äußerte sich zu mir der Ackerbauminister Dr. L. de Piza: „Das ganze Lärmen und Schreien über die deutsche Gefahr ist eine große ‚bêtise'. Wir glauben ja alle nicht daran; es ist Mache. Und wenn Sie mir heute 200 000 bis 300 000 Deutsche als Ansiedler ins Land bringen — ich habe keine Furcht; im Gegenteil, ich heiße sie alle willkommen."

Und Äußerungen wie diesen bin ich vielfach begegnet. Die von Nordamerika und England in Szene gesetzte Propaganda gegen Deutschland mit dem Zweck, einen ernsten und gefährlichen Konkurrenten in Südamerika zu schädigen und tot zu machen, hat nur hier und da einige „interessierte" Gemüter alarmiert. Die wachgerufenen Befürchtungen decken sich keineswegs mit der öffentlichen Meinung! — — —

Nicht weit von Campinas, in einstündiger Wagenfahrt zu erreichen, befindet sich die große Besitzung des Barons Geraldo de Rezende. Durch den Staatspräsidenten war ich an diesen Herrn empfohlen worden, und so kam es denn, daß ich außer der üblichen brasilianischen Gastfreundschaft eine überaus herzliche Aufnahme fand. Der Baron, ein feiner, hochgebildeter Herr, ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle, verschmähte es nicht, persönlich die Führung zu übernehmen und mir seine Fazenda zu zeigen.

Die Besitzung des Barons auf St. Genebra ist eine Musterfazenda in des Wortes wahrster Bedeutung. In erster Linie wird Kaffee gebaut. Mehr als eine halbe Million Kaffeebäume bedecken den größten Teil des ausgedehnten Landes und liefern bei der sorgfältigen Behandlung reiche Erträge. Eine Menge großer Maschinen neuester Konstruktion besorgt

das Schälen, Waschen und Trocknen der Kaffeebohnen, kurz den ganzen Werdegang von der Ernte bis zur Gebrauchsfähigkeit.

Außer Kaffee wird Zuckerrohr gepflanzt, aus dem in einem besonderen Fabrikgebäude ein feiner, gereinigter Branntwein hergestellt wird. Die Fazenda besitzt auch große Gummibaumpflanzungen und ausgedehnte Araminafelder. Diese Pflanze, deren Faser oft länger als 2 Meter ist, wird hier geschält und wie Flachs gebrochen, um in anderen Fabriken — z. B. befindet sich eine solche in São Paulo — zu Stoff für Kaffeesäcke verarbeitet zu werden. Auf der Besitzung befinden sich ferner eine Holzsägerei, eine Ziegelei und verschiedene Werkstätten, wie Sattlerei, Tischlerei usw. Überall tritt dem Besucher eine mustergültige Ordnung entgegen, und ein wohldurchdachtes System, das von Fleiß und Arbeit zeugt, macht sich überall geltend. Selbst in dem herrlichen Park, in dem großen Blumen- und Gemüsegarten, in dem geräumigen Badehaus mit mächtigem Schwimmbassin, in den Viehställen und Arbeiterwohnungen, in den breiten, wohlgepflegten Wegen, welche die ganze Fazenda durchschneiden: überall merkt man die waltende Ordnung unter dem beobachtenden Auge des Gutsherrn.

„Ich bin,“ so sagte mir dieser, „mein eigener Verwalter und verlasse mich auf keinen Angestellten. Die Ausgaben pro Monat belaufen sich auf zirka 12 000 bis 14 000 Mark. Jeden Befehl erteile ich schriftlich, und meine Arbeiter wissen es, daß ich sie alle streng, aber gerecht behandle. Ausschreitungen, zu denen meistens die Frage ‚cherchez la femme?‘ die Veranlassung gegeben hat, sind hier ausgeschlossen.“

Außer einigen Schwarzen sind fast alle Arbeiter auf St. Genebra Italiener, die dort als Kolonisten wohnen.

---

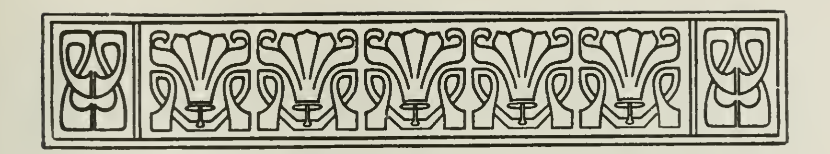


Reitender Hausierer (Bello Horizonte).



Fruchthändler (Rio de Janeiro).





VI.

## Das Ribeiratal. Cananéa und Iguape. Den Fluß aufwärts nach Xiririca. Das gelobte Land. Wirtschaftliches. Gold- und Erzreichtum.

Wer in deutschen Landen hat je von dem herrlichen Ribeiratal gehört? Wer von dem einst märchenhaften Reichtum jenes Flußgebietes gelesen? Wem ist die Fruchtbarkeit dieser von hohen Gebirgen umschlossenen und von welligen Hügeln durchsetzten Gegend im Süden des brasilianischen Staates São Paulo bekannt?

Gewiß nur wenigen, und auch nur wenige sind bisher in diese fast unbekannte Welt eingedrungen, um sie zu erforschen. Und doch ist nachgewiesen, daß der in Rede stehende, heute fast vergessene Teil Brasiliens einst eine wichtige Rolle in der Entwicklung des Landes gespielt hat. Schon im Jahre 1531 landete bei der Barre von Cananéa der Portugiese Martin de Souza, um aus dem Hinterlande Gold zu holen, und 1635 wird berichtet, daß das Volk von Iguape sich ausschließlich des Goldes bei seinen Handels- und Tauschgeschäften bediente. Ebenso geben alle Akten, so z. B. aus dem Jahre 1653, Kunde, daß die damals gewonnenen Mengen des wertvollen roten Metalls durchaus nicht gering gewesen sind.

Damals und jetzt! Welch gewaltiger Unterschied! Nur bei einer kleinen Zahl gebildeter Brasilianer ist es noch in Erinnerung, daß das Wort „Ribeira“ fast gleichbedeutend mit „Gold“ und „Reichtum“ war.

Gerüchte aller Art über das Ribeiratal waren auch mir zu Ohren gekommen. Gerüchte, oft einander so widersprechend, daß ich den Entschluß faßte, ungeachtet der mühsamen Reise, selbst zu sehen, selbst zu urteilen.

Am 20. August war ich in Santos mit seiner romantisch zauberhaften Umgebung, der tropischen Flora und dem Felsengestade pittoresker Inseln. Die Stadt ist alt, mit engen, krummen Straßen jesuitischen Ursprungs. Schon 1536 hat der Ort existiert. Heute besitzt er zirka 50 000 Einwohner, darunter kaum 1000 Deutsche.

Ich wollte von hier aus auf einem Küstendampfer die Fahrt nach dem Süden, zunächst nach Iguape, fortsetzen. Aber ach, der Mensch denkt, und — die Küstenschiffahrtsgesellschaft lenkt, und zwar recht langsam, so daß man vor lauter Warten und aufgezwungener Geduld fast aus der Haut fahren möchte. Der betreffende Dampfer des „Lloyd Brasileiro“ sollte ja schon vor drei Tagen abgehen; das war aber unsicher. Dann sollte einer morgen von Santos nach Iguape fahren, zog es aber vor, später zu kommen, und ich war gezwungen, weiter zu warten und — zu warten. Selbst die brasilianischen Damen am prächtigen Seestrande von José Menino und die Glutaugen einer bildschönen echten Tochter des Landes, einer Baronesse v. E., vermochten nicht, über den Verlust der Zeit hinwegzuhelfen. Selten habe ich je wieder in solche Augen geschaut!

„Paciencia“ und „amanha“ — „Geduld“ und „Morgen“ — sind eben Begriffe, an die man sich hier gewöhnen muß. Und endlich erschien das erwartete Schiff „Industrial“, ein kleiner, enggebauter, wackeliger und schmutziger Küstendampfer der „Impresa Esperança Maritima“. Schleunigst begab ich mich an Bord, und noch am selben Tage, nachmittags 4 Uhr, dampften wir aus dem Hafen von Santos hinaus, ihn bald mit seinen neuen Kaianlagen, Schuppen und Kränen aus dem Gesicht verlierend. — — —

Trübe und regnerisch brach der nächste Morgen an, der mir Erlösung aus der sargähnlichen Koje brachte. Am grauen Horizont tauchten bergige Inseln auf, an denen die Brandung schäumend emporleckte.

„Die größte von ihnen ist die ‚Ilha do Bom Abrigo‘ (Insel des guten Schutzes),“ so erklärte mir der liebenswürdige Kapitän.

Ein Leuchtturm schimmert von ihrer höchsten Felsenspitze weit ins Meer hinein. Im Hintergrunde erscheint hügeliges Festland mit kulissenartig vorgeschobenen Erhebungen, die, allmählich sich auseinanderziehend, im blauen Dunst zwischen Himmel und Wasser verschwinden. Auf der rechten Seite bleibt ein flacher Geländestreifen liegen mit sandigem Ufer und grünem niedrigen Gebüsch.

„Und das dort,“ fuhr der braunhäutige und graubärtige Seemann fort, „ist die südliche Spitze der großen ‚Ilha Comprida‘, der ‚langen Insel‘, einer mächtigen, vom Ozean angeschwemmten Düne, die hier in einer Länge von mehr als 50 Kilometern dem Festlande vorgelagert ist.“

Das dazwischenliegende Binnenmeer zeigt eine Breite von 1—2$^1/_2$ Kilometer, besitzt indessen viele Sandbänke und Untiefen und bildet gleich bei der Einfahrt eine Barre. Nur an einer etwa in der Mitte liegenden Stelle hat diese eine Tiefe von 6 Meter, und zwar bei Flutzeit. Der Verkehr für größere Schiffe ist also ziemlich ausgeschlossen.

Nach etwa einstündiger Fahrt macht der Dampfer einen großen Bogen; eine blaue, kegelförmige Erhebung liegt weit vor uns, wie ein malerischer Abschluß der stillen Uferlandschaft. Bald kommt ein halbinselartiger Vorsprung zum Vorschein; glatte Felsmassen lugen aus dem schattigen Grün der Vegetation hervor und spiegeln sich in der klaren Wasserflut; Kanoes mit Fischern, halbnackten, gelbbraunen Gestalten, beleben das Bild. Und dann weit hinten im Graugrün des

Buschwerks ein weißer Fleck. Es ist ein Haus. Da noch eins — und dann noch eins. Eine ganze Reihe hellfarbiger Wohnungen schiebt sich mit einem Male vor; ein plumper Kirchturm reckt sich müde und mürrisch wie aus tiefem Schlaf zum Himmel auf; einige Palmen nicken grüßend herüber: Cananéa liegt vor uns.

Früher einer der wichtigsten Hafen- und Handelsplätze für den Sklavenmarkt, ist es heute zu einem unbedeutenden Ort mit kaum mehr als 1000 Einwohnern herabgesunken. Schläfrig und gelangweilt sieht es aus. Die alte Landungsbrücke zeugt von Verfall, der breite, zur Stadt hinaufführende Weg von geringem Verkehr, da er dicht mit Gras bewachsen ist. Neugierig sammeln sich die Bewohner am Ufer, wo einige Pferde, Maultiere und Kühe grasen. Hier und da öffnet sich in den baufälligen Häusern ein Fenster; ein dunkler Frauenkopf neigt sich vor und blickt neugierig zu uns herüber. Aber alles so müde, so matt, so interesselos, als ob ganz Cananéa mit offenen Augen schliefe und träume von längst vergangenen Zeiten, angesichts der glitzernden Wellen, der rauchenden Dampfer, der vorbeigleitenden Kanoes.

Das Hinterland des Ortes ist äußerst fruchtbar, die Vegetation üppig; der Boden und die fischreichen Wasserläufe liefern den Bewohnern ohne viel Mühe alles, was sie benötigen. Die Bedürfnisse sind eben nicht groß. — — —

Auf dem breiten Binnenmeer zwischen Festland und Ilha Comprida geht nun die Fahrt weiter. Dichte Mangrovebüsche bekränzen die Ufergebiete links und rechts, hinter deren grünem Laubwerk hier und da menschliche Wohnungen sich schüchtern verbergen. Schlanke Palmen schauen in die weißlich-graue Luft hinein, und mächtige Waldbäume neigen sich düster zur kühlen Wasserfläche herab, wie gebeugt unter der Last der Parasiten, Lianen und Schlinggewächse, die sich auf ihren Stämmen und Zweigen breitgemacht haben. Eine Parasitenart, Barba do Velho — Bart der Alten — genannt, und auf den

ersten Blick den Algen sehr ähnlich, verleiht den Bäumen in der Tat etwas Altehrwürdiges, und wenn der Seewind weht und mutwillig das Laub zerzaust, ist es oft, als ob sie ein mürrisches, finsteres Gesicht machten und unwillig, fast zornig ihr bemoostes Haupt mit dem langen Barte schüttelten. Während im Vordergrund das schwere Grün der Landschaft häufig von der helleren Farbe der Bananenblätter und des Zuckerrohrs unterbrochen wird, bildet im Hintergrunde hochstämmiger Wald den Abschluß. Daß der Urwald hier gut und der Boden fruchtbar ist, geht unter anderem aus den mächtigen, langen und breiten Kanoes hervor, die ja aus solchen Baumstämmen gefertigt sind.

Ein tiefer Einschnitt zur linken Hand zeigt die Mündung des Sabaúnaflusses an, der zu einem Kolonielandungsplatze gleichen Namens führt. Einige Deutsche und Italiener sind dort angesiedelt. — — —

Rauschend stampft der Dampfer weiter nach Norden zu, vorbei an idyllisch gelegenen Hütten, größeren, weiß gestrichenen Häusern, vorbei an einer Anzahl kleiner Inseln. Scheu stehen an dem Ufer die Eingeborenen, braune Männer und Weiber mit schwarzem Haar; braune Kinder verschwinden im Buschwerk oder eilen ängstlich in die niedrige Hütte. Komisch nimmt sich ein kleiner Bengel von etwa 6 bis 8 Jahren in einem großen Kanoe aus, der beim Herannahen unseres Dampfers mit allen Kräften der Küste zurudert. Schwerfällig flattert dort ein Schwarm wilder Enten über das Wasser; der Garça, eine Art Reiher, steht hier am sumpfigen Strande zwischen dem hohen Schilfrohr und reckt aufmerksam den langen Hals; aus dem dunkeln, dichten Unterholz ertönt der Schrei des grünen Saracura. Kreischend streicht die Möwe über die flimmernde Wasserfläche, und der braunrote „Martim Pescador“ schießt aus der Höhe herab und taucht in die Flut, um bald mit einem Fisch im Schnabel wieder an die Oberfläche zu kommen. Ein fortwährendes Leben und Weben

in dieser scheinbar so stillen, aber majestätischen Natur, die an prächtigen Szenerien überreich ist.

Gegen 2 Uhr nachmittags taucht im Norden eine dunkle gewaltige Bergmasse auf, und darunter erglänzt es hell im Mittagssonnenstrahl. Zwei hohe Türme sind es, täuschend ähnlich den Münchener „Maßkrügeln", die sich dort licht und grell vom schwarzblauen Hintergrunde abheben, die Türme der „Bom-Jesus"-Kirche in Iguape. Noch kurze Zeit — einem Phantome gleich, wie auf spiegelklaren Fluten schwimmend, liegt in weiter Ferne am Fuße bewaldeter Hügel die alte Stadt vor uns. Verwitterte Häuser heben sich nach und nach deutlich aus dem Gesamtbilde hervor; graue, ruinenhafte Hafenmauern treten aus dem flimmernden Dunst heraus; einige Boote, mehrere Kanoes, zwei Dampfbarkassen werden sichtbar. Im großen Bogen geht unser Schiff vorwärts und wirft ziemlich weitab von der Landungsbrücke den Anker aus.

Wie Cananéa, so blickt auch Iguape als eine der ersten portugiesischen Ansiedlungen auf ein beträchtliches Alter zurück. Die wenigen Straßen — zirka zwanzig — sind breit und ungepflastert, dafür aber durchschnittlich mit guten Trottoirs versehen. Die Bauart der Häuser ist einfach, schlicht, ohne viel Beiwerk, und aus der niedrigen, glatten Straßenfront heben sich nur wenige zweistöckige Gebäude mit kleinen Balkons ab. Auf dem großen Marktplatz ruht wie ein Koloß die übergroße Kirche, und vor ihr liegt, mit geschmackvoll gearbeitetem Eisengitter umgeben, der wohlgepflegte „öffentliche Garten". Fast jede brasilianische Stadt, mag sie auch noch so klein sein, besitzt diese Einrichtung; ein Beweis, daß der freie Mensch nicht nur ein Sklave seines Berufes ist, sondern der Erholung, der frischen Luft und der Bewegung bedarf, Wohltaten, die hier nicht nur die „oberen Zehntausend" allein genießen, sondern die ohne jeglichen Klassenunterschied einem jeden zugänglich gemacht werden sollen.

Überhaupt ist hier in Brasilien — wie ich das so häufig

gesehen habe — die Fürsorge in humanitärer und sanitärer Hinsicht recht groß. Ich erinnere nur an die Krankenhäuser, in denen jedermann, der Reiche und der Arme, ohne jede Bezahlung Aufnahme und Pflege findet. Es geht sogar soweit — und das erfuhr ich bei der Besichtigung des großen Hospitals in São Paulo —, daß, wenn aus irgendwelchen Gründen eine kranke Person von ihren Angehörigen nicht getrennt werden kann, die ganze Familie wegen des einen kranken Mitgliedes in das Krankenhaus übersiedelt und dort die beste Verpflegung bekommt, und zwar — umsonst.

Irgend etwas Sehenswertes gibt es in Iguape nicht. Mit mächtigem Flügelschlag ist die Zeit dahingerauscht, ohne es bisher vermocht zu haben, das still verglimmende Lebensfeuer der altberühmten Stadt wieder anzufachen. Und was schlummert da nicht alles unter der grauen, toten Asche! Die Forschungen der in Iguape seit langen Jahren ansässigen Herren R. Krone und E. Young haben höchst interessante Sachen zutage gefördert, und die reichen Sammlungen des erstgenannten Herrn reden eine nur zu deutliche Sprache.

Die anthropologische Abteilung z. B. enthält eine Reihe menschlicher Schädel, sowie Skeletteile, die aus „Sambaquis", d. i. den Muschelhügeln des Küstengebietes, ergraben wurden und von der präkolumbianischen Bevölkerung dieser Zone stammen. — Zusammenstellungen photographischer Aufnahmen veranschaulichen Natur und Wesen dieses Vorkommens, und übersichtlich finden wir hier in Mustern das verschiedenartige Material, aus dem diese Muschelhaufen zusammengesetzt sind.

Von ethnologischem Interesse sind die verschiedenen Steinwerkzeuge und Waffen der Küstenbewohner früherer Zeiten, ebenso wie Gebrauchsgegenstände der noch heute im Süden des Staates heimischen Guarani-Indianer.

Eine weitere Zusammenstellung wohlgelungener Photographien, sowie einige Gruppen herrlicher Stalaktiten und Gipsbildungen führen in die geheimnisvollen Tiefen der tropfstein-

reichen Kalkhöhlen des Ribeiratales ein. Das Vorkommen von Vertretern post-pliocener Fauna in denselben ist hier durch hervorragende Funde bewiesen. Leider konnten die Grabungsarbeiten aus eigenen Mitteln bis heute nicht fortgesetzt werden.

Auch die wichtigsten mineralogischen Vorkommnisse des Ribeiratales sind durch Handstücke in dieser vielseitigen Sammlung vertreten. Wer je hierher kommen sollte, verabsäume doch ja nicht, dieses wissenschaftlich geordnete Privatmuseum aufzusuchen.

Im allgemeinen macht der Ort den Eindruck eines kleinen Landstädtchens. Ungefähr 2200 Einwohner führen dort ein ruhiges, beschauliches Dasein. Meistens sind es Händler, welche die Produkte der Landwirtschaft aus dem Innern des Landes aufkaufen und nach Santos und São Paulo befördern. Indessen ist die Verbindung schlecht, unsicher und mit großen Kosten verbunden, und daher kommt es, daß der Verdienst sich nur in recht minimaler Höhe hält. Handwerker gibt es wenige; an Gastwirtschaften existiert nur eine; man muß hinein, nolens volens, trotzdem sie gewöhnlich von oben bis unten mit Beschlag belegt ist, und zwar von jenen kleinen allerliebsten, „reizenden" und freundlichen Geschöpfen mit ihrem hüpfenden und äußerst „entgegenkommenden" Wesen, die dort in ungezählten Scharen vorhanden sind — den Flöhen! O weh, waren das fürchterliche Stunden! Ich kriege heute noch eine Gänsehaut, wenn ich an die dort verbrachte Schreckensnacht zurückdenke. — —

Haupthandelsartikel ist Reis, der aus dem Hinterlande und der Umgegend von Iguape kommt und bekanntlich eine vorzügliche Qualität aufweist. Mehrere Reisschälmühlen befinden sich in und bei dem Ort. Außerdem werden Kaffee und Zucker, Mais, Bohnen und Bananen angebaut. Die Erträge sind gut, aber die Bezahlung ist schlecht. Es fehlt eben an den nötigen Verbindungswegen, um die Erzeugnisse des äußerst fruchtbaren Bodens rechtzeitig auf den Absatzmarkt zu bringen. Vielleicht schafft die nächste Zukunft hierin eine heilsame Änderung. Im Vergleich zu anderen Teilen des Landes hin-



Gefängnis in Ouro Preto.



sichtlich der Verkehrsverhältnisse sind Iguape und Cananéa, wie denn überhaupt dieser ganze südliche Teil des Staates São Paulo stark zurückgeblieben und ebendaher noch nicht erschlossen und zugänglich gemacht, im allgemeinen also unbekannt.

Was andererseits für Iguape von schwerwiegender Bedeutung wird, das ist seine Lage am Eingang zu dem herrlichen Ribeiratal, in dem die allgütige Mutter Natur ihre Gaben, Schönheit, Fruchtbarkeit und Reichtum, in verschwenderischem Maße ausgestreut und es zur „natürlichen Vorratskammer" von São Paulo gemacht hat.

Nördlich von Iguape ergießt sich der Ribeirafluß in den Ozean. Schon bei der Einmündung des Una werden die Ufer flacher; die Berge und Hügel treten insbesondere auf der rechten Seite mehr und mehr zurück und lassen eine weite Ebene frei, die mit niedrigem Gehölz, meist Gachéte, bewachsen ist. Mangrovebüsche werden häufiger; Sandbänke werden sichtbar, und nach kurzer Zeit erblickt man die weißen Schaumköpfe des Weltmeeres, das sich hier donnernd und tosend an einem Hindernis zu brechen scheint. Es ist die Barra do Ribeira.

Mit einer kleinen Dampfbarkasse war ich den sogenannten „Kanal" südlich von Iguape hinaufgefahren bis zum Ribeirafluß und hatte dann die Fahrt stromabwärts, so weit es ging, fortgesetzt. Und es ging eben nur bis zur obenerwähnten Barre, die sich vor der zirka 400 Meter breiten Mündung des Ribeira gelagert hat und hier den Verkehr für größere Schiffe und Dampfer unmöglich macht. Denn selbst bei Hochwasser beträgt die Tiefe nur 3,5 Meter. So kommt es denn, daß man, um nach Iguape zu gelangen, den großen Umweg nach Süden durch die Barre von Cananéa machen und dann wieder in nördlicher Richtung durch das schon genannte Binnenmeer bis nach Iguape fahren muß, ein Umstand, der auf das Stagnieren von Handel und Wandel daselbst von immenser Einwirkung sein muß.

Auch ein anderer Durchgang vom Meere aus, und zwar an der Nordspitze der Ilha Comprida, die sogenannte Barra da Icaparra, ist für den Verkehr unbrauchbar. Ich besuchte auch diese Gegend und habe mich selbst von dem stetigen Fortschreiten der Dünenbildung überzeugt. Flaches Sandland, hier und da mit niedrigem Gestrüpp und dürrem Gras bewachsen, schimmert schon von weitem gelblich hell im Sonnenschein. Vertrocknetes Holz, Zweige und Baumstämme liegen am Strand; sumpfige Wasseransammlungen befinden sich auf diesem Schwemmland oft in solcher Größe, daß man die Gefahr befürchten muß, die Ozeanflut könne jeden Augenblick das öde flache Dünenland mit Leichtigkeit durchbrechen. Trotzdem leben hier in armseligen Hütten einige Fischer. Vor acht Jahren etwa besaß das hügelige Festland gegenüber noch ein zirka 200 Meter breites, sanft abfallendes Vorgelände. Heute ist dieses schon völlig verschwunden, und die Höhen fallen direkt zum Wasserspiegel ab. Dagegen ist die westliche Küste der Ilha Comprida allmählich weiter und weiter vorgerückt, so daß die Breite des Wasserarmes kaum noch mehr als 150 Meter beträgt. Iguape wäre von hier aus in zirka 1¼ Stunde zu erreichen. Aber — es wär' so schön gewesen.

Es bliebe also immer nur der recht mangelhafte Durchgang bei Cananéa übrig. Aber selbst wenn dieser gut wäre, ist die Verbindung per Dampfer so unregelmäßig und so unsicher, und die in Betracht kommenden Gesellschaften sind derart indolent und schwerfällig, daß eine Erschließung des reichen Hinterlandes unter den augenblicklichen Verhältnissen nicht möglich ist; möglich wäre sie nur, wenn das gesamte Verkehrswesen für den südlichen Teil des Staates São Paulo einer gründlichen Remedur unterzogen wird.

Ich sprach soeben von einem „Kanal" südlich von Iguape. Vor vierzig Jahren wurde er gebaut, und zwar für Kanoes, die vom Ribeirafluß den direkten und kürzeren Weg nach der Küste beziehungsweise nach Iguape nehmen wollten. Ur-

sprünglich ziemlich schmal, eben nur für Kanoes und Fischerboote bestimmt, hat er sich im Laufe der Jahre bedeutend vergrößert und hat heute eine Breite von 100 bis 120 Meter und eine Tiefe von 15 bis 18 Meter. Seine sandigen Ufer sind hoch, zeigen eine üppige Vegetation und sind bewohnt. Dieser Kanal und der untere Lauf des Ribeira, der zum großen Teil durch ersteren entwässert worden ist, umschließen in einem Bogen ein Stück Land, das im Norden und Westen flach, in der Mitte herrlich bewaldetes Bergland besitzt, dessen Höhen dicht an die See herantreten. Es ist ein Teil des Vorgeländes zum Ribeiratal. Sollte später, was zu hoffen ist, jenes reiche Flußgebiet erschlossen und für den Handel und Verkehr mehr zugänglich gemacht werden als bisher, dann wird jener Kanal von großer Wichtigkeit werden. Denn durch ihn ist die kürzeste Verbindung zur See hergestellt.

Von Xiririca zum Beispiel können die Dampfer den Ribeirafluß hinabfahren, gehen dann durch den Kanal in das Binnenmeer bis nach Cananéa und könnten von hier ihren Weg durch eine andere, bereits seit 40 Jahren bestehende, jetzt aber auch vergessene und unbrauchbar gewordene künstliche Wasserstraße, den Kanal von Varadór, bis nach Paranaguá, dem Hafen vom Staate Paraná, fortsetzen. Wird dann das Innere des in Rede stehenden Flußgebietes mit einer Bahn beglückt, die vielleicht den Ribeirafluß mit São Paulo verbindet, so wäre ein Verkehrsweg geschaffen, der den Geschäftsmann, den Fazendeiro und Industriellen unabhängig von der Küstenschiffahrt machen und den Transport der Landeserzeugnisse beträchtlich erleichtern würde. Dann aber wäre auch das Ribeiratal mit seinen jetzt noch schlummernden Bodenschätzen, seiner noch kaum ausgenutzten Fruchtbarkeit sozusagen gebrauchsfähig. Die Summen Geldes zum Beispiel, die heute noch vom Staate São Paulo für die Einfuhr von Reis, Mais, Bohnen usw. ins Ausland fließen, würden im Inlande bleiben und könnten anderweit zu gemeinnützigen, aber durchaus not-

wendigen Zwecken, wie unter anderen für Kolonisation, verwendet werden. Denn das Flußgebiet des Ribeira würde dann erst wirklich zur Vorratskammer des Landes werden.

* * *

Am bleigrauen Himmel hing die Sonne wie ein feurroter Ball; tief senkten sich weißliche Nebelstreifen auf die glatte Wasserfläche und flatterten wie zerrissene Schleierfetzen an den Bergabhängen und zwischen den Felszacken einher. Am Strand von Iguape wird es lebendig. Altes, ruinenhaftes Mauerwerk, besetzt mit Muschelschalen, verbirgt sich hinter großblätterigen Bananen. Häuser, auf deren Dachgiebeln lauernd die Urubus*) hocken, Kirchtürme und Bergesspitzen treten mehr und mehr aus dem graufarbigen Schleiergebilde heraus. Auf dem Wasser wird es lebendig von Booten und Kanoes, und am Ufer an der Landungsbrücke steht das gaffende Volk von Iguape, um der Abfahrt des Raddampfers beizuwohnen. Man merkt, es ist für diesen Ort ein Ereignis, wenn ein Fahrzeug mal aus dem sogenannten Hafen geht.

Mit dem kleinen Flußdampfer „Candido Rodrigues" verließen wir den Hafen, um den Ribeira hinaufzufahren. Hinein ging's in den Kanal, dessen ich bereits Erwähnung getan. Seine Ufer sind sandig, mit Schilf und Buschwerk bewachsen, aber verhältnismäßig gut bewohnt. Hier und da verstecken sich verschämt hinter grünem Laubwerk kleine Hütten und helle Häuser, und am flachen Strande waschen dunkelhäutige Weiber, bis an die Knie im Wasser stehend, Kleider und Leinenzeug. Eine große Reisschälmühle, Engenhio Theodoro, bleibt links liegen. Bald darauf öffnet sich zur rechten Hand eine hafenartige Ausbuchtung, Porto do Ribeira genannt. Wie ein

---

*) Urubu = Aasgeier, die dort gleichsam die Gesundheitspolizei bilden und sich in Scharen von hunderten unbelästigt in bewohnten Ortschaften aufhalten.

stiller See sieht sie aus, dessen Ufer mit hohem Schilf umgeben sind. Mehrere Gebäude, ebenfalls Reismühlen, spiegeln sich selbstgefällig im Wasser, und dahinter ragen schroffe Felserhebungen in die klare, blaue Luft hinein. Eine dieser Höhen hat frappante Ähnlichkeit mit dem Corcovado bei Rio de Janeiro; sie heißt Boi quára, Ochsenwohnung.

Bei der Einmündung des Kanals in den Ribeirafluß biegt der Dampfer nach links; wir haben ungefähr Richtung nach Nordwest. Flacher werden nun die Ufer, weiter dehnt sich die Ebene, über deren üppiger Bewaldung schlanke Palmen ihre Wipfel bedächtig hin und her wiegen. Der Fluß ist hier nahezu 150 Meter breit. In vielfachen Windungen hat er sich seinen Weg durch die reizvolle Landschaft gebahnt, durch ein äußerst fruchtbares, ebenes Gelände, das am fernen Horizont durch duftige, waldbestandene Höhenzüge abgegrenzt ist. Da reckt sich trotzig, flimmernd im hellen Sonnenschein, der Japuvurú zum lichtblauen Äther auf; nicht weit davon, durch leichtgewellte Hügel getrennt, die Cajúva; dunkel und massig hebt sich der Infadonho aus dem grünen Tiefland heraus, und etwas mehr westlich davon erstrecken sich die Berge von Vomiranga, die weit, weit in der Ferne wie dunstig zarte Lichtgebilde im Äther zerfließen.

Im allgemeinen ist diese herrliche Flußlandschaft gut bewohnt. Fischerhütten und Fazendas, große und kleine, folgen aufeinander; auf den angeschwemmten, mit saftig grünem Gras bewachsenen Uferbänken weiden glatte Rinder; Pferde und Maultiere lagern im schattigen Gebüsch; am hohen, rauschenden Schilf entlang gleiten auf dunkelgrüner Wasserflut Kanoes, beladen mit Holz und Reisballen.

Allmählich wird das Erdreich etwas dunkler; anstatt des hellen Sandes tritt lehmiger Tonboden zutage, und die weitgedehnte Ebene ist durchsetzt von leichten Wellungen, die sich oft bis dicht an die Ufer heranschieben. Wer da glaubt, in ein wildes Land zu kommen, in dem nur Schlangen und

Affen hausen, irrt sich gewaltig. Lachende Fluren, friedliche Ansiedlungen, herrlicher Wald, dessen frisches Grün mit braunem und gelbem Laub abwechselt; das ist das, was man hier vorfindet. Und wenn von einer gewissen Seite her, vielleicht nicht ohne eine bestimmte Absicht, das Gerücht verbreitet worden ist, das Ribeiratal sei wegen Fiebers ungesund, so stimmt das auch nicht so ganz. Jene Leutchen vergessen oder verschweigen wissentlich die Ursache zu den Fiebererkrankungen.

Ich habe mich auf meiner Reise vielfach gerade nach dieser Richtung hin erkundigt und schließlich das Resultat erhalten, daß die Gegend gesund ist. Freilich geben sich die Bewohner nicht die Mühe, Brunnen anzulegen oder von einem entfernt gelegenen Quell Trinkwasser zu holen. Dazu sind sie zu bequem. Sie gebrauchen einfach das Wasser des Flusses, trotzdem es durch Kadaver und faules Wurzelzeug verunreinigt ist. Unter solchen Umständen ist es allerdings kein Wunder, wenn hier und da Fieberfälle auftreten. Auf Grund dieser Einzelfälle aber die ganze Gegend als einen Fieberherd zu bezeichnen, ist falsch und — böswillig. Es kommt fast auf dasselbe hinaus, wie mit jenem Reisenden, der vor einer Hütte einige braune Kinder sah, und zwar wie sie der Herrgott geschaffen hatte, nämlich — nackend, und der hierauf sofort der Welt die große Neuigkeit auftischte: „In Brasilien gehen alle Kinder nackend." Sic! Ja, es passieren tolle Dinge, und man kommt hier so manchen merkwürdigen Sachen auf die Spur, von denen sich unser gläubiges Publikum daheim nie hat etwas träumen lassen, weil sie angeblich meistens von einem „gründlichen Kenner Brasiliens" oder „von zuverlässiger Seite" herrühren. Wie aber diese „gründliche" Kenntnis oder „Zuverlässigkeit" erworben ist, danach fragt man daheim nicht; das erfährt man nur hier an Ort und Stelle, häufig unter höhnenden Bemerkungen.

Die Maschine unseres kleinen Raddampfers wird mittels

Holzfeuerung in Betrieb gesetzt, ein Umstand, der die Fahrt sehr verzögert. Denn zu verschiedenen Malen, fast alle 3 Stunden, muß gehalten und am Flußufer angelegt werden, um Brennmaterial einzunehmen. In Stößen aufgeschichtet steht dort das zerkleinerte Holz bereit. Nicht weit davon wohnen in primitiven Hütten die Holzfäller mit ihren Familien. Diese, wie die meisten der hiesigen Ansiedler, gehören zu jener Mischrasse von Indianern, Portugiesen und Negern, bei der bald das eine, bald das andere Element vorherrscht. Von einer reinen Eingeborenenrasse kann hier keine Rede sein. Im allgemeinen sind es aber ruhige, friedfertige Menschen, die sich scheu, fast ängstlich in einer gewissen Abgeschlossenheit halten, und denen nur Zucht und Ordnung fehlt, um sie zu tüchtigen, intelligenten Arbeitern zu machen.

Die Wohnungen zu beiden Seiten des Ribeiraflusses sind zum großen Teil auf Pfählen gebaut, weil hier der Fluß bisweilen über seine Ufer tritt. Man sieht daher auch vieles Schwemmland an diesen Stellen, das eine vorzügliche Weide für das Vieh abgibt. Oft erscheint die Landschaft ganz europäisch. Feierlich, wie träumend liegt sie da, in ruhig schwerem Atmen. Der grüne Laubwald, die grasbewachsene Fläche, auf der die Rinderherden weiden, der oft 200 Meter breite, im Sonnenschein funkelnde Strom — das alles erinnert mich an die fruchtbare Niederung des Weichselgebietes, wo ich dereinst auf dem Gute eines lieben Freundes glückliche Tage verlebt habe. Nur ist hier im Ribeiratal alles intensiver. Die Farben sind frischer und leuchtender, die Sonne ist heller; der hoch sich wölbende Himmel ist klarer und von vertieftem Blau. In den Menschen, die man sieht, pulsiert mehr Leben; das Blut unter ihrer braunen Haut fließt rascher; in den Glutaugen sprüht mehr Lebensfeuer. Und doch gähnt alles unter dem Druck der Langeweile, der Untätigkeit. Es fehlt eben die Triebfeder zu einem frischen Geschäftsleben; Verkehr und Besiedlung könnten hier Wunderdinge schaffen. Was könnte

aus diesem herrlichen Flußtal in wenigen Jahren gemacht werden, wenn seine Erschließung zielbewußt in die Hand genommen würde!

Etwa um 3 Uhr gelangen wir an die Mündung des Pariqueraassú, der auf der rechten Seite des Ribeira bei einer Barrenbildung einfließt. Er führt zu einer Kolonie gleichen Namens mitten im hügeligen Flachland und ist, wenn er einigermaßen reingehalten wird, bis dorthin schiffbar. Aber, aber! — Anstatt dessen hat die Regierung seinerzeit einen Weg bauen lassen, der wenig zweckentsprechend ist. Trotz dieser schlechten Verbindung und der Abgelegenheit gedeiht die Kolonie gut, und ich selbst habe Kolonisten, Italiener, gesprochen, die bereits ihrer letzten Ratenzahlung nachgekommen und freie Besitzer geworden sind.

Weiter aufwärts kommen wir zur Mündung des Jacupiranga, der zu den bekannten Eisenminen führt. In etwa zwölf Stunden mit der Dampfbarkasse und dann in drei Stunden zu Pferde sind sie zu erreichen. *)

Hier zeigt das Bett des Ribeira einige Untiefen und Sandbänke. Es ist dies die einzige Stelle im ganzen Strome, die einige Vorsicht beim Fahren erfordert, auch wegen der vielen im Wasser liegenden Bäume. Mit Hilfe eines dort ansässigen „Lotsen" haben wir indessen auch diese Strecke passiert und werfen bei hereinbrechender Dunkelheit vor Ponta Grossa, einer großen Reismühle, Anker.

In aller Frühe des nächsten Morgens geht es weiter. Die Ufer werden höher; auf der rechten Seite treten die Hügel näher heran, bald auch am linken Ufer. Wie blutrote Flecken erscheinen die Blüten der Cananduva, einer Dornenart, im taufrischen Grün des Waldes, und ein anderer, schneeweiß blühender Strauch hebt sich grell von dem dunkeln Hintergrund des Laubwerks ab. Je weiter wir stromaufwärts

---

*) Vergl. S. 134.



Bahnhof in São Paulo.



Ochsenkarren.



kommen, desto prächtiger wird die Szenerie, die durch Palmen und Bananen ihr typisches Gepräge erhält. Am tiefblauen Himmel lacht die strahlende Sonne; es lacht die blinkende Wasserflut; es lachen die fruchtbaren Gefilde ringsherum, die bewaldeten Hügel, die blauen Berge, die dunkeln Wälder, die schweigsam ernst die Höhen hinansteigen. Es lacht einem das Herz im Leibe beim Anblick dieser herrlichen Natur. Wie das gelobte Land! Und in der Tat! Sieht man überall diese üppige Vegetation, die vielen Zuckerrohrpflanzungen und Reisfelder, die menschlichen Wohnungen, die häufig vorkommenden Reismühlen: dann kann man nicht anders, als nur einen günstigen Schluß auf die Fruchtbarkeit des Bodens ziehen. Aber leider, wie gesagt, es fehlen Verkehrswege, es fehlt Kapital, es fehlen Menschen. Und so liegt denn dies große, so reich gesegnete Flußgebiet heute noch eigentlich brach.

* * *

Etwa gegen 9 Uhr passieren wir die Grenze zwischen dem Munizip Iguape und dem nun folgenden von Xiririca. Ein großer, mitten aus dem Strom hervorragender Felsblock dient als Grenzstein. Nicht weit davon, etwas oberhalb, mündet auf dem linken Ufer der Juquiá. Nach zweistündiger Fahrt grüßen die Häuser der hochgelegenen Ortschaft Sete Barras herüber, etwa 40 an der Zahl, teilweise aus Ziegeln, teilweise aus Lehm gebaut, aber durch ihren hellen Anstrich einen freundlichen Eindruck in dieser Wildnis hervorrufend. Eine Kapelle ist vorhanden; indessen auch hier — kein Brunnen mit gutem Trinkwasser.

Oberhalb der Sete Barras macht der Ribeira eine große Biegung, und nun kommt Leben in die Landschaft. Die Ansiedlungen werden häufiger, die Viehherden mehren sich; anstatt der Maultiere trifft man Pferde an. Noch einmal dehnen sich die Ufer zu einer weiten Ebene, bestanden mit hellem, frischem Gras und dunkellaubigem Gehölz, und überall Hütten

und Ranchos und stille Menschen, die uns scheu aus ihren großen, schwarzen Augen anblicken; in endloser Weite Hügel an Hügel, Kette an Kette, und fern am Horizont, wie ein lichtblauer, strahlender Wall, das Gebirge, der Votupoca, der Aboberal, und ganz hinten, einem Hauche gleich, die Serra da Xiririca. Ein leuchtendes Bild von ruhig ernster Schönheit.

Von hier an verschwindet nun allmählich der Charakter des Flachlandes; das reich bewaldete Hügelland tritt näher an den Fluß heran, und die Ufer werden höher, oft bis zu 8 und 10 Meter; Felsgestein tritt zutage; das Schwemmland zeigt nicht mehr den feinen Sand, sondern grobkörnige Kiesel, ein Zeichen, daß wir uns dem Gebirge nähern. Noch einige mit hohem Schilf bewachsene Inseln passieren wir. Dann blinkt es hell vor uns auf, für einige Momente nur, um bald durch Hochwald wieder verdeckt zu werden. Es ist die Kirche von Xiririca, hinter der dunkle Waldmassen auf ansteigenden Bergketten sich von der tiefen Bläue des Firmaments abheben. Noch ungefähr eine halbe Stunde fahren wir durch eine reizende Flußlandschaft mit großartigem Wald dahin; dann werden einige weiße Häuser auf dem hohen rechten Ribeiraufer sichtbar; gegenüber erhebt sich eine Fazenda, und bald sind wir am Landungsplatz, einer gemauerten kleinen Plattform, die durch acht stark abgenutzte Stufen zugänglich ist; ein etwa 3 Meter breiter, rampenartiger Weg führt hier zur Stadt Xiririca.

Es war etwa 7 Uhr abends, als wir landeten. Wir hatten also fast zwei Tage zu dieser Fahrt gebraucht; allen Aufenthalt, auch die Nacht, abgerechnet, jedoch nur 18 Stunden. Die Entfernung von Xiririca bis Iguape beträgt 154 Kilometer, ist also gleich der Entfernung von Köln bis Frankfurt am Main.

Zunächst ist von der „Stadt“ wenig sichtbar. Etwa zehn einstöckige, geschmacklose und recht baufällige Häuser bilden in einer Reihe die Abgrenzung der am Ufer entlangführenden

Straße. Aber selbst wenn man diese wenig militärische Front hinter sich hat und den ersten neugierigen Blicken des „Volkes von Xiririca“ entgangen ist, sieht man nicht viel anderes. Überall weite Grasplätze mit Wasserpfützen, ungepflasterte, unregelmäßige Straßen, niedrige, schmucklose Wohnungen und — gaffende Bewohner, Männlein und Weiblein, die sich vor den Haustüren sammeln oder neugierig die Köpfe zu den scheibenlosen Fenstern herausstecken, um die Fremden zu betrachten. Die Stadt selbst zählt etwa 800 Seelen, das ganze Munizip 7000. Die Leute treiben meistens Ackerbau und Viehzucht; nur wenige, etwa 20 bis 25, sind Handwerker. Und gebaut und gepflanzt wird hier eigentlich alles: Reis, Bohnen, Kaffee, Zucker, Baumwolle, Mandioka, Mais. Daher denn auch in der Umgebung die vielen Zucker- und Reismühlen, einige 30 und mehr. Auch die Viehzucht, namentlich die Schweinezucht, ist vorzüglich. Nur die Schwierigkeit des Absatzes durch die äußerst mangelhaften Verkehrsverhältnisse läßt eine Vergrößerung der einzelnen Betriebe nicht zu und hindert das Emporblühen der Landwirtschaft, die hier völlig auf die Zwischenhändler angewiesen ist. Daher kommt es denn, daß der fleißige Bauer in Xiririca mit einem Minimalpreise für seine Landesprodukte abgefunden wird, während der Händler auf dem Markte in Santos oder São Paulo oder Rio einen unverhältnismäßig hohen Gewinn erzielt.

So z. B. kostet ein Sack Reis (60 kg) in Xiririca 8 bis 10 Milreis (zirka 8 bis 10 Mark), dagegen in São Paulo 25 bis 28 Milreis.

Ein gewisses Quantum (80 Liter) Farinha wird in Xiririca mit 3 Milreis bezahlt, dagegen in São Paulo mit 12 bis 13 Milreis; ein Sack Kaffee dort mit 12 bis 15, hier dagegen mit 25 Milreis; 1 kg Speck dort mit 300 Reis (30 Pfennige), in São Paulo dagegen mit 1,20 Milreis usw. Man sieht, die Differenzen sind ziemlich groß.

Würden die Bewohner und Fazendeiros dieses reichen

9*

Gebietes die Möglichkeit haben, direkt nach dem Absatzmarkt zu liefern, dann ist als bestimmt anzunehmen, daß die Produktion gewaltig steigen, der Reichtum der Gegend sich bedeutend heben würde und für tausend andere Kolonisten Arbeit und Unterkommen geschaffen wären. Dann aber würde das Ribeiratal den Gesamtbedarf des ganzen Staates São Paulo decken können, der heute noch genötigt ist, unentbehrliche Nahrungsmittel von außen her zu beziehen und jährlich große Summen Geldes ins Ausland fließen zu lassen, anstatt sie im Staate selbst zu verwerten.

Es sind dies schwerwiegende Faktoren, auf die die Staatsregierung schon längst hätte achtgeben müssen. Denn so, wie die Sachlage hier bei Xiririca liegt, ebenso günstig, vielleicht noch günstiger gestaltet sie sich für das ganze Flußgebiet des Ribeira mit den anderen in Betracht kommenden Munizipien Iguape, Cananéa, Iporanga und Apiahý. Wenn man bedenkt, daß diese große, so überaus fruchtbare Landschaft auf etwa 18 000 qkm ungefähr 40 000 Bewohner zählt, dann wird man die Bedeutung ermessen können, die sie nach ihrer Erschließung durch Verkehr und vernünftige Kolonisierung dereinst haben wird.

* * *

Von Xiririca aus bin ich weiter in das Land hineingeritten. Auch hier fruchtbarer Boden, kulturfähiges Land, das reich an Wasser ist. Das Terrain wird stark hügelig und besitzt guten Waldbestand, dessen verschiedenartigste Nutzhölzer ihrer Verwendung noch harren; darunter z. B. Cabinna, Cedro, Copahyba, Paú-ferro usw., alle vorzüglich geeignet zu Konstruktionszwecken, zum Schiffbau und dergleichen. Alle Waldungen dieser Gegend, die Flußufer und Kamps sind reich an Arzneipflanzen. Da wächst u. a. die Herva Tortão, die gegen Brustkrankheiten und Schwindsucht verwendet wird. Als blutreinigend gilt die Cambará

(lantana spez.). Als Mittel gegen Vergiftungen, insbesondere Schlangenbiß, die Herva de Lagorta (Cascaria sylvestris), ebenso Cipo-Cruz (Climatis Dioica). Als gutes Abführmittel wird der Samen von Pinhão do Paraguay (Jatropha Curcas) benutzt; Tayuyá (Trianosperma tayuyá) dient als Heilmittel gegen Wassersucht und Jaborandy (Pilocarpus pinnatifolius) gegen Fieber. Auch die Ipecacuanha (Cephaëlis Ipec.) wächst in großen Mengen.

An den Bergabhängen befinden sich Kaffeepflanzungen, in den meistens durch einen Bach berieselten Tälern Reisfelder. Etwa nach anderthalbstündigem Ritt erreichte ich die Fazenda Sydow, nach dem Besitzer, einem Deutschen, so benannt, der hier mit Maschinenanlagen eine Kaffeereinigungsmühle und ein Sägewerk eingerichtet hat. Allein — den Verhältnissen entsprechend — ruht auch hier alle Arbeit. Kein emsiges Klappern oder Stampfen des Räderwerks, kein fröhliches Pfauchen und Pfeifen der Lokomobile; alles steht still; es herrscht die Ruhe des Todes.

Weiter nach Norden und Westen zu wird das Gelände gebirgiger und unzugänglicher. Es sind die Abhänge und Ausläufer der Serra Geral, die sich hier vorschieben und Schätze aller Art bergen. Gneis, Granit und verschiedene Schieferarten bilden die Grundlagen des der Urgebirgsformation angehörigen Gesteins.

Hier im Gebirge liegt, etwa 60 Kilometer von Xiririca entfernt, der schon erwähnte kleine Ort Iporanga. Der Boden ist fruchtbar, namentlich für den Anbau von Zuckerrohr geeignet, und reich an Mineralien. Seit alters ist von dieser Gegend her Gold geholt worden, wie alte Urkunden zur Genüge beweisen, und heute noch erzählt man sich von dem immensen Goldgehalt des Morro do Ouro, des sogenannten „Goldberges“, der sich bei Apiahy erhebt. So wurde z. B. schon von 1637 bis 1697 von Hunderten von Männern in den Ribeiraminen Gold gewaschen. Es wird berichtet, daß

an einzelnen Stellen, wie Sorocába, der Goldreichtum so groß gewesen ist, daß an einem Tage 40 Goldwäscher sich aus Haß und Neid gegenseitig in erbittertem Streite töteten. Bei Apiahy kam das Edelmetall auch im Felsgestein vor. Diese Felsstücke wurden rotglühend gemacht und ins Wasser geworfen, wo sie zerplatzten und das Gold freigaben. Ebenso führen die Flüsse, die von der Serra Negra kommen, Gold mit sich.

Außer Gold ist in den Bergen der Serra auch Blei vorhanden. Ich selbst habe Proben von dort gesehen, und die Bleiberge von Iporanga, wie z. B. der Morro do Chumbo, sind wohl die ergiebigsten, die man in ganz Brasilien kennt. Weiter südlich kommt Kupfer vor, und auch Eisen ist in den verschiedenen Bezirken der Ribeirazone vorhanden, wie z. B. zwischen den Flüssen Jacupiranga und Turvo. Der Gehalt dieser Lager an reinem Eisen schwankt zwischen 49 bis 58 Prozent. Vor Jahren wurde dort tüchtig gearbeitet, und die „Companhia Sul Paulista" förderte vorzügliches Eisen zutage. Da kam die Sklavenbefreiung; Mangel an Arbeitskräften trat ein; die Gesellschaft fallierte, und heute ist dort alles verlassen und verfallen. — —

Im allgemeinen aber sind all diese Umgrenzungsgebirge im Süden, Westen und Norden unwirtlich, wild, mit dichtem Urwald bewachsen und fast gänzlich unerforscht. Nur wenig Weiße sind bisher dort eingedrungen.

Das Hinterland von Cananéa steht an Fruchtbarkeit den anderen Gebieten wenig nach. Der dortige Boden eignet sich für jede Kultur. Zuckerrohr und Bananen gedeihen vorzüglich, und die breite, aber hochgelegene Ebene trägt viel Máte. Einst existierte dort eine Regierungskolonie, die in den ersten Jahren gut vorwärts kam. Ich habe den im Manuskript vorhandenen Bericht des damaligen Leiters, eines Deutschen, namens Schmidt, gelesen. Man pflanzte mit guten Resultaten Baumwolle, Kakao, Kaffee, Mais, Reis, Mandioka,

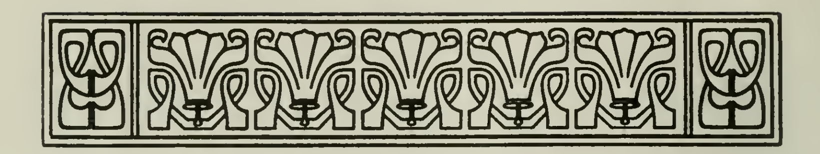
Bataten und alle Gemüse. Der Wert der ausgeführten Produkte allein belief sich im Jahre 1866 auf zirka 14 000 Mark. Heute ist die Kolonie verlassen, nicht etwa wegen des schlechten Bodens — der war und ist sehr gut —, sondern wegen der mangelhaften Verwaltung. Nach dem Tode des tüchtigen Schmidt ging das ganze Kolonieunternehmen dem Verfall entgegen, weil die Nachfolger es nicht mehr verstanden, Hand in Hand mit der Regierung zu arbeiten, die dann natürlich auch mit ihrer Unterstützung nachließ. Daß da die Wegebauten in erster Linie vernachlässigt wurden, liegt auf der Hand, und damit war auch gleichsam der Lebensnerv, nämlich die Verbindungen und der Weg zum Absatzmarkt, die zum Gedeihen einer jeden Kolonie unumgänglich notwendig sind, durchschnitten.

Mit seinem gesunden Klima, seinem vorzüglichen, fruchtbaren Boden und bei der durch die vielen Wasserstraßen in seinem Innern gegebenen Verkehrserleichterung wäre die Ribeiraregion wie geschaffen zu einem im großen Stile angelegten Kolonisationsunternehmen, wenn nur die Verbindungen nach außen hin angelegt würden, die für einen Massentransport berechnet sein müßten.

Wenn die natürlichen Bedingungen dieser wirklich reichen Region durch Kolonisation und Verkehrsmittel ergänzt werden, so dürfte es kaum irgendwo anders auf der Welt ein Gebiet geben, welches lohnenderen Erfolg für Kapital und Arbeit verspräche.

Kein Zweifel, daß bei richtiger, praktischer Anlage, genügendem Kapital und guter Auswahl des Menschenmaterials der lohnendste Erfolg erzielt werden muß.

---



## VII.

## Der Varadór. Eine Nacht bei Indianern. Gastfreundschaft. Nach Paranaguá.

Wie ich schon früher angedeutet habe, ist die ganze südliche Ecke des Staates São Paulo hinsichtlich der Verkehrsverhältnisse recht schlecht bestellt. Ich habe das wiederholt am eigenen Leibe erfahren. Um zum Beispiel nach dem Süden zu reisen, hätte ich in Cananéa noch acht bis neun Tage auf den nächsten Küstendampfer warten müssen, und dann wäre es noch sehr ungewiß gewesen, ob dieser überhaupt den Platz anlaufen würde. Ich war also gezwungen, mit einer kleinen Barkasse durch das Binnenmeer zu fahren, um dann über Land und nachher im Kanoe nach Paranaguá zu gelangen. Die Fahrt ging durch einen Meeresarm, vorbei an zahlreichen Inseln und der kleinen Ortschaft Ararapira nach dem Varadórfluß, ein an Naturschönheiten reiches Gebiet! Das massige Bergland Paranás tritt näher und näher heran mit seinen Kuppen und schroffen Gipfeln, Kegeln und Zacken, und während unten die weite, mit dunkelgrünem Gesträuch bedeckte Ebene unbeweglich zu ruhen scheint, tauchen dort oben immer neue Rücken, immer neue Erhebungen und Bergketten auf, in allen abgetönten Farbenstufen des lichten, sonnenbeschienenen Blaus. Da ragt die mächtige und schroffe Serra Grande de Taquary, die Serra do Cordosa, der Itaponto da Pinda; letzterer mit einem gewaltigen nackten grauen Fels-



Eingeborener Neger von Cananéa (São Paulo).



Junger Botokude. Buger-Indianer



block an seiner Spitze; wie der Rücken eines Riesenurtiers sieht er aus, das sich, schlafend zusammenkauernd, im grünen Laub verbergen will.

Am Varadórfluß verließ ich die Barkasse. Die weit hinausragende Halbinsel bildet hier eine Landenge, die ich zu Fuß durchqueren wollte. Ich mietete vier Träger und setzte meinen Weg fort, um zum jenseitigen Meeresufer zu kommen, von wo ich mit einem Kanoe den Hafen von Paranaguá erreichen wollte.

Von einem Wege über diese Landenge, durch die einst ein alter Kanal hindurchging, der aber jetzt völlig versandet ist, kann eigentlich keine Rede sein. Ein sehr schmaler Fußpfad führt zirka 4 Kilometer lang durch Sumpf und Morast, durch dichtes Gestrüpp und Unterholz, das sich oft mit allerhand Schlinggewächs zu einem undurchdringlichen Hindernis für das Fortkommen vereinigte. Äste und Wurzeln bilden den einzigen Halt für die tastenden Füße, und verfehlt man diese einigermaßen festen Stellen, dann sinkt man tief in den Schlamm, oft — ohne zu übertreiben und im buchstäblichen Sinne des Wortes — bis weit über die Knie. Es ist ein fortwährendes Springen, Klettern, Balancieren, ein Rutschen und Steigen und Fallen, das mich fast außer Atem gebracht hat. Dazu die schwüle Luft, mit allen nur möglichen Miasmen. Ich war froh, als ich endlich wieder den blauen Himmel über mir sehen konnte; denn dort drinnen, in jenem Sumpfloch, war es düster unter dem dichten Gewirr von Blättern und Zweigen und Ästen, sonnenlos, dumpf und feucht wie ein großes Grab. Nur vereinzelt flatterte ein aufgescheuchter Sumpfvogel kreischend im Geäst, und unten im schwarzen Morast wand sich geschmeidig zwischen schilfartigen Grasbüscheln und Blattpflanzen eine schillernde Schlange hindurch. Wie ich aussah, als ich am anderen Ende herauskam, das spottete jeder Beschreibung. — — —

Hier an dem Ufer einer tief eingeschnittenen Bucht wohnt

in einsamer Hütte ein alter Fischer, ein Indianer, namens Fernandez, mit seiner Familie. Mit ihm wurde ich handelseins, mich im Kanoe nach Paranaguá zu bringen.

„Wollt Ihr mich nach Paranaguá fahren?“ fragte ich den Alten mit dem braunen, verwitterten Gesicht. Es war eine dürre, hagere, hoch aufgeschossene Erscheinung; der Rücken von der Last der Jahre etwas gebeugt, aber sonst alles Sehnen und Muskeln, straff und hart wie Stahl. Zwei große Augen blickten mich staunend an, als ob sie in der Tiefe meiner Seele forschen wollten, und in dem faltenreichen Antlitz zuckte es wie ein Wetterleuchten, kurz und plötzlich. Dann nahm es wieder den totenruhigen, starren Ausdruck an. Prüfend blickte der Indianer zum Himmel, der in den Strahlen der untergehenden Sonne wie in Feuersgluten auflohte. Ein langes Schweigen folgte.

„Ihr wollt nach Paranaguá, Herr?“

„Jawohl,“ nickte ich.

„Jetzt kommt die Flut; wir können noch nicht fort. — Müssen warten bis zur Nacht. — Und dann, Herr“ — der Alte blickte mich wieder mit dunkel blitzenden Augen an —, „gibt's Sturm und Regen.“

Wollte mich der Mann ängstlich machen?

„Es gibt Sturm und Regen, Herr, und — die Fahrt wird schwer! — Wollt Ihr nicht lieber warten? — Ihr könnt ja hier bleiben; in meiner Hütte könnt Ihr schlafen.“

„Aber ich will rechtzeitig zum Dampfer! Kann nicht warten; ich muß!“

Des Indianers Augen ruhten eine Weile auf mir, als wollten sie mein Inneres auskundschaften; dann nickte er und reichte mir die Hand: „Gut, Herr, ich gehe mit Euch!“ — — —

Langsam senkten sich die Abendschatten auf die stille Landschaft; die glatte Wasserfläche der seeartigen Bucht, die mit prächtigem Walde umkränzt ist, erglänzt im Widerschein der Wolken am hohen Himmelsgewölbe. In allen Farben, vom

hellsten Gelb bis zum dunkelsten blutigen Rot spielen Wald und Moor und Wasser träumend in keuscher, stiller Schönheit. Ein seufzender Windhauch streicht durch das geheimnisvolle Schweigen; dann ein leises Flüstern in den Wipfeln, in den Halmen, wie ein erwartungsvolles Sehnen dem heiligen Kusse der Nacht entgegen. Von weit her tönt der Schrei einer Möwe, und im dichten Gebüsch gluckst lärmend das Wasserhuhn. Sonst tiefe Stille ringsumher. Vor der Hütte brennt ein Feuer, um die lästigen Moskitos zu verscheuchen. Am grasbewachsenen Ufer spielt ein braunes Kind, halbnackend, nur mit einem zerrissenen Hemd bekleidet. Da rauscht es leise im Schilf; das Gezweig der Bäume wird zurückgebogen, und ein Kanoe wird sichtbar, das lautlos dahingleitet. Eine hohe Frauengestalt steht darin. dunkelfarbig, schwarzhaarig, mit ausgesprochenem Indianertypus; ein schönes Gesicht mit anmutigen Zügen, die durch zwei große dunkle Augen belebt werden. Lächelnd schreitet das Weib ans Land, umfängt ihr Kind und setzt die Last, eine große Holzschüssel mit Mandiokawurzeln, zu Boden. Stolzen Schrittes geht sie an mir vorüber; ein fragender Blick trifft mich, ein stummer Gruß folgt. Dann verschwindet sie mit dem Kleinen an der Hand hinter der ärmlichen Hütte.

Bald darauf betritt leichten Schrittes den Fußpfad ein junges Mädchen, etwa sechzehnjährig, schlank, geschmeidig, mit zarten und doch üppigen Formen. Aus dem dunkeln Gesicht blitzen zwei kohlschwarze Augen neugierig zu mir herüber. Der kurze Rock ist bis über die Knie hochgeschürzt und wird mit der einen Hand zusammengehalten, während die andere die große, auf dem Kopfe getragene Wasserkalabasse balanciert. Wie eine scharfgeschnittene, prächtige Silhouette hebt sich diese wunderbar formvollendete Figur vom glühend flammenden Himmel ab. Den Fußpfad hinunter zum Wasser geht das Mädchen, kaum hörbaren Trittes, wo es im Schatten von Schilf und Gebüsch meinen Blicken entschwindet.

Noch immer sitze ich vor dem Eingang der Hütte am qualmenden Feuer, rauche meine Pfeife und genieße mit einem wahren Wohlbehagen diese köstliche Ruhe der Waldeinsamkeit. Der Wind läuft sacht über den dunkeln Wasserspiegel der Bucht, und sie zittert in roten und gelben und blauen Wellen unter einem grünen Schleier wie vor unsagbarem Glück und tiefer Schwermut zugleich. Da kommt mein Wirt, der alte Fernandez, und an seiner Seite ein hoch gewachsener, braunroter Mann, sein Sohn. Dieser begrüßt mich mit Handschlag und einem einfachen „Guten Abend!“ Auch bei ihm ist der vollendete Indianertypus unverkennbar.

Der Alte forderte mich auf, einzutreten. Das Innere der Wohnung ist die Einfachheit selbst; aber Reinlichkeit und Sauberkeit überall. Ein alter, rohgezimmerter Tisch, zwei Holzschemel ohne Lehne bilden das ganze Mobiliar. Im Hintergrunde, in einer dunkeln Ecke, sind einige Hängematten, Netze, Stangen und Ruder und eine einfache Holzbettstelle untergebracht; geflochtene Binsenmatten stehen zusammengerollt an den Wänden. Nach rückwärts zu hat die Hütte noch einen Ausgang. Dort ist eine Art Schuppen angebaut, mit Palmenblättern eingedeckt, und da sitzen um ein großes Feuer herum die übrigen Mitglieder der Familie. Im flackernden Feuerscheine erkenne ich nur undeutlich die braunen Gestalten der Männer und Weiber. Die Frau des Alten bringt mir eine Tasse Kaffee, die erste *erwärmende* Erquickung für mich nach mehreren Tagen.

Was mir auffällt, ist die Lautlosigkeit und Ruhe, die hier herrschen. Schweigend werden alle Verrichtungen getan; nur ab und zu dringt von dem großen Feuer her ein leises Kichern und Lachen zu meinen Ohren.

Inzwischen hat der Alte mir eine Binsenmatte auf dem Boden ausgebreitet, damit ich dort einige Stunden ruhen soll. Dann werden die Öffnungen in der Hütte geschlossen. Mit einem glimmenden Holzscheit wird das Innere noch einmal

durchräuchert, um Moskitos und Insekten zu vertreiben, und bald begibt sich alles zur Ruhe. Ich wickle mich in meine Decke und strecke mich auf der Matte am Boden aus. Es ist dunkel; nur drüben glimmt noch ein schwacher Feuerschein. Ich höre den Alten laut beten; dann hier und da noch ein huschender, leichter Schritt, ein leises Geflüster, und — alles wird ruhig. — — —

Es war 2 Uhr in der Frühe, als mein Wirt vor mir stand und mich zum Aufbruch mahnte.

„Herr, steht auf; die Flut läuft ab. Wir müssen fort!"

In kurzer Zeit war ich fertig. Draußen strich ein kühler Wind von der See her über das Land; der Himmel war mit dunkeln Wolken bezogen und verkündete einen regnerischen Tag. Lautlos hantierten Vater und Sohn am Kanoe, während die Frau des Alten, ein rotfarbiges Tuch um den Kopf gewunden, die kurze Pfeife im Munde und einen brennenden Span in der Hand, am Ufer stand und leuchtete. Ein wildromantisches Bild im Urwald! Um 3 Uhr etwa stießen wir nach kurzem Abschied vom Lande ab. Wiederum hörte ich den Alten laut und inbrünstig beten; dann ergriff er das Ruder; sein braunroter Sohn tat dasselbe, und hinaus glitten wir aus dem gespensterhaften Schweigen des Urwaldes, hinaus auf die weite Meeresfläche, die da wogte, wallte und dumpf brausend schäumte.

Von der Kanoefahrt selbst will ich nicht weiter sprechen. Es wird genügen, wenn ich sage, daß ich sie ein zweites Mal nicht mehr machen möchte. Sie war entsetzlich während der Nacht und wurde fürchterlich bei dem mit Tagesanbruch einsetzenden Sturm- und Regenwetter, das den ganzen Tag anhielt. Ein tolles Wagnis! Nur das eine möchte ich hervorheben: diese beiden Männer, Vater und Sohn, haben mir Achtung durch schlichte Treue und Pflichterfüllung im Kampfe mit den wütenden, entfesselten Naturgewalten, die uns zu vernichten drohten, eingeflößt. Hier sah man Taten, keine leeren

Worte! Und wenn ich einst im Unmut die Äußerung gemacht habe: „Es wird hier zu viel geschwatzt und zu wenig getan,“ so findet das sicherlich auf diese braven Männer keine Anwendung.

Nach sechzehnstündiger Fahrt, erst spät abends um 7 Uhr, erreichten wir trotz des Segels und trotz unausgesetzten Ruderns den Hafen von Paranaguá. Der Dampfer aber, den ich hier vorfinden wollte, war — nicht vorhanden. Der würde erst, so sagte man mir, in sechs Tagen kommen. Tableau! Die ganze Anstrengung und Gefahr war also eigentlich — — vergeblich gewesen. Es hieß somit wiederum: warten! Geduld haben! Wer das nicht kennt, hat hier Gelegenheit, es zu lernen.

---



## VIII.

## Santa Catharina. Desterro. Die Hansa. Deutsche Siedelungen. Roça und Rancho. Das Deutschtum. Klima. Wirtschaftliches. Hammonia. Das Rodeiotal. Italienische Kolonisten. Im Tal des Zedroflusses. Joinville und Blumenau.

Im schwarzgrauen Mantel war der Regen über das Land geschritten und hatte den Inhalt seiner Wolkensäcke auf die durstige Erde ausgeschüttet. In schweren Tropfen fiel das Naß hernieder, und vom Süden her heulte dazu der wilde Pampeiro und quälte in seiner Zügellosigkeit das Meer, daß es grollend sich aufbäumte. Keuchend zog der Dampfer seine Bahn durch die Fluten, entlang der Küste, die sich hinter Nebelschleiern verbarg. Vorbei ging es an São Francisco, vorbei an mehreren kleineren Inseln, bis wir nach etwa zwanzigstündiger Fahrt im Hafen von Desterro vor Anker gingen.

Desterro, das seit 1895 in Florianopolis umgetauft wurde, ist die Hauptstadt des brasilianischen Staates Santa Catharina mit 74 156 qkm Fläche und etwa 350 000 Einwohnern, darunter ungefähr 80 000 Deutsche und Deutschsprechende. Sie liegt auf einer langgestreckten, mehr als 50 Kilometer in der Breite messenden Insel. Letztere, ebenfalls Santa Catharina genannt, ist wegen ihrer Fruchtbarkeit bekannt. Sie sollte — so hat man mir erzählt — vom Meer aus gesehen einen bezaubernden Anblick gewähren. Nun, bei

meiner Einfahrt war dies durchaus nicht der Fall. Der häßliche Regentag malte eben grau in grau; düster und unfreundlich war alles. Ja, eine Weile erschien überhaupt nichts; nur eine dichte, dunstig-graue Masse wallte und wirbelte um uns her und mischte sich mit dem schwarzen Rauch, der aus dem Schornstein des Dampfers hervorquoll, zu einem schmutzigen Etwas, das geeignet war, die Kleider und die Stimmung zu verderben.

Dagegen hatte ich Gelegenheit, ein paar Tage später dies herrliche Eiland bei prächtigem Wetter zu sehen. Lebhaft wurde ich an die Gemälde Achenbachs erinnert, auf denen italienische Landschaften in entzückender Pracht ihres Farbenzaubers dargestellt sind. Die ganze Landschaft wirkte groß und ernst und doch wieder lieblich und lachend durch das wechselnde Grün und die buntgrellen Farben menschlicher Siedlungen, die überall hervorleuchten. Der goldig-sonnige Ton, das tiefsatte Blau der breiten Schatten, und im Gegensatz dazu die grellen Lichtfarben des Gesteins, des Mauerwerks, des Bodens, der Vegetation, hier und da unterbrochen von hochragenden, dunkeln Zypressen, die dem Gesamtbild etwas Feierliches, Schwermütiges geben: das alles machte einen so mächtigen Eindruck, daß ich mich für einen Augenblick nach Italien hin versetzt wähnte. Dieselbe Empfindung hatte ich, als ich die Straßen Desterros durchwanderte und von erhöhten Punkten des hügeligen Terrains das blauende Meer ringsumher erblickte, über das sich glanzvoll der Himmel wölbte.

Die Stadt mit ihren 13 000 bis 14 000 Einwohnern ist eigentlich nur Handelsplatz. Der Handel befindet sich fast ausschließlich in deutschen Händen, denen das Emporblühen des Ortes in erster Linie zu danken ist. Etwa 600 Deutsche leben hier und sind wohlhabende Kaufleute, Handwerker, Gastwirte und dergleichen. Das größte und vornehmste Haus ist das von Karl Höpcke. Neben dem ausgedehnten Import- und



Bei der Kaffee-Ernte (São Paulo).



Kolonie Campos Salles.



Exportgeschäft besitzt diese Firma eine Nagelfabrik, in der 24 Maschinen arbeiten, und eine Holzsägerei.

Sämtliches Material, Draht, Pappe, Öl, Werg, Maschinen usw., werden aus Deutschland bezogen, während die fertiggestellten Fabrikate, Nägel aller Art, in ganz Brasilien Absatz finden. Herr Höpcke, ein kerndeutscher Mann von vornehmer Gesinnung, kann wohl mit Recht als Stütze des Deutschtums bezeichnet werden. Nicht öffentlich, nicht mit Lärm und lauten Tiraden, wohl aber im stillen ist er heute noch nicht müde geworden, unendlich Gutes zu stiften und zu helfen, wo er kann. Nur mehr solcher uneigennütziger Männer — und vieles hier draußen würde vielleicht anders sein.

Über den Hafen von Desterro sowie über den ganzen Meeresarm zwischen Insel und Festland möchte ich mir ein abschließendes Urteil nicht erlauben. Jedenfalls kann ich nur berichten, daß die eigentliche Fahrstraße recht schmal ist. Auch besitzt sie eine so geringe Tiefe, daß sogar unser Dampfer — bei nur 3,5 Meter Tiefgang — eine Menge Schlamm aufrührte. Und das noch nach dreiviertelstündiger Fahrt nach Verlassen des Hafens. Ob man hier mit einer unabänderlichen Tatsache oder mit einer arg vernachlässigten Instandhaltung zu rechnen hat, vermag ich nicht zu entscheiden.

* * *

Florianopolis und die Insel Santa Catharina hatte ich gesehen. Das Erstarken des Deutschtums daselbst in wirtschaftlicher Beziehung hatte ich kennen gelernt. Das alte São Francisco, auf der gleichnamigen, von reich bewaldeten Bergzügen durchsetzten Insel gelegen, hatte ich besucht. Jetzt ging es nach Joinville, weiter in das Innere hinein, dort, wo deutsche Ansiedler aus unwegsamem Urwald deutsche Kulturstätten geschaffen haben, wo deutsche Gemeinwesen gleichsam aus einem Nichts heraus durch den Fleiß und die Zähigkeit deutscher Männer emporgeblüht sind.

Auf dem kleinen Flußdampfer, der mich von São Francisco durch die Lagoa de Saguassú, den Cachoeirafluß hinauf nach Joinville brachte, befanden sich mehrere Auswandererfamilien, Deutsche, Schweizer und Böhmen. Sie wollten nach der Hansakolonie, dem Siedlungsgebiet der „Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft" in Hamburg.

„Schlimmer, als es bisher gewesen ist, kann es nicht kommen," so äußerte sich zu mir einer der Männer, ein Westfale mit langem, dunkelm Vollbart und energischen, aber gramdurchfurchten Gesichtszügen. „Ich, meine Frau, meine Kinder, wir alle können arbeiten, und wir haben hart gearbeitet; aber wir kommen zu nichts! Hier in Brasilien hoffen wir, in einigen Jahren uns ein kleines Eigentum zu erwerben. Zurück gehen wir auf keinen Fall. Denn schlimmer und schwerer als zu Hause kann es wirklich nicht mehr kommen."

Ohne näher auf Einzelheiten einzugehen, will ich hier nur bemerken, daß die „Hanseatische Kolonisationsgesellschaft" nach Übernahme der Ländereien des in Liquidation getretenen „Kolonisationsvereins von 1849" im Staate Santa Catharina noch andere unbewohnte Gebiete von der Regierung des genannten Staates unter mäßigen Bedingungen erworben hat mit dem Zweck, dieselben zu besiedeln. Das Territorium der Gesellschaft schließt sich an die alten deutschen Kolonien Blumenau und Donna Francisca an, erstere bereits im Jahre 1850 von Dr. Blumenau, letztere zu derselben Zeit von obengenanntem „Verein" gegründet. Der gesamte, gewaltige Landkomplex, über den die Hanseatische Kolonisationsgesellschaft heute verfügt, umfaßt 657 255 Hektar. Der durchschnittliche Flächeninhalt des dem Ansiedler überlassenen Stück Landes beträgt 25 Hektar (100 Morgen). Selbstverständlich können diese Teile — Kolonielose genannt — nicht genau gleiche Abmessungen haben, da die Gestaltung des Geländes, die Bewässerung und anderes in Betracht kommen.

Der Preis wird nach Größe und Bodenbeschaffenheit be-

rechnet, derart, daß drei Qualitäten zugrunde gelegt sind. Hiernach verkauft die Gesellschaft an die Ansiedler das Grundstück:

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| zu | zirka | 11 | Mark | pro | Morgen | 1. | Qualität |
| „ | „ | 9 | „ | „ | „ | 2. | „ |
| „ | „ | 7 | „ | „ | „ | 3. | „ |

Außerdem werden, und zwar zu anderen Preisen, auch städtische Grundstücke an den sogenannten „Stadtplätzen" verkauft, das heißt dort, wo gewissermaßen Zentren für den Verkehr geschaffen sind oder erst entstehen sollen. Aus solchen „Stadtplätzen" haben sich im Laufe der Zeit zum Beispiel die blühenden Städte Blumenau, Joinville, São Bento und andere entwickelt.

Die Bezahlung wird dem Kolonisten von der Gesellschaft gestundet, und zwar für die ersten zwei Jahre zinsenfrei, dann gegen 6 Prozent Zinsen. Nach weiteren fünf Jahren, also innerhalb von sieben Jahren, muß die Kaufsumme völlig bezahlt sein. Zur Erleichterung für den Ansiedler werden daher Teilzahlungen zu jeder Zeit und in jeder Höhe angenommen.

Das sind in großen Zügen die Grundbedingungen der Kolonisation der „Hansa", die es auf solche Weise einem jeden, auch dem Unbemittelten, ermöglicht, sich hier draußen durch eigene Arbeit in verhältnismäßig kurzer Zeit eine neue, unabhängige Existenz zu schaffen und das zu werden, was ihm daheim versagt ist: Besitzer und ein freier Mann, dem der volle Ertrag seiner Arbeit selbst zugute kommt. Auch hinsichtlich der Seereise der Auswanderer von Bremen und Hamburg nach São Francisco hat die Hanseatische Kolonisationsgesellschaft alle nur möglichen Erleichterungen geschaffen. Von São Francisco bis zum Ansiedlungsort werden die Leute auf Kosten der Gesellschaft befördert und vorläufig in eigens dazu gebauten Einwandererhäusern untergebracht. Alsdann er-

folgt die Überweisung des Grundstücks und — die Kolonisationsarbeit: Schlagen des Urwaldes, Errichten einer Hütte, Urbarmachen des Bodens, Bepflanzen usw. kann beginnen. Der Erfolg bleibt in den seltensten Fällen aus. Denn wer wirklich arbeiten will und arbeiten kann, findet hier zum mindesten sein gutes Auskommen. Das lehrt der Augenschein. Fast alle, ja, ich möchte sagen, alle, die vor Jahren als arme Leute, ohne einen Pfennig Geld, hierher gekommen sind: heute sind sie freie Besitzer, wohlhabende, oft reiche und recht zufriedene Menschen!

Ich habe vielfach Gelegenheit gehabt, mit solchen Leuten persönlich zu sprechen und aus ihrem eigenen Munde ihren Werdegang zu hören. Und alle ihre Erzählungen klangen immer wieder aus in dem einen: „Wir sind zufrieden; und war es anfangs auch schwer, wir haben hier erreicht, was wir daheim niemals hätten erreichen können.“

Beachtenswert ist auch, daß viele als fanatische Sozialdemokraten herauskamen, daß sie aber von dem Augenblicke an, in welchem sie zu eigenem Besitz gelangten, alles andere, nur keine Sozialdemokraten mehr waren.

Hauptsache ist und bleibt ja eben die Zufriedenheit mit dem eigenen Lose; das ewig alte Lied von den beiden großen Triebfedern des Weltengetriebes, dem Hunger und der Liebe.

Die ersten Jahre der Niederlassung sind allerdings für den angesiedelten bäuerlichen Kolonisten Jahre schwerer Arbeit und vielfacher Entbehrungen. Seine Aufgabe beginnt zunächst mit der Niederlegung des Urwaldes. Das Unterholz wird niedergehauen; die jungen, gut gewachsenen Stämme werden von den Ästen befreit, um zunächst ein einfaches Wohnhaus sowie einige Stallungen zu erbauen, die mit Palmblättern eingedeckt werden. So ist der notwendigste Schutz gegen Sonne und Regen geschaffen. Dann werden die Riesen des Urwaldes geschlagen und durch Feuer zerstört. Die „Roça“ wird gebrannt. Die Wurzelstöcke verfaulen in der Erde und hindern

in den ersten Jahren bei der Bearbeitung des Feldes die Verwendung des Pfluges. Die größeren gehauenen Stämme werden beiseite geschafft und später zu Brettern verarbeitet. Die abgehauenen Zweige werden verbrannt. Das Feuer vernichtet zwar eine Menge Ungeziefer, namentlich die Ameisen, die leicht zu arger Plage des Kolonisten werden; aber zugleich werden durch das feurige Element zahlreiche organische Bestandteile des Bodens zerstört. Doch ist die Fruchtbarkeit des mit Asche gedüngten Bodens immer eine sehr große.

In der „Roça“ beginnt nun die Feldkultur mit Hilfe der Hacke, an deren Stelle später, je nach Terraingestaltung und nach dem Verfaulen der Wurzeln, der Pflug tritt. Dann pflanzt der Kolonist im September/Oktober Bohnen, Mandioka und Mais, alles Kulturpflanzen, welche nach wenigen Monaten eine gute und meist auch sichere Ernte geben. Er ist nun in der Lage, durch die Ernte nicht nur sich und seine Familie zu ernähren, sondern er schafft sich auch Vieh an; zunächst Schweine, die dort schnell gedeihen, so daß er am Ende des ersten Jahres bereits über genügend selbsterzeugte Nahrungsmittel, vegetabilische wie animalische, verfügt. Von Jahr zu Jahr wird dann die Roça erweitert; verschiedene Kulturen werden angelegt, der Viehstand nach Maßgabe der verfügbaren Futtervorräte vermehrt. Bald verbessert und erweitert er sein Wohnhaus und die Nebengebäude. Nach 5 bis 6 Jahren schreitet er gewöhnlich zum Bau steinerner Häuser, und wenn ihn nicht Krankheit oder andere Unglücksfälle heimsuchen, so sitzt er nach 10 bis 12 Jahren als unabhängiger Mann auf seinem stattlichen Bauerngut, in dessen Gärten Obstbäume, Orangen, Pflaumen, Wein und andere Früchte sowie fast alle Gemüse gezogen werden.

Neben dem Hause liegt der Protreiro (Koppel); er dient dem Vieh zum Aufenthalt. Jeder Bauer hält auf gutes Rindvieh, insbesondere aber auf gute Pferde und Maultiere, die mit

schweren Wagen, auf meist sehr schlechten Wegen, den Überschuß der landwirtschaftlichen Produkte über den eigenen Verbrauch nach den oft mehrere Tagereisen entfernten Kaufläden und Märkten bringen.

Im Anfang seiner Tätigkeit ist der Ansiedler durchweg ganz allein auf sich angewiesen. Er ist nicht nur Ackerbauer und Waldarbeiter, sondern auch Handwerker, Maurer, Zimmermann, Bäcker, Schuhmacher und Schneider. Ist er von Haus aus Handwerker, so kommt er früher oder später gewöhnlich zu seinem Handwerk zurück, welches er dann neben der Ackerwirtschaft betreibt; oder er verlegt sogar den Schwerpunkt seiner wirtschaftlichen Tätigkeit wieder in dasselbe zurück. Überall in den größeren Niederlassungen rücken bei der entstehenden Nachfrage und Arbeitsteilung die Handwerker naturgemäß näher zusammen, und sie sind es, welche sich dann als Gewerbetreibende in den Stadtplätzen konzentrieren.

Tagelang habe ich das Ansiedlungsgebiet der Hansa durchreist, teils zu Wagen, teils zu Pferde, um die Verhältnisse und die Sachlage kennen zu lernen. Ich habe die älteren Siedlungen besucht, den Kolonisten, der bereits einige Jahre ansässig ist; ich habe den Neuankömmling gesehen bei seiner Arbeit im Urwald, beim Freilegen des Platzes für die erste Urwaldshütte, den sogenannten Rancho. Auf schmalen Pfaden bin ich geritten mitten in tropischer Vegetation und feuchtwarmer Luft. Und dann wieder führten mich breite, schöne Kunststraßen durch fruchtbare Täler und weite, urbar gemachte Ebenen, vorbei an schmucken Wohnhäusern, bebauten Feldern, die Serra hinauf zur Hochfläche, dem „Kamp“. Und überall reihte sich hier Gehöft an Gehöft, die Häuser nach europäischer Art gebaut, meistenteils deutschen Typus verratend; überall an Stelle des dichten, wilden Urwaldes bestellte Äcker, Gärten, Weideflächen, durchzogen von kleinen Bächen, belebt von Pferden und Rindern. Und dort, wo noch vor einem halben Jahrhundert der Indianer hauste, lebt heute friedlich

der weiße Mann, der Europäer, auf eigener Scholle, auf selbstgeschaffenem Besitztum, in einer herrlichen, fruchtbaren und gesunden Natur.

Im Jahre 1897 wurde die Hansa als Gesellschaft m. b. H. mit 1,1 Million Kapital gegründet und dieses im Laufe der Jahre um 53 000 Mark erhöht. Hierzu kam eine Anleihe im Betrage von 1 Million Mark, so daß das ganze Kapital 2 153 000 Mark betrug. Mit diesen Mitteln hat die Hansa von dem ihr zur Verfügung stehenden Regierungsland 167 619 Hektar vermessen und dafür 166 544 Dollar an die Regierung bezahlt. Heute liegen vermessen in ihrem Gesamtgebiet 1338 Kolonien, 338 Stadtplätze und 38 Chacaras (kleine Landgüter); leider aber sind dort bis jetzt nur 970 Kolonien, 70 Stadtplätze und 38 Chacaras vergeben. Dagegen hat die Gesellschaft 246 Kilometer Fahrstraßen und provisorische Wege, 6 große und unzählige kleine Brücken mit einem Kostenaufwand von 773 154 Dollar angelegt. Die laufenden Ausgaben für Kirche und Schule betragen, abgesehen von den in Gebäuden investierten Summen, jährlich etwa 6 Konto de Reis (1 Konto = 1000 Milreis = zirka 1000 Mark).

Die Gesellschaft selbst hat im ganzen 3217 Menschen mit einem Kostenaufwande von 103 386 Dollar eingeführt.

Die Gesamtausgaben belaufen sich allein in Brasilien auf 2 176 675 Dollar, denen nur 350 807 Dollar Einnahme gegenüberstehen, derart, daß die Mittel der Hansa leider ihrem Ende entgegengehen. Wäre es da nicht Pflicht der leitenden Kreise in Deutschland, Mittel und Wege zu finden, die kräftige Weiterentwicklung dieses nationalen Unternehmens zu sichern? Neben der Regierung wären an erster Stelle die großen nationalen Vereinigungen, die über reiche Geldmittel verfügen, zur ausgiebigen Hilfeleistung verpflichtet.

Ich habe die Überzeugung gewonnen, daß hier etwas Großes geleistet worden ist, dessen Erfolg nicht ausbleiben

kann. Dafür bürgt schon die Vergangenheit der Ansiedlung; Joinville und Blumenau sind gleichsam der Beweis für die Zukunft.

Man denke: vor fünfzig Jahren Wildnis, Sumpf und Urwald; heute zwei freundliche Städte mit einem guten Import- und Exporthandel, mit emporblühender Industrie und lohnendem Gewerbe; in ihren Munizipien mit einer zahlreichen Bevölkerung, die als Ackerbürger eine gesicherte Existenz hat; und hinter diesen, landeinwärts, die ausgedehnten Hansakolonien mit ihren Ansiedlern, Bauern und Viehzüchtern, die sich in fleißiger Arbeit die Kräfte des Bodens und der Natur dienstbar machen und neue Werte schaffen! Wer all das mit unparteiischem Blick gesehen hat, wird wohl das weitere Gedeihen dieses großen Unternehmens wünschen. Heute hat das Munizipium Joinville mehr als 20000 Einwohner, das von Blumenau etwa 36000, das von São Bento 6000. Vor fünfzig Jahren war hier — niemand. Heute wohnen auf den Ansiedlungen der Hansa mehr als 2500 Menschen; vor sechs Jahren noch stand hier undurchdringlicher Urwald, das Jagdgebiet des Eingeborenen, des herumstreifenden Indianers. Welche Änderung in so kurzem Zeitraum! Gewaltige Strecken sind der Kultur erschlossen worden, und der Fortschritt wäre noch größer gewesen, wenn man, anstatt mit der Anlage von Fahrstraßen, mit dem Bau einer Bahn begonnen hätte. Das wäre zeitgemäß, und dann wäre alles viel weiter gediehen. Es ist tief zu beklagen, daß gerade unser deutsches Kapital sich in dieser Hinsicht so zurückhaltend gezeigt hat. Freund „Sicherheitskommissarius“ indessen ist schon häufig bei seinem Zaudern und ewigen Hin und Her mit langer Nase sitzengeblieben, und die Angstmeierei hat es bisher selten zu etwas gebracht.

Die Art und Weise, wie das deutsche Kapital sich dem Blumenauer Bahnbau zu- und periodenweise wieder abgewendet hat, verdient den Spott moderner Überseepolitik. „Schon im



Kirche von Cananéa.



In Iguape.



Januar 1899 *) hatte sich der Gutachter V. Solioz für die Bahn erklärt; noch in demselben Jahre stieß ein zweiter Gutachter, Baurat Hagenbeck, dieses Gutachten wieder um, und obwohl der deutsche Konsul den Bahnbau öffentlich als sicher bezeichnet hatte und in Joinville und Blumenau die üblichen Grundsteine zum Bahnbau mit Pomp, viel Essen, Getränk und Hochgeschrei gelegt waren, blieb die Bahn ungebaut. 1904 wurde Oberingenieur v. Skinner als dritter Gutachter entsandt, und da er, der 9 Jahre erfolgreich in Brasilien gebaut hatte, die geradezu epochemachenden Aussichten der Blumenauer Hochlandsbahn wohl erkannte, verschaffte er sich eine weitgehende Konzession für die Strecke Blumenau—Hammonia —Rio Negro und Blumenau—Curitibanos und errechnete in seinem Gutachten eine Verzinsung von 5,3 Prozent für die zuerst zu bauende Strecke Blumenau—Hammonia. Wiederum schien das deutsche Kapital nicht zugreifen zu wollen, ja, es schien selbst ein Finanzmann, wie der bekannte überseeische Gründer Dr. Scharlach, keine Kapitalisten finden zu können. Da erklärte v. Skinner, dann werde er mit ausländischem Geld bauen. Dieses kräftige Auftreten half, und man hoffte, daß die Firma Lenz, die vom Staate so viele Lieferungen am Kaiser Wilhelm-Kanal und in deutschen Kolonien erhalten hat, den Bahnbau auch in dieser deutschen Kolonie übernähme. Und Lenz & Co. entschloß sich, — einen vierten Gutachter, einen gewissen Paul, zu schicken, der für seine Firma alle ihr peinlichen Vertragsbestimmungen teilweise gewaltsam wegzufegen suchte, manchen Staub aufwirbelte und endlich ein dickleibiges Gutachten schrieb, und die Bahn — wurde wieder nicht gebaut! Wiederum schien v. Skinner, der als erfahrener Brasilienkenner und der Landessprache und -sitte mächtig und gewohnt, bei der Staatsregierung von Santa

*) Dr. Wettstein. Brasilien und Blumenau. Leipzig, Fr. Engelmann, 1907. S. 307.

Catharina mit Recht hohes Ansehen genoß, mit deutsch-belgischem Kapital sein Anrecht auf den Bahnbau geltend zu machen. Lenz & Co. hatten aber inzwischen genügend Aufträge in Deutschland und Afrika erhalten, die sich anscheinend besser lohnen; darum hat man eine neue Firma gesucht und gefunden, A. Koppel in Berlin, die seinerzeit eine ältere Bahnkonzession (von Ockel) in Blumenau übernommen, aber nicht benutzt hatte, und diese Firma sandte zum fünften Male zum Spott aller Deutschlandfeinde einen Sachverständigen nach Blumenau! Nochmals Mitte dieses Jahres schien, trotz erneuter Zusage des Konsulats, die Bahn werde bestimmt gebaut, der Bau in Frage gestellt, als die Koppelschen Ingenieure auf Grund ihrer an Ort und Stelle gesammelten Anschauungen eine Million mehr, als angenommen war, nämlich 7 Millionen Mark forderten. Das Konsortium der „Santa Catharina-Bahngesellschaft" hat aber auch diesen Lohn bewilligt, und so ist jetzt nach $9^1/_2$ jährigen Vorarbeiten mit der 75 Kilometer langen Bahn Blumenau — Hammonia begonnen worden."

Ich will nur wünschen, daß sich solche sträflichen Unterlassungssünden nicht einmal rächen mögen. Lange darf dies Zögern unsererseits mit Kapital und Arbeitskräften nicht mehr dauern, und das nicht nur hinsichtlich der deutschen Siedlungen in Santa Catharina, sondern in allgemein wirtschaftlicher Hinsicht auf ganz Brasilien und die südlich davon gelegenen Länder Südamerikas.*) Nur zu bald wird das, was wir verweigern, von anderen, in richtiger Erkennung der Tatsachen, vollauf angeboten, um sich den Vorteil der Notwendigkeit allein zunutze zu machen.

Man vergißt eben daheim oder ist kurzsichtig genug, nicht einzusehen, daß jeder deutsche Auswanderer in Südamerika

---

*) Vergl. Dr. W. Vallentin. Das Deutschtum in Südamerika. Berlin, Herm. Paetel, 1908.

zu einem Konsumenten für deutsche Industrie wird, daß — im Gegensatz zu Nordamerika — hier durch die Auswanderer neue Absatzgebiete für unseren Handel geschaffen werden. Denn der deutsche Ansiedler geht in Südamerika nicht in die fremde Nationalität auf, wie der Deutsche drüben im Yankeelande; er wird auch nicht unser Konkurrent, wie jener schon in kurzer Zeit es zu werden pflegt, sondern er bleibt uns in jeder Hinsicht erhalten, bleibt deutsch in Sprache und Sitte und Erziehung, wird selbst ein Abnehmer unserer Industrieerzeugnisse, hilft neue Absatzmärkte bilden und zieht in diese seine Nachbarn als Konsumenten, Käufer usw. mehr und mehr hinein.*) Das alles wird viel zu wenig beachtet.

Und wenn es oft von gewisser Seite her heißt: „Ihr lockt uns die Arbeiter fort, den Landmann, den Rekruten," so ist das verkehrt, zum mindesten aber unüberlegt oder böswillig. Nicht um das Weglocken dieser Kräfte handelt es sich, nicht um eine künstliche Vermehrung der bestehenden Auswanderung; wohl aber nur darum, den Verlust, den unser deutsches Vaterland jährlich durch den auswandernden Teil seiner Bevölkerung in seiner Volkskraft erleidet, zu mildern, soviel wie möglich sich nutzbar zu machen. So gehen zum Beispiel nach Nordamerika jährlich durchschnittlich 20 000 Deutsche; sie sind für uns in kürzester Frist verloren. Würde dieser gewaltige Auswandererstrom nach Südamerika gelenkt werden, würden auch nur den Männern, die sich diese nationale Aufgabe zum Ziel gesetzt haben, keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden, dann wäre viel, sehr viel getan. Und darum allein handelt es sich.

Der brasilianische Staat Santa Catharina wird seiner großen Fülle von Naturschönheiten, seines außerordentlich

*) Vergl. Dr. W. Vallentin. Ein unerschlossenes Kulturland. Neuquén und Rio Negro. Berlin, Herm. Paetel, 1907, und von demselben Verfasser ebenda Chubut. 1906.

fruchtbaren Bodens und seines herrlichen Klimas wegen das „brasilianische Paradies“ genannt. Im Gegensatz zu der landeinwärts gelegenen Hochebene, auf der es im Winter ziemlich kalt ist, herrscht in den Küstengegenden eine warme Temperatur.

So betrug zum Beispiel die mittlere Jahrestemperatur für Blumenau:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1900 | . . . 21,4 | Grad | Celsius |
| 1901 | . . . 20,2 | „ | „ |
| 1902 | . . . 21,6 | „ | „ |
| 1903 | . . . 21,2 | „ | „ |
| 1904 | . . . 20,5 | „ | „ |
| 1905 | . . . 20,9 | „ | „ |
| 1906 | . . . 21,1 | „ | „ |

Das macht im Mittel 21,0 Grad Celsius. Auch im Durchschnitt der Jahre 1889 bis 1899 belief sich das jährliche Mittel auf 21,5 Grad Celsius.

Unten im Küstenlande findet sich wunderbarer Urwald mit zahlreichen Palmenarten, Baumfarnen, Lianen, sowie mit Orchideen von großer Farbenpracht. Oben im Hochlande dagegen die Araukarienzone mit ihren endlosen Grasflächen; dazu wogende Kornfelder und hübsche Bambushaine. Kein Wunder daher, daß unter den drei brasilianischen Südstaaten — Paraná, Santa Catharina und Rio Grande do Sul — Santa Catharina mit seinem zuträglichen Klima und seinem vortrefflichen Boden derjenige ist, wo die deutsche Kolonisation zu besonders hoher Blüte gelangt ist.

Joinville, das 1897 zur Stadt erhoben wurde, ist ein durchweg deutsches Gemeinwesen, mit schmucken Häusern inmitten einer malerischen Umgebung. Weiter im Innern liegt die 1873 ins Leben gerufene Siedlung São Bento, jenseits der Serra de S. Miguel.

Es ist erstaunlich, was hier Menschenarbeit in verhältnismäßig kurzer Zeit und mit relativ sehr geringen Mitteln zu-

stande gebracht hat. Hat man es gesehen, dann zweifelt man oft, ob hier wirklich, hier auf diesen selben Strecken und Gebieten, eine unwegsame, undurchdringliche Urwaldwildnis noch vor fünfzig Jahren gewesen ist. Der Eindruck, den man empfängt, ist derartig — wenigstens so erging es mir —, daß man völlig vergessen kann, man befinde sich in Brasilien, in dem so viel geschmähten und verkannten Lande. Namentlich war dies der Fall bei dem allmählichen Aufstieg zur Serra bei Bechelbronn, São Bento, Oxford, oben auf dem Sertão.

Infolge der Höhenlage — so liegt zum Beispiel Bechelbronn 839 Meter, Alto de Serra, zwischen jenem Ort und São Bento, 900 Meter, São Bento selbst 820 Meter über dem Meeresspiegel — verschwinden allmählich Palmen und Bananen. Dafür tritt die Araukarie auf, die brasilianische Fichte (Araucaria brasiliensis), und verleiht dem Landschaftsbilde einen völlig europäischen Charakter. Hinzu kommt die Bauart der Häuser, die deutsche Sprache der Bewohner, ihre Art und Sitte, ihre Kleidertracht — und man hat einen vollkommen heimatlichen Eindruck. Hier oben im besonderen wohnen Ansiedler aus dem östlichen Deutschland, aus Posen, Preußen, Pommern, Schlesien, und haben sich ihre typische Eigenart erhalten. Die Frauen tragen dieselben bunten Kopftücher, dieselben Taillen und Röcke wie dort. Man sieht dieselben Leiterwagen auf dem Bauernhof stehen wie in meiner westpreußischen Heimat, dieselben Klepper mit gesenktem Haupt dahintrotten; vor der Dorfschenke, hier „Venda“ genannt, die gleichen Futtertröge für den Ausspann wie zu Hause; an den Gräben seitlich der Landstraßen häufig Bäume ähnlich unseren Weiden, teilweise geköpft, mit tief herabhängenden Zweigen.

Wer hier einen brasilianischen Typus zu finden hofft, täuscht sich gewaltig. Durchsetzt ist diese deutschsprechende Bevölkerung mit polnisch sprechenden Ansiedlern, eben zum

größten Teil aus jener östlichen Gegend stammend und ebenfalls am Althergebrachten zähe festhaltend. Alle sind durchweg fleißige Arbeiter, die trotz großer Terrainschwierigkeiten aus dem Urwald fruchtbare Felder gemacht haben. Man muß dies gesehen haben, um es richtig beurteilen zu können.

Mit Ausnahme der nächsten Umgebung von Joinville ist der Boden gut. Joinville und sein Munizipium haben sumpfiges Terrain; es ist das Küstengebiet, das von Mangrove und niedrigem Wald bestanden ist. Hieran schließt sich, höher und höher steigend, der Urwaldgürtel des Gebirges, der in erster Linie für die Hansa in Betracht kommen. Dort tritt Lehmboden, oft mit Ton gemischt, auf, hier und da auch mit sandigen Strecken abwechselnd. Namentlich in den Tälern und an den Hängen der Berge findet sich eine vorzügliche, humusreiche Bodenart.

Weiter oben beginnt dann das Hochland mit seinen ausgedehnten Araukarienwäldern und Grasflächen.

Es ist natürlich, daß durch diese Höhenunterschiede auch eine Differenz in Klima und Vegetation und damit in der Hervorbringung landwirtschaftlicher Erzeugnisse bedingt ist. So werden zum Beispiel auf dem Küstengebiet und dem Übergang zum Hochland vornehmlich Mais, Reis und Zuckerrohr angebaut, außerdem Kaffee und Tabak, Bohnen, Erbsen, Kohl, Rüben, Salat, Bananen, verschiedene Sorten Kartoffeln. Dagegen gedeihen auf dem Hochlande Roggen, Hafer, Weizen und die deutschen Obstarten, Kartoffeln, Buchweizen und anderes mehr.

Viehzucht wird überall betrieben; namentlich ist die Schweinezucht gut im Gange, und ich habe oftmals Gelegenheit gehabt, wahre Prachtexemplare dieses so nutzbringenden Borstentieres zu bewundern. An landwirtschaftlichen, der Viehzucht entstammenden Produkten, Butter, Schmalz und Speck, wird bereits soviel hervorgebracht, daß sich ein recht lebhafter Exporthandel hat entwickeln können.

Daß bei dem gewaltigen Fortschritt aus recht kleinen Anfängen, von der Deckung des Selbstbedarfs bis zum Exporthandel, allmählich eine Industrie entstehen konnte, liegt auf der Hand, und so findet man denn hier mehrere Brennereien, Mühlen, Seifenfabriken, Webereien, Strumpf- und Trikotagefabriken, Brauereien, alle mit Dampf- oder Wasserbetrieb und in den Händen der Söhne oder Nachkommen der ersten Kolonisten, welch letztere, wohlverstanden, aus einer Wildnis heraus mit nichts die eigentliche Basis zu diesem gedeihlichen Wirtschaftsleben geschaffen haben, und zwar unter erheblich schwierigeren Verhältnissen, als sie der heutige Ansiedler bei seiner Ankunft vorfindet.

„Ja, hätten wir das nur so gehabt wie die Auswanderer, die in den letzten Jahren hergekommen sind!" — Das habe ich vielfach von alten Kolonisten gehört, und zur Ergänzung folgte dann gewöhnlich der Satz: „Die haben's viel zu gut; die werden verwöhnt!" — — —

Keineswegs will ich darüber zu Gericht sitzen, ob das jüngere Geschlecht nicht mehr das ist, was die Alten waren. Hier und da hat es ja fast den Anschein; aber auch nur diesen, denn positiv darüber urteilen können wir nicht. Daß aber andererseits der Kolonist von heute es bequemer und leichter hat als der von 1850 oder 1860, ist eine unumstößliche Tatsache. Indessen, Nörgler und Menschen, die keine rechte Lust zum Arbeiten haben, gibt es überall, ebenso solche, die sich nur zu leicht von den ersten Widerwärtigkeiten erdrücken und zurückschrecken lassen. Aber das eine habe ich überall herausgefunden: die Leute, die die Schwierigkeiten der ersten zwei Jahre überwunden haben, sind meistens zufrieden. „Jetzt gehen wir nicht mehr zurück. Wir freuen uns an unserer Arbeit, an unserem kleinen, aber eigenen Besitz!" Immer wieder konnte ich diese und ähnliche Redensarten auf meinen vielfachen Wanderungen durch das Besiedlungsgebiet hören.

* * *

Hammonia! So heißt der am Rio Hercilio gelegene „Stadtplatz“ der Hansakolonie, westlich von Blumenau. Heute freilich weist er noch sehr wenige Wohnstätten auf: einige Gastwirtschaften und den mächtigen „Einwandererschuppen“ für die ankommenden Ansiedler. Die Häuser sind fast alle aus Holz gebaut und mit Schindeln eingedeckt.

Es war ein herrlicher Abend, als ich hier auf dieser deutschen Siedlung mitten im brasilianischen Urwald anlangte. Nur spärlich erhellt eine trübe brennende Lampe den großen, dunstgeschwängerten Gastraum, an dessen einer Seite sich der mächtige Schanktisch hinzieht. Bärtige Männer, den Schlapphut auf dem Kopfe, die kurze Pfeife oder die schwarze „charuto“ im Munde, sitzen oder stehen da herum, schwatzend, rauchend, trinkend. Es sind Deutsche, von Nord und Süd, von Ost und West, Pioniere deutscher Kultur, die sich hier auf fremder Erde eine zweite Heimat gegründet haben oder erst gründen wollen. Und sie erzählen vom geernteten Mais, vom Preise der Butter, von Pferd und Kuh und von Wegen und nicht vorhandenen Bahnen, von Schützenvereinen und Gesangvereinen und vom Kolonistenbund und von Organisationen und weiß der Himmel, von was für modernen und allermodernsten Bestrebungen irgendwelcher Volksbeglücker.

Es surrt und summt durcheinander, und ich stehe auf dem Treppenabsatz gegen den Holzpfosten der Haustür gelehnt und schwelge in dem Anblick der herrlichen Landschaft, über die der Abend seinen geheimnisvollen Schleierduft webt und der gelbe Mond sein grelles Licht ausgießt. Und unten tief, da rauscht und murrt der Fluß und sendet seine Fluten über mächtiges Felsgestein, daß sie blitzen und flimmern wie flüssiges Silber. Wie wundervoll stimmt dieser abendliche Farbenzauber im sanften Mondlicht zu dem ergreifenden Bild. Ein Mysterium des Schweigens!

Und von drüben nicken die einsamen Palmen; es säuselt leise in den grünen Uferbüschen des ansteigenden Berglandes.



Höhle von Monjolinho (São Paulo).



Menschenskelett in einem Sambaqui (Inneres von São Paulo).



Schweigend steht ringsher der Urwald, und massig, wild und dunkel türmen sich die bewaldeten Rücken und Höhenzüge hintereinander und finden ihren Abschluß in der alles überragenden Serra do Miradór.

Ein wunderbares Stück Erde hier am Nordrand des Itajahy, wunderbar und majestätisch in diesem tiefen Abendfrieden. Nur hinter mir, im halbdunkeln Gastzimmer, ertönen laute Stimmen; Rede und Gegenrede über Politik und Deutschtum und Brasilianertum und Vereine und noch anderes, bis ich deutlich die unwilligen Worte höre im echten pommerschen Platt:

„Ach wat, allens dumm Tüg! Arbeit' man, dat is bäter; dann sal Ji ook taufräden sien!"

Ein stämmiger Mann mit graumeliertem Vollbart hatte so gesprochen und dabei mit nerviger Faust auf die Tischplatte geschlagen. Dann rückte er seinen Hut zurecht und verließ mit einem ruhigen „Guten Abend!" das Zimmer.

Und lebhaft wurde ich erinnert an die Worte eines anderen hochachtbaren, in Ehren ergrauten Mannes, eines Deutschen von echtem Schrot und Korn, der unverblümt die Wahrheit sagt und den Nagel auf den Kopf trifft:

„Der Kampf ums Dasein, er entriß uns der heimatlichen Scholle und warf uns in ein fremdes Land. Und wir wurzelten fest in dem neuen Lande. Was der Mensch in jahrelangem Ringen erstrebt und erschafft, das wird ihm m e h r als äußeres Besitztum, damit verwächst er. Dort, wo er selbst mit eigener Kraft sein Haus gründet, dort wird seine Heimat, ob rauschen die Eichen, ob wehen die Palmen über seinem Dache! Wir wurden Bürger des neuen Landes, das uns gastlich aufgenommen hat; aber wir wollen nicht des alten Vaterhauses vergessen und nicht von uns werfen, was des deutschen Stammes Wahrzeichen sind!"

Und deutlich trat das Bild des alten Herrn, der es vom einfachen Kolonisten bis zum Großkaufmann und Handels-

herrn gebracht hatte, vor mein Auge, und unter mir rauschten die Wellen, und oben auf jener Bergkuppe reckten die Urwaldriesen sehnsüchtig ihre Arme gen Himmel, als ob sie die funkelnden Sterne zu sich herunterziehen wollten, tief herunter in das Waldesdunkel, um dort Licht und Klarheit zu schaffen.

* * *

Ein prächtiger Ritt war es über die Serra da Jaraguá auf steil sich schlängelndem Pfade durch hochstämmigen Urwald und üppige Tropenvegetation. Ich war vorausgeritten; in weitem Abstande folgte mein Begleiter mit den beiden Maultieren, die mein Gepäck trugen. Heiß brannte die Sonne hernieder; kein Wölkchen zeigte sich am tiefblauen Himmel, der am fernen Horizont mit den duftigen Höhenzügen zu verschmelzen schien. Und hier, hoch oben im Gebirge, bot sich mir ein Ausblick weit, weit ins Land hinein, so schön, wie ich ihn selten gehabt habe, sowohl rückwärts nach Norden, nach Joinville, wie vorwärts nach Süden, nach Blumenau zu. „Und seh' die Lande um mich her zu meinen Füßen liegen.“ Ähnlich dachte ich in diesem Augenblick. Da raschelte es im nächsten Gebüsch; mein Reittier stutzte, spitzte die Ohren und strebte mit vorgerecktem Halse rückwärts. Eine hellgrüne, im Sonnenscheine schillernde Schlange, ein reizendes Tierchen, kam über den steinigen Weg. Neugierig streckte sie den Kopf in die Höhe und schaute mich aus klugen Augen eine Weile an, als ob sie fragen wollte: „Wer bist du? Was willst du hier in meinem wundersamen Zauberland?“ Es fehlte nur noch das goldene Krönchen auf dem kleinen Kopf — und ich hätte inmitten dieser Naturherrlichkeiten, wo bunte Falter mich umgaukelten, wo die Waldtaube wehmütig gluckste und eigenartige Tierlaute, vermischt mit einem ewigen Säuseln und Raunen und geisterhaften Flüstern, von fern wie angenehme, leise Musik zu mir drangen,

fast an das Märchen von der verwunschenen Prinzessin glauben können. Da fauchte mein zitterndes Reittier, das Schlänglein schrak zusammen; ein blitzartiger Ruck; dann eilte es in graziöser Bewegung dem schützenden Dickicht zu.

* * *

Hinunter stieg ich von jener Serrahöhe hinab in das fruchtbare Tal des Rio do Testo, wo kräftige Pommernsöhne den Urwald in wohlbestellte Äcker und Felder umgewandelt haben. Vorbei ging's an der Siedlung Pommeroda, vorbei an Badenfurt, das allerdings eine schöne Kirche und ein großes Pfarrhaus, aber in der nächsten Umgebung keine oder doch nur wenig Menschen aufzuweisen hat.

Und wieder war die graue Dämmerung hereingebrochen; die Abendschatten hatten bereits mildherzig Mutter Erde umhüllt; dann kam die Nacht, schweigend in ihrem schwarzen Kleid, und wie nächtliche Spukgestalten in weißlichen Nebelschleiern schwankte und wallte es in den Schluchten zwischen den Bergen. Noch kurze Zeit, und ich hatte das Städtchen Blumenau, etwa 150 Kilometer von Joinville entfernt, erreicht. Die zurückgelegte Strecke kommt etwa gleich der Distanz von Danzig nach Thorn, also gleich der Breitenausdehnung Westpreußens, von der Ostsee bis zur russischen Grenze gemessen.

Von Blumenau begab ich mich über Land, den schönen Itajahý entlang, ins Innere hinein. Nach Westen ging es durch fruchtbares Gelände, durch hügeliges und bergiges Terrain, reich an wundervollen Szenerien, namentlich an den Flußufern, und bewohnt von arbeitsamen, glücklichen Menschen. Ansiedlung reiht sich hier an Ansiedlung, ein Bauernhof folgt dem anderen, alle sauber und nett an der Straße gelegen, meistens inmitten eines wohlgepflegten Gärtchens; und dahinter dehnen sich im Flußtal, die Hänge emporkriechend, die grünen Weideflächen, die Mais- und Zuckerrohrfelder, die Ba-

taten- und Mandiokaäcker. Während die nächste Umgebung von Joinville zum größten Teil aus Sumpfland besteht, trifft man hier bei Blumenau auf durchgehends guten Ackerboden. Es ist dies schon in der Höhenlage der beiden Ortschaften bedingt. Denn Joinville liegt nur + 6, dagegen Blumenau + 26 Meter über dem Meeresspiegel. Auch will es mir fast scheinen, als ob das Hinterland von Blumenau im allgemeinen fruchtbarer ist als das von Joinville.

Je weiter mich mein Weg westwärts führte, desto bergiger wurde die Landschaft. Mächtige Felswände treten hervor mit gutem Waldbestand. Hier und da kommt Granit zum Vorschein, abwechselnd mit Sandstein und schieferigem Ton. Hoch ragt der Morro Pelado mit seinem schroffen Grat und den merkwürdigen Seitenflächen, und ihm gegenüber erhebt sich ein anderer Berg, dessen vorspringende Ecken und Flächen und Kanten in die eingebogenen Stellen des ersteren passen. Der eine ist durch elementare Gewalten von dem anderen abgerissen und in die Tiefe gestürzt, gerade mitten in den Itajahýfluß hinein, dessen Bett hierdurch eine Änderung erlitten hat. Man sieht es deutlich an der plötzlichen Biegung.

Schon am Bugrebach beginnen die Ausläufer der Serra do Mar. Zwischen hoch ansteigenden Höhenzügen führt die Straße weiter bis zur Fähre über den Fluß. Hier fängt das Gebiet der Hansakolonie an, und der Aufstieg über das soeben genannte Gebirge, das die natürliche Grenzscheide zwischen dem Munizipium Blumenau und dem Besiedlungsgebiet der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft bildet.

Erst an Ort und Stelle selbst vermag man die Schwierigkeiten und Kosten eines so großartigen Unternehmens zu beurteilen. Dann aber erscheint das, was bisher in so verhältnismäßig kurzer Zeit geschaffen worden ist, recht beachtenswert. Überall sieht man kleine Ansiedlungen, dort, wo der Urwald niedergeschlagen und abgebrannt ist, Weide-

und Ackerland; fast überall trifft man Leute bei der Arbeit, entweder am Wege oder auf den Feldern, oder am Hausbau; überall ein reges Leben, wo vor drei bis vier Jahren noch unwegsamer Urwald gestanden hat.

Viele Süddeutsche sitzen dort, Bayern, Württemberger, Badenser, ab und zu auch einzelne Italiener und Brasilianer. Ähnlich ist es auf der Westseite der Serra do Mar. Ein herrliches Bergland findet man da vor, das vom Rio Hercilio, dem Nordarm des Itajahý, mit seinen vielen Nebenflüssen bewässert wird. Diese äußerst fruchtbaren Täler der Flußläufe bilden zunächst das Besiedlungsgebiet.

* * *

Eines Morgens zeigte das Thermometer nur 6 Grad Celsius. Hübsches Reitwetter! Und ein angenehmer Ritt war es in frischer Morgenluft auf flinkem Rosse durch den prächtigen Urwald. Freilich war der Weg, den die Hansa bis zur Erschließung des Hinterlandes mit vieler Mühe angelegt hat, recht gut, und Hindernisse, wie ich sie einst im Innern des Staates Bahia angetroffen hatte gab es hier nicht. Selbst die ewig unzufriedenen Geister könnten mit den von der Direktion der Hansa in ihrem Gesamtgebiet gebauten Wegen wohl zufrieden sein. Aber es ist hier wie überall: „Je mehr er hat, je mehr er will; nie schweigen seine Klagen still.“

An Hetzern und weisen Theoretikern fehlt es ja leider nie! Ich habe die Besitzung eines solchen Volksbeglückers und „Organisators“ gesehen. Daß Gott erbarm! Das einzige, was der Mann Gutes darauf besaß, war eine Kuh. Ob sie allerdings schon sein Eigentum war, weiß ich nicht. In seinem Besitz wenigstens war sie! Aber vor lauter „Organisieren“ und Volksbeglücken und Vereinsmeierei konnte der Mann ja zu keiner ordentlichen Arbeit kommen. Wie anders dagegen das Grundstück eines anderen, praktischen, fleißigen und vernünftigen Mannes! Er stammt aus Heidelberg, befindet sich

kaum zwei Jahre hier und besitzt schon ein hübsches, sauber gehaltenes Gehöft mit freundlichem Wohnhause, einigen Ställen und Schuppen, mit nettem Garten, gut bebauten Acker- und Weideflächen. Es macht in der Tat Freude, dieses Schaffen zu sehen, das schon in kürzester Zeit den unausbleiblichen Erfolg aufweist. Zu Hause — o weh! — was hätte der Mann da wohl in demselben Zeitraum mit derselben Arbeit erzielt? Wie er mir sagte: nichts.

Gegen Mittag langte ich am Stadtplatz „Neu-Bremen" an, der vorläufig nur aus einem großen Schuppen und einigen provisorischen Hütten besteht. Von hier aus schreitet die Kolonisation weiter vorwärts längs des Flußtales ins Innere hinein. An Wegebauten, Brückenanlagen wird kräftig gearbeitet, und deutsche Kolonistenhände sind eifrig damit beschäftigt, sich neue Wohnstätten zu schaffen. Leicht ist das allerdings nicht. Ungewohnte Arbeit, Einsamkeit, Entbehrungen aller Art schrecken so manchen zurück. Aber sind die ersten zwei Jahre überstanden, dann ist auch das schwerste vorbei. Heute sieht man noch Ranchos, in denen die Kolonisten das erste Unterkommen finden; in nicht zu langer Zeit werden hier Häuser stehen, mit umzäunten Höfen und Gärten, mit Äckern und Feldern, die freundlich hinabschauen auf die blitzenden, dunkeln Fluten des Hercilio im felsigen Bette dort unten.

Gut gediehen ist die Arbeit im Tale des Sellinflusses, eines Nebenflusses des Hercilio. Auch ist hier der Urwald größer und dichter, so daß wohl auf einen fruchtbaren Boden geschlossen werden kann. Kaum zwei Jahre sitzen die meisten der Ansiedler hier, und doch hat der größte Teil von ihnen bereits hübsche Häuser, nicht selten sogar aus Steinfachwerk, und einen guten Viehstand. Zu verhungern braucht hier kein Mensch.

Allerdings würde manches anders sein, wenn durch eine

Bahnverbindung das ganze Hinterland erschlossen wäre. Dann wäre die gesamte Besiedlung längst in einem weit vorgeschrittteneren Stadium.

* * *

Von Aquidaban am Itajahý bin ich über Ascurra ins Rodeiotal geritten. Mehr als 200 Meter ist hier der Fluß breit; mehrere Felsen und grün bewachsene Inseln hemmen ihn in seinem Lauf, und mannigfache Sandbänke und Untiefen erschweren die Überfahrt mit der Fähre. Die Ufer sind bergig, gehen in stark gewelltes Hügelland über, das durchweg gut bebaut ist. Seit etwa 1876 sitzen hier Italiener. Die Bewirtschaftung des Bodens mittels Pflug ist schon zur Regel geworden. In der Hauptsache wird Tabak gepflanzt; auch Weinkultur wird betrieben. Auffallend in diesen italienischen Niederlassungen sind die vielen Kapellen, Kirchen, Kreuze einerseits, und die vernachlässigten Felder, namentlich die Weiden, andererseits. Ob beides in irgendeinem Zusammenhange steht, ob vieles Kirchenlaufen und Arbeiten sich nicht miteinander verträgt, das will ich hier nicht entscheiden. Sicher ist es, daß solche Beobachtungen nicht nur von mir gemacht worden sind, und auch die Geschichte vieler Länder hat gelehrt, daß dort, wo Priesterwirtschaft herrscht, die Volkswirtschaft nicht gedeiht. Man schaue nach den romanischen Gebieten, nach Spanien, Portugal, Italien. Sicher ist es aber auch, daß dort, wo sich an diese italienischen Kolonisten andere, zum Beispiel deutsche, anschließen, wie mit einem Schlage ein ganz anderes Bild erscheint.

Der Rodeio mündet in den Beneditto, und an den hohen Ufern dieses Flusses sitzen flachshaarige Söhne Pommerns. Der Unterschied in der Beschaffenheit der Gehöfte, der Häuser, der Äcker, kann kaum krasser gedacht werden. Und doch will ich damit keineswegs dem Italiener den Vor-

wurf der Trägheit machen. Im Gegenteil, er ist fleißig, arbeitsam, genügsam und könnte in manchen Dingen dem Deutschen als Muster dienen. Aber der Unterschied ist nun mal vorhanden!

Trotz des hügeligen Terrains hat der Pommer sich sein sauberes Pflugland zurechtgemacht. Die Felder sind durchweg in guter Kultur, die Weideflächen in vorzüglichem Zustand, die Wohnungen freundlich und sauber, meistens von dichten Tangerinenhecken, einer kleinen Art von Apfelsine, ähnlich der Mandarine, umgeben. Angebaut werden hauptsächlich Mais und verschiedene Knollengewächse, wie Bataten, Aipim, Mandioka usw. Die Viehzucht, namentlich die Schweinezucht, ist in gutem Betriebe, so daß der Benedittodistrikt große Mengen Schweineschmalz exportieren kann.

Ähnlich wie hier, liegen die Verhältnisse in dem herrlichen Tale des Rio do Cedro, des Zederflusses. Auch in diesem äußerst fruchtbaren Gebiet haben sich Pommern seit Mitte der siebziger Jahre angesiedelt, und zwar, wie ich schon einmal betonte, nicht unter so günstigen Umständen, wie es heute der Fall ist. Durch eisernen Fleiß indessen haben sie es hier gewissermaßen zu einer behäbigen Wohlhabenheit gebracht und dem früher so verachteten Bauernstande Ansehen verschafft, ihn gleichsam durch die Arbeit geadelt. Ich habe auf meiner Reise durch das Zedrotal einen Herrn kennen gelernt, der seinerzeit als einfacher, armer Knecht hierher gekommen ist. Heute hat er ausgedehnte Besitzungen und wird auf zirka 200 000 Mark Barvermögen geschätzt. Auch hier in diesem fruchtbaren Flußgebiet, wo Tal und Hügel lieblich wechseln, umgeben von blauen Bergketten, vergißt man vollends, daß man in Brasilien sich befindet. Deutsch ist der Charakter der Landschaft, deutsch das Aussehen der Bewohner, deutsch die Bauart der einzelnen Gehöfte. Merkwürdig nur muß es jenen Menschen aus dem nordischen Flachland seinerzeit vorgekommen sein, als sie in dies herrliche Bergland sich



Xiririca am Ribeirafluß.



Hafen von Joinville.



versetzt sahen. Denn an Naturschönheiten übertrifft das Zedrotal alles, was ich in dem ganzen Siedlungsgebiet bisher gesehen habe.

Daß bei einer solchen gedeihlichen Entwicklung des Hinterlandes die aus den ältesten Niederlassungen hervorgegangenen Städte Blumenau und Joinville so kräftig emporblühen konnten, liegt auf der Hand. Sie vermitteln ja den Verkehr, den Handel, bilden also den nächsten Absatzmarkt für die Erzeugnisse der Landwirtschaft und sorgen durch Gewerbe und Industrie teilweise für die Verarbeitung, für die Herstellung zum Gebrauch oder zum Versand usw. jener Produkte. Das Städtchen Blumenau zählt heute zirka 1500, Joinville zirka 3000 Einwohner. Exportartikel sind vornehmlich Butter, Schmalz, Máte, Tabak, Zucker.

Um Irrtümern vorzubeugen, will ich bemerken, daß der Versand in der Hauptsache sich nur auf das eigene Land erstreckt. Produkte, die sich auf dem Weltmarkt als absatzfähig erwiesen haben, hat die hiesige Landwirtschaft noch nicht hervorgebracht. Es ist dies wohl hauptsächlich in dem vorherrschenden Kleinbetrieb begründet, dann aber auch in dem sich mehr und mehr fühlbar machenden Mangel einer Bahnverbindung, die von der Küste durch das Siedlungsgebiet nach dem Hochplateau führen müßte, um das dortige Hinterland nicht nur der Kolonisation, sondern dem Handel und Verkehr zu erschließen. Daß durch eine solche Kommunikation die ganze Besiedlungsarbeit erheblich gefördert würde, ist zu einleuchtend, um noch mehr darüber zu sprechen. Daß dann auch für die Städte Blumenau und Joinville eine neue Ära anbrechen wird, dürfte ebenfalls unzweifelhaft sein. Und wie die ackerbautreibenden und viehzüchtenden Kolonisten, so würde auch für die beiden „Stadtplätze“, in denen — trotz des gewaltigen Aufschwunges aus einem Nichts heraus — doch nur die kleine Industrie, das kleine Agenturgeschäft, das kleine Handwerk vorherrschend sind, sehr bald der Klein-

betrieb, die oft kleinliche Wirtschaft mit der unvermeidlichen Zersplitterung der Kräfte und den sonstigen Mängeln aufhören.

Man mag mich hierbei nicht mißverstehen. Denn was die Bewohner von Blumenau und Joinville in kurzer Zeit und aus sich selbst heraus, aus eigener Kraft, geschaffen haben, verdient volle Anerkennung. Abgesehen von der leidigen Vereinsmeierei, die namentlich von dem jüngeren, etwas vergnügungssüchtigen Geschlecht Joinvilles eifrigst gefördert wird und absonderliche Blüten treibt, sind in beiden Ortschaften die wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse in einer durchaus gesunden Entwicklung begriffen. Die zahlreichen Kaufläden und Geschäfte, Fabriken und Mühlen und Brennereien, die Kirchen und Schulen, auf deren Bestehen und Weitergedeihen die größte Sorgfalt verwendet wird — alles das spricht für das Wollen und Können der Bewohner. Und das um so mehr, wenn man bedenkt, daß die „Begeisterung“ und die „Opferwilligkeit“ des alten Vaterlandes für seine zu Pionieren gewordenen Brüder im Auslande lächerlich gering war und leider bis auf den heutigen Tag geblieben ist.



IX.

## Itajahý. Rio Grande do Sul und die Deutschen. Lagoa dos Patos. Durch die Barre nach Porto Alegre. Klima. Handel, Gewerbe und Industrie. Deutsche Bauern und das Deutschtum. São Leopoldo. Die Mucker.

Das schöne Itajahý lag hinter mir; das schöne, nicht, wie man häufig hört und liest, das alte. Gedankenlos wird nachgesprochen, was irgendwo mal jemand irrtümlich behauptet hat. Itajahý ist eben nicht so alt. Die frühesten Aufzeichnungen datieren aus dem Jahre 1824, und erst Mitte der dreißiger Jahre wurde diese kleine Ansiedlung zu einem Marktflecken erhoben. Bedeutend älter, aus dem 17. Jahrhundert stammend, ist dagegen das nahebei, etwas nördlicher gelegene Armaçao de Itapocaróy, mit alten, zerbröckelten Häusern aus dickem Mauerwerk, deren verwitterte Fensterbogen und grünumrankte Pfeiler ernst hinunterblicken auf die liebliche, blauglitzernde Bucht. Und ein anderes kleines Fleckchen, Coloninha geheißen, erzählt uns von der allerältesten deutschen Ansiedlung in dieser Gegend. Indessen nur ein Versuch. Jene deutschen Pioniere hielten es hier nicht lange aus; die meisten zogen weiter landeinwärts, nach dem Gaspar, in die Gegend des heutigen Blumenau, lange bevor Dr. Blumenau seine Kolonie begründet hatte.

Itajahý, das heute etwa 3000 Einwohner, darunter ungefähr 600 Deutsche, zählt, ist eigentlich nur Hafen- und Handelsplatz. Die wenigen, aber meist recht langen Straßen sind breit und gut gepflastert und laufen in der Hauptsache dem Hafen parallel. Das saubere Städtchen mit seinen kleinen hellschimmernden Häusern besitzt zwei Kirchen, eine Kapelle, drei Schulen, davon eine deutsche, und ein Theater. Erwähnenswert ist die große Fabrik von Zigarrenkisten eines Deutschen, wo mittels Maschinenbetriebes mächtige Zedernstämme zu Brettern und Brettchen für obengedachten Zweck zerschnitten werden. Mehrere Sägen, zehn Dampfhobelmaschinen und eine Tischlerei sind hier in Tätigkeit. Das Holz wird aus dem Staate Santa Catharina geliefert, während die fertig zugeschnittenen Brettchen ihren Absatz nach Bahia und Rio Grande do Sul finden.

Das ganze Munizip Itajahý umfaßt etwa 10 000 Seelen. Der Boden, durchweg Schwemmland, ist recht fruchtbar und zeigt prächtige Weideflächen. Die Felder werden fast alle schon mit dem Pflug bearbeitet. Mais gedeiht vorzüglich, ebenso auch Kaffee, Banane und Zuckerrohr. An dem fruchtbaren Mündungsgebiet des großen und kleinen Itajahýflusses gelegen, bildet das Land eine weitgedehnte Ebene, die nach der einen Seite von dem Meer, sonst aber von herrlich bewaldeten Höhenzügen umkränzt wird, aus denen der Morro do Bahú, der Sargberg, scharfkantig hervorragt. An schönen Szenerien fehlt es hier nicht. Daß diese ganze Gegend, mit Brusque und Blumenau und dem Besiedlungsgebiet als Hinterland, einer schönen, entwicklungsfähigen Zukunft entgegensehen darf, kann wohl als sicher gelten, und mancher Industriezweig kann und wird hier noch emporblühen. So sind zum Beispiel gerade hier die Verhältnisse äußerst günstig zur Errichtung einer Papierfabrik, die ja doch über kurz oder lang einst kommen wird. Das Rohmaterial ist in nächster Nähe; der Transport desselben läßt sich auf den Flußläufen per Boot leicht be-

werkstelligen, und zum Versand ist der Hafen gleich nahebei. So ist eben alles bei der Hand.

Jetzt liegt das schöne Städtchen mit seiner freundlichen und tätigen Bevölkerung hinter mir. Auf sturmgepeitschten, schäumenden Wogen trägt mich der wackelige Küstendampfer des „Lloyd Brazileiro“ südwärts. Eine häßliche, stürmische Fahrt war es, häßlich und eintönig, entlang an dieser flacher und flacher werdenden sandigen Küste. Abgesehen von den Mündungen einiger Flüsse, gibt es hier kaum irgendwelche Einschnitte und Vorsprünge, und daher auch keine Häfen. Nur bei Torres, ziemlich an der Grenze der beiden Staaten Santa Catharina und Rio Grande do Sul gelegen, wo der Strand an Stelle des Sandes Felsengestein zeigt, würde sich vielleicht einmal ein Hafen einrichten lassen. Damit wäre dann aber auch von selbst eine direkte Verbindung der Küste mit Porto Alegre, der Hauptstadt des Staates, gegeben, und die zeitraubende Schiffahrt weiter südwärts nach Rio Grande und von da wieder nach Norden durch die Lagoa dos Patos bis Porto Alegre wäre vermieden. Viel Zeit und viel Geld würden durch so eine einmalige Ausgabe gespart werden. Ich erinnere nur daran, daß unter anderem jährlich allein für Instandhaltung der versandenden Fahrstraße in jener flachen Lagoa zirka 700 000 Mark ausgegeben werden. Dazu kommen die nicht gerade geringen Gebühren der einzelnen Schiffe, und dann doch noch die stete Gefahr, unerwartet auf einer der vielen Sandbänke oder Untiefen festzusitzen! Alles das ließe sich durch Hafenanlagen bei Torres und durch eine Bahnverbindung von da nach Porto Alegre, die nur etwa 200 Kilometer lang sein würde, vermeiden.

Welche anderen Entfernungen stehen dieser verhältnismäßig kurzen Strecke gegenüber! Von Torres bis Rio Grande beträgt die Luftlinie zirka 400, und von Rio Grande bis Porto Alegre 240 Kilometer, das macht zusammen zirka 640 Kilometer!

An einem trüben Morgen langten wir vor der Barra do

Rio Grande an. Ein Lotse kam an Bord, um den Dampfer zwischen den gefährlichen Stellen hindurch zum Hafen zu bringen. Sandiges Flachland lauert links und rechts, hier und da mit einigen Häusern und grünen Fleckchen. Im allgemeinen aber überall Sand, dünenartige Sandberge, die sich grell von dem grauen Horizont abheben, und in der Mitte wirbelnde, gurgelnde Wasser, schmutzig-braun von dem Schlamm, den der Sturm aufgewühlt hat. Dazu der trübe, wolkenzerrissene Himmel — und man hat ungefähr ein Bild von dieser öden Melancholie. Kaltfeuchte Prosa durchfröstelt die Seele.

Mitten in solchem sandigen, niedrigen Terrain, das vielfach Überschwemmungen ausgesetzt ist, erhebt sich auf einem halbinselartigen Vorsprung die Stadt Rio Grande do Sul mit ihrem Hafen. Über letzteren führt der einzige Seeweg des Staates nach außen, und hieraus erklärt sich die Bedeutung des Platzes für Handel und Verkehr, insbesondere für den Export, der keineswegs gering zu bemessen ist. So erreichte zum Beispiel die Ausfuhr des Staates Rio Grande do Sul

im Jahre 1902 den Wert von zirka 51 Millionen Mark
„ „ 1904 „ „ „ „ 57 „ „
„ „ 1905 „ „ „ „ 56 „ „

Der Einfluß deutscher Einwanderung auf solche günstige Gestaltung des Handels ist unverkennbar. Der Hauptwert der Ausfuhr besteht aus Produkten der Viehzucht und Landwirtschaft, und zwar entfallen durchschnittlich auf Produkte der Viehzucht etwa 60 bis 64, auf die der Landwirtschaft zirka 24 Prozent. Die wichtigsten Exportartikel bilden hierbei Schmalz — jedenfalls dem „amerikanischen“ Schmalz vorzuziehen —, Bohnen, Farina, Tabak, Häute und Schweinefleisch. An der Gesamtausfuhr ist die Industrie mit nur ungefähr 12 Prozent beteiligt; ein, wenn auch nicht vollgültiger, Beweis dafür, daß Industrieerzeugnisse, wie zum Beispiel Eisenwaren, Maschinen, Tuche, Glas- und Steingutwaren, noch immer vom Auslande importiert werden müssen.

Und dieser tatsächliche Warenimport ruht fast gänzlich in deutschen Händen. Bedenkt man ferner, daß das durch Einwanderung deutscher Ansiedler entstandene deutsche Element im Staate Rio Grande heute auf etwa 250 000 Köpfe zu veranschlagen ist, daß dieses Element aus alter Anhänglichkeit — zum größten Teil wenigstens — nach deutschen Waren verlangt, dann wird man ermessen können, von welcher Bedeutung eine richtig geleitete Einwanderung hierher, und nach Südamerika überhaupt, für unseren Handel und unsere Industrie werden muß. Ich sehe hierbei völlig ab von dem natürlichen Austausch von Rohprodukten gegen Industrieerzeugnisse, der uns allmählich in wirtschaftlicher Beziehung unabhängig macht von anderen Ländern, wie zum Beispiel Nordamerika, Australien usw.

Tatsache ist, daß heute der Haupthandel mit Deutschland betrieben wird, während vor Beginn der Einwanderung von Deutschen fast nur englische Firmen im Vordergrunde standen und von einem Absatz deutscher Waren kaum die Rede sein konnte.

* * *

Was wäre der Staat Rio Grande do Sul ohne die Deutschen? Sicherlich nicht halb das, was er — in wirtschaftlicher und kultureller Beziehung — heute ist. Von der Entwicklung der deutsch-brasilianischen Bevölkerung hängt die Zukunft Rio Grande do Suls ab. Das Wohl der ersteren wird auch das des letzteren sein.

Rio Grande ist ein reiches Land, und zwar hauptsächlich deshalb, weil Klima und Bodenverhältnisse es zu einem Ackerbaustaat erster Güte prädestinieren. Hier in den Südstaaten Brasiliens, und namentlich in Rio Grande do Sul, wohnen bereits Hunderttausende von Deutschen; sie sprechen, denken und fühlen noch deutsch. Wenn man ihnen von der alten Heimat, ihrer Entwicklung, ihrer Größe und Macht erzählt,

da leuchten ihre Augen; sie sind noch stolz auf ihre deutsche Abstammung. Helft ihnen, diesen deutschen Geist erhalten! Schickt ihnen geeignete Auswanderer, mehr Hände, mehr Bildung, frischen deutschen Geist und Wagemut, frisches Blut und auch Geld!

Wenn die alte Heimat es versteht, die geistigen und wirtschaftlichen Bande mit Südbrasilien fester zu knüpfen, sicherlich wird dies einer der getreuesten und besten Abnehmer für die deutschen Industrieprodukte werden und bleiben, und kein Land wird den Volksüberschuß der alten Heimat herzlicher aufnehmen, als die südlichen Staaten Brasiliens.

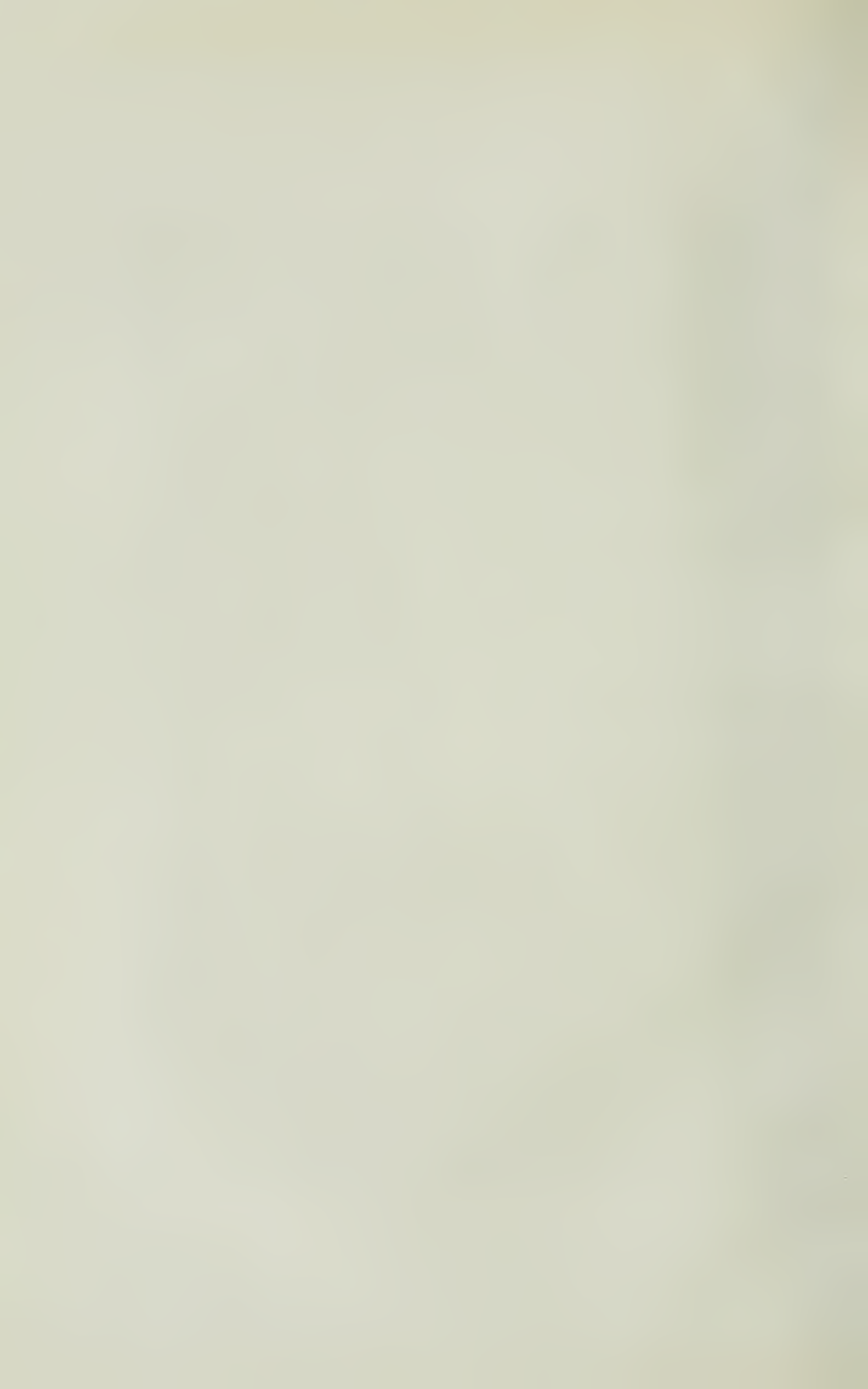
Von den im Staat Rio Grande do Sul lebenden 250 000 Deutschen wohnen etwa 10 000 in der den Mittelpunkt des Deutschtums bildenden Stadt Porto Alegre, während in den Hafenstädten Rio Grande und Pelotas zirka 2000 sitzen mögen. Fast alle gehören dem Handelsstande an, nur wenige davon dem Handwerksstande. Der ganze große Rest aber befindet sich als Siedler, als Ackerbauer oder Viehzüchter im Innern des gewaltigen Landes, das mit 236 553 qkm Fläche fast der Hälfte des Deutschen Reiches gleichkommt und nur zirka 1 200 000 Einwohner zählt.

Außer den 250 000 Deutschen leben dort zirka 100 000 Italiener, 20 000 Polen, Böhmen und andere.

Wie in Santa Catharina, so haben sich auch in Rio Grande do Sul die eingewanderten Deutschen und ihre Nachkommen hauptsächlich in den zahlreichen Siedlungen des Landes niedergelassen. So z. B. finden sie sich in der Nähe von Pelotas an der Serra dos Tapes. Die älteste deutsche Ansiedlung hat ihren Ursprung schon in den zwanziger Jahren (1824) bei São Leopoldo, nördlich von Porto Alegre, am Rio dos Sinos, und verbreitete sich von hier aus nach Hamburgerberg und in die Gegend des heutigen Taquará. Viele Kolonisten gingen später nach dem Flußtale des Cahy, wo dann São Sebastião de Cahy, São João do



Straße in Joinville.



Montenegro usw. entstanden sind. Westfalen waren es, die sich am Taquary, in der Nähe von Estrella, und auf dem westlichen Ufer des Taquary, bei Lageado, ansiedelten. Noch andere faßten weiter westlich am Pardinho festen Fuß, wo später das so stattliche, 2000 Seelen zählende Santa Cruz entstand, während eine weitere Gruppe in der Nähe von Cruz Alta auf dem Hochlande sich bildete. In Cruz Alta selbst sind zwar nur wenige Deutsche; aber 50 Kilometer von dort entfernt liegt Neu-Württemberg, das ausschließlich von Deutschen bewohnt ist. Etwa 40 Kilometer westlich von dieser Kolonie ist die Regierungskolonie Ijuhy entstanden, in welcher sowohl Reichsdeutsche wie auch Deutsch-Österreicher und Schweizer neben zahlreichen Slawen sitzen. Daran schließen sich Santo Angelo, Comandahy, Serro Azul, Guarany und andere.

Die Stadt Rio Grande zählt etwa 20 000 Einwohner. Im Jahre 1737 gegründet, blühte sie als Durchgangspunkt für den gesamten Schiffsverkehr schnell empor, büßte aber bald an Bedeutung ein, nachdem die Städte Porto Alegre und Pelotas entstanden waren.

Wenn auch die Kaianlagen recht gut und solide sind, die Straßen und Gebäude der Stadt ein sauberes Aussehen haben und mehrere Fabriken, Spinnereien und Webereien, Zigarrenfabriken usw. von dem zielbewußten Streben der Bewohner auf gewerblichem und industriellem Gebiet zeugen, so ist doch der Gesamteindruck, den man von dem Orte selbst und seiner Umgebung erhält, kein freundlicher, kein befriedigender. Vielmehr hat man das Empfinden, als ob hier inmitten einer unschönen, dürren Natur ein kaltes „Etwas“ künstlich gezüchtet werde. Das Antlitz Rio Grandes mit der starren Häuserfront erschien mir fast wie das glattrasierte, ausdruckslose, kalte Gesicht eines hartherzigen Engländers.

Gegenüber dieser Hafenstadt liegt in einer noch öderen

Umgebung das kleine Dorf São José do Norte. Wie auf dem Wasser schwimmend heben sich seine Häuser und Kirchtürme unmittelbar vom Horizont ab, schläfrig und träumend, melancholisch herüberblickend über den trüben Wasserspiegel und die kahlen Sandflächen. Die Luft ist ruhig, so voll stiller Schwermut und Sehnsucht nach Frühlingssturm und Sommerglut.

Erst weiter nordwärts gestaltet sich die Szenerie anders. Grüne Ufer grüßen herüber, bewachsen mit Schilf und niedrigem Buschwerk. Auf saftigen Weideflächen sieht man große Rinderherden; langgedehnte Gebäude kommen zum Vorschein, und neben ihnen sind Hunderte und Hunderte von Holzgerüsten, ähnlich den Turnbarren, aufgeführt. Es sind die Gebäude einer Xarqueada, einer Schlächterei, in der jährlich Tausende von Rindern geschlachtet werden. Diese Massenarbeit beginnt gewöhnlich im November und dauert bis Juni. Das Fleisch wird gesalzen, in der Sonne getrocknet und als Dörrfleisch (Xarque oder Carne secca) in den Handel gebracht. Die gewonnenen Felle und Häute werden meistens nach Europa ausgeführt. Während die Knochen als Heizmaterial Verwendung finden, geben Rinderfett und Talg sowie die geräucherten Zungen einen wichtigen Handelsartikel. Man hat berechnet, daß pro Jahr durchschnittlich mehr als 500 000 Stück Vieh in den Xarqueadas geschlachtet und verarbeitet werden.

Gleichsam das Zentrum dieser Schlächtereien und der damit im Zusammenhang stehenden Industriezweige bildet die an der Mündung des Rio S. Gonçalo gelegene Stadt Pelotas. Obgleich sie bedeutend später als Rio Grande gegründet ist, etwa gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, zählt sie heute doch schon mehr als 36 000 Einwohner und hat sich im Laufe der Zeit zu einer ganz bedeutenden Fabrikstadt entwickelt. So gibt es hier zum Beispiel mehrere große Gerbereien und Schuhfabriken, Seifen-, Licht- und Margarinefabriken. Neben solchen Großbetrieben behauptet sich das Gewerbe recht gut,

namentlich auf dem Gebiete der Lederverarbeitung, wie zum Beispiel die Sattlerei und Schuhmacherei. Abgesehen aber von dieser gedeihlichen Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens hat Pelotas nichts Besonderes aufzuweisen. Wer dort etwas Schönes zu finden erwartet, wird sehr enttäuscht sein. In seiner Bauart gleicht es der portugiesischen Stadt Laurenço Marques an der Delagoabai Südafrikas. Dieselben öden Straßen, dieselben einförmigen, niedrigen Häuser im portugiesischen Stil mit geschmackloser Front und noch geschmackloserem Anstrich; derselbe Vegetationsmangel — kurz, dieselbe öde Langeweile, die dem Beschauer aus allen Straßen und Plätzen entgegenweht. Auch das schwarze Element tritt hier ebenso hervor wie dort, allerdings lange nicht in dem Maße, wie ich es in Bahia gesehen habe.

Von Pelotas gelangt man in die eigentliche Lagoa dos Patos, das heißt „Entensee". Mehr als 200 Kilometer lang und zwischen 30 und 60 Kilometer breit erstreckt sich diese einem mächtigen Haff ähnliche Lagoa von Südwesten nach Nordosten, eine schmale „Nehrung" zwischen sich und dem Ozean stehen lassend. Die Tiefe ist nur gering; angeschwemmte Inselchen und wechselnde Sandbänke erschweren die Schiffahrt, so daß es nötig wurde, den schmalen Wasserweg durch eine große Anzahl Bojen und durch Leuchttürme zu kennzeichnen.

Etwa nach zweistündiger Fahrt von Pelotas treten die Ufer immer mehr zurück; das saftig frische Grün verschwindet, und bald hat man zu beiden Seiten nur noch einen schmalen dunkeln Streifen, das flache, kahle Land. Nur ab und zu einige hochragende Bäume; dafür aber um so mehr hellglänzende Sandhügel und weitgedehnte Sandflächen, so daß es hier im Grunde genommen recht öde und eintönig aussieht. Alles ruht stumm und ernst im hellen Sonnenglanz. Und würden nicht einige Segelboote oder ein paar kreischende Möwen etwas Leben in dies trostlose Bild bringen, man könnte

sich des leise heranschleichenden Gefühls einer Mißstimmung kaum erwehren. — — —

Und wieder war es ein Morgen, heiter und frisch und strahlend im goldigen Schein des Tagesgestirns, als unser Dampfer in den Hafen von Porto Alegre einlief. Neugierig, lachend blickte der junge Tag vom rötlich gesäumten Höhenrand herab auf die freundliche Stadt, den „fröhlichen Hafen". Denn das ist ja die Bedeutung des Namens „Porto Alegre".

Als in den mit wechselndem Glück zwischen Spaniern und Portugiesen geführten Kämpfen um den Besitz des heutigen Uruguay der Gouverneur Figueiredo von den Spaniern aus Rio Grande vertrieben wurde, flüchtete er 1773 nach einer kleinen Niederlassung an der Ausmündung des Guahyba und nannte sein neues Heim „Porto Alegre". Der bis dahin unbedeutende Ort blühte rasch empor. Das durch die Einwanderung und Kolonisierung immer mehr erschlossene Hinterland trug in erster Linie zu seinem Wachstum bei, derart, daß heute Porto Alegre nicht nur zum Stapelplatz für die ganze Einfuhr und Ausfuhr, sondern auch zu einer der wichtigsten Handels- und Hafenstädte hat werden können.

Die Zahl der Bewohner kann wohl auf 70 000 bis 80 000 geschätzt werden; auch wird man nicht fehlgehen, wenn man die hier lebenden Deutschen, das heißt die deutschsprachliche Bevölkerung, also — wenn man den Unterschied nun mal machen will — Reichsdeutsche und Bewohner deutscher Abstammung, auf etwa 9000 bis 10 000 veranschlagt.

Bei der Einfahrt in den Hafen ist der Anblick der Stadt in der Tat hübsch und freundlich. Auf hügeligem Terrain gelegen, erscheint sie fast amphitheatralisch aufgebaut, an ihrem Fuß die inselreichen Gewässer des Guahyba und Jacuhy, in ihrem Rücken die blauen Höhenzüge der Serra Geral. Im Sonnenschein flimmern die hellen Häuser; hoch ragen die blinkenden Türme der einzelnen Kirchen über die bunte Dächer-

welt empor, und wild reckt sich die mächtige Doreskirche auf, als ob sie geisterhaft und drohend herüberwinken wolle. Und unten auf dem Wasser, auf glitzernder blauer Flut wimmelt es von schlanken Booten und plumpen Lastkähnen, von Seglern und Dampfschiffen, die da kommen und gehen. Ein farbenfrisches Bild voller Leben und Tätigkeit. Indessen — „das ist nur äußerlich". Das Innere der Stadt entspricht nicht ganz ihrer glänzenden Gewandung, mit der sie sich für den ankommenden Fremden herausputzt. Die Straßen und Plätze sind zumeist regelmäßig und breit, sie sind auch gepflastert; aber „fragt mich nur nicht wie!" Krumm und buckelig, fast wie daheim in einigen kleinen Städten Westpreußens. In den Rinnsteinen fließt das schmutzige Wasser oder — fließt auch nicht, sondern häuft sich an einzelnen Stellen zu kleinen Lachen an, in denen sich Unrat und Schmutz und Abfälle ein reizendes Stelldichein geben. Die Reinlichkeit, die ich zum Beispiel in São Paulo auf Schritt und Tritt vorfand, vermißte ich hier sehr.

Eine der Hauptstraßen ist die Rua dos Andradas. Dort befinden sich die großen Luxusgeschäfte und geschmackvollen Läden für den Kleinverkauf. Dort promeniert in den kühlen Nachmittagsstunden die elegante Welt oder trifft sich in den schattigen Anlagen der großen Praça da Alfandega, an der die Straße vorüberführt. Im Gegensatz zu Pelotas, das mit seinen glatten, einförmigen Straßenfronten erdrückend langweilig wirkt, bietet Porto Alegre in seinen Häuserbauten eine dem Auge angenehme Abwechslung, die selbst dort zutage tritt, wo die Geschäftshäuser für den Großverkauf sich befinden, wie zum Beispiel in der Nähe des Hafens, in der „Rua 7. de Setembro". Hier liegt auch die geräumige, recht praktisch eingerichtete Markthalle; ferner das große Kriegs- und Marinearsenal und das Gefängnis, das schon bei der Einfahrt in den Hafen dem Ankommenden als das größte Gebäude leider zuerst in die Augen fällt. Für den Verkehr mit den einzelnen Vorstädten

sorgen mehrere Straßenbahnen, deren Wagen von Maultieren gezogen werden. Für das Unterrichtswesen ist verhältnismäßig viel getan, und Porto Alegre besitzt heute eine ganz stattliche Anzahl von Elementarschulen, einige deutsche Schulen, ein Seminar, ein Gymnasium und eine Militärschule. Mehrere große Krankenhäuser, ein Armenasyl und ein Waisenhaus zeugen von dem Wohltätigkeitssinn der Bevölkerung.

Porto Alegre nimmt im Handel und in der Industrie eine hervorragende Stelle ein, und gerade das deutsche Element ist es, das auf diesem Gebiet unverkennbar in den Vordergrund tritt. Es verkörpert sozusagen den wohlhabenden Kaufmannsstand, den besseren Fabrikanten- und Handwerkerstand. Der größte Teil von Industrie und Handel liegt eben auch hier in deutschen Händen. Abgesehen von einigen, Gott sei Dank, recht wenigen ängstlichen Gemütern, die aus steter „Rücksichtnahme“ und lächerlicher Angstmeierei überall eine Gefahr wittern und infolgedessen, nur leere Worte kennend, sich skrupellos dorthin neigen, wo der Erfolg sein Zepter schwingt — abgesehen von diesen paar Molluskenseelen, muß man rückhaltlos anerkennen, daß sich das Deutschtum hier aus kleinen Anfängen zu kraftvoller Blüte entwickelt hat und erfreulicherweise mit gesundem Sinn seine richtige Stellung herausfühlt. Ich meine nicht jene, die Theoretiker und Fanatiker predigen, sondern jene, die durch die Verhältnisse vorgeschrieben und von der Vernunft gelehrt wird, und die sich in den Worten kundgibt:

„Wir sind Deutsche nach unserer Abstammung, nach Sprache, Erziehung, Sitte und nach Art, aber wir sind treue, gehorsame Bürger des brasilianischen Staates, in dem wir eine zweite Heimat gefunden haben!“

Erfreulicherweise — und das kann nicht genug betont werden — hat diese Auffassung heute mehr und mehr Eingang gefunden — auch in gewissen Kreisen des Yankeelandes sowie im „Nebellande jenseits des Kanals“.

Zahlreich sind die Dampfsägereien, die sich in Porto Alegre und seiner Umgebung befinden und fast ausschließlich von Deutschen geleitet werden. Ähnlich steht es mit den Möbelfabriken, die das Rohmaterial des Landes verwenden, während die vielen Eisengießereien und Maschinenfabriken ihr Rohmaterial aus Europa beziehen und für die einzelnen Industriezweige des Landes verarbeiten. Namentlich werden hier Dampfkessel, landwirtschaftliche Maschinen und Geräte, Öfen, Gitter, alle Baubeschläge usw. angefertigt. Auch die Textilindustrie ist durch eine große Baumwollspinnerei und -Weberei sowie durch eine Strumpfwarenfabrik vertreten. Erstere beschäftigt zirka 300, letztere etwa 100 Arbeiter. Daß in einem Orte wie Porto Alegre auch das Gewerbe, wie Schlosserei, Klempnerei, das Tischler- und Schmiedehandwerk usw. gedeihen, bedarf keiner Frage.

Das Klima ist gesund; die mittlere Temperatur schwankt je nach der Höhenlage zwischen 18 und 24 Grad Celsius. Für Porto Alegre zum Beispiel, das + 42 Meter über dem Meeresspiegel liegt, beträgt die mittlere Sommerwärme zirka 23 Grad Celsius. Die heiße Jahreszeit fällt zwischen Oktober und März. In der kalten Jahreszeit, also April bis September, beträgt die mittlere Temperatur 15 Grad Celsius; indessen zeigt dann das Thermometer auf dem Hochland oft weniger als 0 Grad, und Reif und Eis gehören dort nicht zu den Seltenheiten. Auch Schneefälle sind dann auf der Serra nicht selten; doch bleibt der Schnee nie liegen. Überhaupt fehlen dem Lande die extremen klimatischen Erscheinungen. Die große Hitze wird fast regelmäßig durch den kalten, von Süden kommenden Pampeiro vertrieben, der sofort eine wieder erträgliche Temperatur herbeiführt.

Dem Einfluß dieser günstigen klimatischen Verhältnisse ist es zuzuschreiben, daß Fiebererkrankungen nur selten oder gar nicht vorkommen.

* * *

Von Porto Alegre führt eine Bahn in nördlicher Richtung über Canoas nach São Leopoldo und Novo Hamburgo, und von hier weiter nach Sapyranga und Taquará. Der Staat Rio Grande do Sul besitzt insgesamt 1500 Kilometer Eisenbahnen, die sämtlich unter Verwaltung einer belgischen Gesellschaft, der Viação, gestellt sind.

Weit dehnt sich das Flachland, nahe an der Stadt beginnend, nach Norden aus. Meistens ist es Weideland, durchsetzt mit sumpfigen Stellen, auf dem große Rinderherden ihre Nahrung suchen. Daß dies Gelände, unmittelbar an die Stadt anschließend und somit in direkter Verbindung mit dem großen Absatzmarkte stehend, nicht zu anderen Zwecken Verwendung findet, ist zum mindesten befremdend. Gartenanlagen für Gemüsezucht, Ackerbau und unter anderem Reisplantagen würden sich hier in Anbetracht der denkbar besten Verbindung nach dem Markte hin vorzüglich rentieren.

Selbst in einer Entfernung von 30 Kilometer schwindet dieser ebene Charakter der Landschaft nicht, und auch São Leopoldo, zirka 33 Kilometer von der Hauptstadt entfernt, zeigt in seiner Umgebung noch recht sumpfigen Boden. Von hier ab wird das Land hügelig; die Ausläufer der Serra do mar machen sich bemerkbar. Erwähnenswert ist, daß die Wagen der Eisenbahnstrecke Neu-Hamburg — Taquará hier selbst aus einheimischem Material angefertigt sind. Zum Bau ist Zedernholz verwendet worden, und abgesehen von der großen Breite im Verhältnis zur Spurweite (1,0 Meter), sind die Wagen äußerst geräumig und bequem. Man wird auch hier ein allmähliches Erstarken und Selbständigwerden der Landesindustrie nicht verkennen können. Die volle Bedeutung dieser Bahn indessen wird erst zum Vorschein kommen, wenn dereinst Torres zum Hafen gemacht sein wird. Denn von Taquará bis Torres beträgt die Entfernung in der Luftlinie nur noch 100 Kilometer. Damit wäre die so wünschenswerte direkte Verbindung von Porto Alegre mit dem Meere geschaffen.



Wohnhaus eines deutschen Kolonisten im Staate Santa Catharina.



Die Stadt São Leopoldo, am Rio dos Sinos gelegen, ist aus der ältesten deutschen Kolonie des Staates Rio Grande entstanden, die im Jahre 1825 von Kaiser Dom Pedro I. mit 126 ausschließlich deutschen Siedlern gegründet wurde. Trotz der recht ungünstigen Umstände in damaliger Zeit, der politischen Wirren, der Bürgerkriege, und trotz der in den ersten Jahren teilweise vorhandenen unlauteren Elemente, haben sich das Munizipium und die Stadt überraschend schnell entwickelt. Im Jahre 1854 zählte die Kolonie schon 11 000, und 1863 sogar 14 652 Köpfe. Heute besitzt das blühende Munizip São Leopoldo mehr als 30 000, die Stadt selbst etwa 8000 Einwohner, die zum größten Teil deutscher Abkunft sind.

Die ganze Gegend zeigt hier deutsches Gepräge. Meilenweit kann man reiten, und hört nur deutsche Worte. In der Hauptsache sind dort Rheinländer und Hannoveraner ansässig, während weiter nordwärts Landarbeiter aus Pommern und Westfalen sich angesiedelt haben.

Brasilianer, Mischlinge und Schwarze trifft man verhältnismäßig wenig. Die Straßen sind breit, zum Teil gepflastert und laufen alle in schnurgerader Richtung. Die Wohnhäuser machen durchweg einen behäbig freundlichen Eindruck. Da der Ort so ziemlich den Mittelpunkt des dortigen Ansiedlungsgebietes bildet, ist es erklärlich, daß Handel und Gewerbe namentlich seit Fertigstellung der Eisenbahn einen großen Aufschwung nehmen. Das Handwerk gedeiht dort gut, und eine Zündholzfabrik ist bestrebt, soweit als angängig nur einheimisches Material zu verwenden. Sie bezieht heute bloß noch die Chemikalien vom Auslande.

In São Leopoldo befindet sich auch das berühmte Jesuitenkolleg mit etwa dreihundert nach militärischem Vorbilde uniformierten Schülern, und in einem anderen großen Institut, einer Mädchenschule, leiten Franziskanerinnen die Erziehung von fast ebensovielen Schülerinnen. Auf einem Hügel, etwas

außerhalb der Stadt gelegen, erhebt sich das schon von weitem sichtbare prächtige Krankenhaus der Gemeinde.

Es war gerade Allerseelentag, als ich mich in São Leopoldo aufhielt. Scharenweis pilgerten die Bewohner mit Kränzen und Blumen hinaus zum Kirchhof, zu Fuß, zu Wagen und zu Pferde. Überwiegend waren die „Berittenen". Denn hier reitet fast alles, Männer, Frauen und Kinder, und alle Besorgungen, Besuche, Geschäfte, Einkäufe usw. werden zu Pferde oder Maultier abgemacht. Männer und Jungen, alte Frauen und kleine Mädchen — alles bewegt sich hier per Sattel fort, selbst da, wo nach europäischen Begriffen die geringe Entfernung ein Aufsatteln des Reittiers gar nicht lohnen würde.

Und welch ein gesunder und blühender Menschenschlag! Alle groß und kräftig, frank und frei wie die Natur, die sie großgezogen hat. Was für prächtige Gestalten sah ich da unter den Männern! Gebräunte Gesichter mit markanten Zügen unter dem breitrandigen Filzhut; die Schultern und den Oberkörper bedeckt mit der faltenreichen Palla, einer Art Poncho; die Beine in den Bombachos steckend, der unendlich weiten Pluderhose, wie sie die Czikos in ihrer ungarischen Nationaltracht noch aufweisen; dann die schweren Reiterstiefel mit den großen Rittersporen; dazu das eigenartige, silberbeschlagene Zaum- und Sattelzeug: fürwahr, auf den ersten Blick eine fremdartige Erscheinung. Und doch sind alle jene Leute gute Deutsche und haben deutsche Namen und sprechen heute noch ihren deutsch-heimatlichen Dialekt. Ihre Vorfahren waren es, die mit schwieligen Fäusten und stahlharten Muskeln die Bresche in den fast undurchdringlichen Urwald legten und mit deutschem Fleiß blühende Besitzungen und Ortschaften geschaffen haben. Als ganz arme Leute sind sie seinerzeit eingewandert; heute besitzen die meisten von ihnen bedeutendes Vermögen; ein jeder aber hat zum mindesten seinen eigenen Grund und Boden.

Bereits 10 Kilometer nördlich von São Leopoldo wird das

Terrain hügelig und erreicht bei Hamburger Berg seine höchste Erhebung. Indessen erst jenseits von Sapyranga, das selbst wieder in einer stellenweis sumpfigen Talsenkung liegt, beginnt der eigentliche Aufstieg zur Serra. Sapyranga ist ein kleiner Flecken, sozusagen ein weitläufig gebautes Dorf, das ebenfalls in der Hauptsache von Deutschen und deren Abkömmlingen bewohnt wird. Nicht weit davon erheben sich zwei Bergkuppen, die „beiden Brüder“ (Dous Irmãos) genannt, und der „Muckerberg“, mit waldreichen Schluchten und Tälern.

„Muckerberg — — doch ein merkwürdiger Name,“ so dachte ich. „Gibt es hier, in dem freien Brasilien, denn auch Mucker?“ so fragte ich.

„O ja, die hat es gegeben, auch hierzulande, und viel Elend und Jammer haben sie über unsere Gegend gebracht, und viel Unheil haben sie angerichtet.“

So belehrte mich die freundliche Wirtin des Gasthofs, in dem ich zu kurzer Rast eingekehrt war, eine alte, rundliche, noch rüstige Frau, ihrer Größe nach aus einem Hünengeschlechte stammend.

„Ja,“ und dabei wiegte sie ihr graues Haupt — „ich habe jene schrecklichen Zeiten noch miterlebt. Ja — ja, das war fürchterlich! — — Viel Mord und Brand im ganzen Lande ringsum.“

„Na wieso, was gab es denn? War hier ein Aufstand oder sonst eine Meuterei?“

„Nein und ja! — Doch hören Sie, guter Herr, hören Sie!“

Ihre blaugrauen Augen funkelten lebhaft, und mit erregtem Antlitz sah sie mich fragend an. Dann ließ sie sich breit und behäbig in den großen, einfachen, aus Holz gezimmerten Lehnstuhl nieder und begann:

„Vor etwa dreißig Jahren war es, da gab sich die Frau des dort lebenden Zimmermanns namens Johann Maurer als — als — ‚Frau Christus‘ aus.“

„Was, als Frau Christus? Höre ich recht?" Ich muß wohl ein ziemlich verblüfftes Gesicht gemacht haben, und vor Schreck fiel mir die kurze Tabakspfeife beinahe aus dem Munde. „Wa—a—a—s?" wiederholte ich nochmals, ungläubig den Kopf schüttelnd.

„Ja, gewiß, lieber Herr, als Frau Christus!"

„Als Frau? — Wie paßt das zusammen? Christus selbst — nun — — das war wohl zu gewöhnlich; als ‚Frau Christus' — noch nicht dagewesen! Was?"

„Wahrscheinlich," nickte die Alte. — „Und die Menschen sind ja so dumm!" fügte sie nachdenklich hinzu. „Doch nun hören Sie! Ihr ‚Deutschländer' daheim wißt ja so wenig von unserem neuen Land und kümmert euch so wenig um eure deutschen Brüder hier draußen im brasilianischen Urwald, daß es Gott erbarm'. — Ja, es ist eine Sünd' und Schande! — — Doch ja — ich wollte Ihnen ja von den ‚Muckern' erzählen, die hier ihr Unwesen getrieben haben."

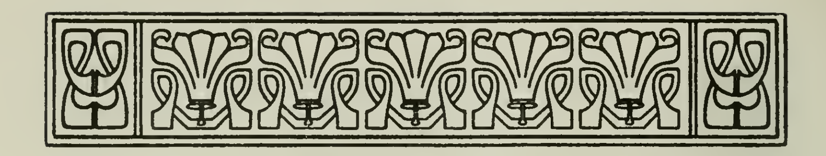
Und nun schilderte sie mir in ihrer schlichten, derben Art etwa folgendes:

Jakobine, so hieß jene hysterische Person, fand Glauben und Anhänger und gründete nun zusammen mit ihrem Manne in Sapyranga die „Muckersekte". Kommunismus und freie Liebe, mit Austausch von Weiblein und Männlein, wobei das Oberhaupt nicht zu kurz kam, wurden gepredigt, und — das Volk „gläubete". Auf dem vorgenannten Berge wurden befestigte Wohnungen angelegt, wie es hieß, zum Schutze gegen die sogenannten „Spötter", die Andersgläubigen. Verachtung und Haß gegen letztere stempelten sie eifrig zu einem Glaubenssatz. Der Fanatismus stieg derart, daß eines Tages beschlossen wurde, sämtliche Bewohner, die nicht zur Sekte gehörten, in einer bestimmten Nacht zu vernichten.

Da hob im Juni 1874 ein wüstes Morden und Brennen in dem sonst so friedlichen Tale an. Viele Gehöfte gingen in Flammen auf; die ahnungslosen Bewohner wurden auf die

gräßlichste Weise umgebracht; sogar kleine Kinder in der Wiege fanden keine Schonung. Was nicht rechtzeitig flüchten konnte, fiel unter den Kugeln und Messern der „Gläubigen“. Erst beim Anrücken von Militär zogen sich die „Mucker“ auf ihren befestigten Berg zurück, wo sie sich zur Wehr setzten und die wiederholten Angriffe der Truppen hartnäckig zurückschlugen. Endlich gelang es den Soldaten im Verein mit den deutschen Bauern, die ganze Muckergesellschaft zu überrumpeln und zum größten Teil aufzureiben. Nur wenige entkamen. Die „Frau Christus“ aber und andere Hauptpersonen fanden ihren Tod, und damit hatte die Sache ihr Ende erreicht. Unglaublich ist es, wie ein Weib durch geradezu abstruses Zeug die Leidenschaften der Männer entfesseln und durch eine Verquickung von Religion und Sinnlichkeit zum wahnwitzigen, blutigen Fanatismus steigern konnte. Ja, der schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn!

---



## X.

## San Jeronimo. Kohlen. Nach Santa Cruz. Deutsche Bevölkerung. Cruz Alta. Der Herva Máte-Tee. Neu-Württemberg. Deutsche Siedler.

Weiter nach Westen führt mich mein Weg hinauf den breiten Rio Jacuhy, dessen grünbewachsene Ufer sich flach und eben bis zum fernen Horizont dehnen. So gleichförmig niedrig ist dieses Gelände, daß die dunkelblauen Erhebungen der Serra do Herval kaum über die Kronen des nur mittelmäßig hohen Buschwerks herüberblicken. Dafür kommen um so mehr Weideflächen zum Vorschein, gleichsam wie frischgrüne Teppiche, hier und da eingestreut in das saftige Kolorit des schattigen Waldbestandes. Palmen treten nur vereinzelt auf, und dann in verkümmerter Gestalt, da die Blätter meistens abgeschnitten und als Viehfutter benutzt werden.

Vorbei geht es an dem Orte Triumpho, auf dem linken Ufer an der Einmündung des Taquary gelegen. Freundlich blickt die im Sonnenschein grell schimmernde Kirche hinüber zum anderen Ufer, wo langgestreckte Gebäude und hohe Schornsteine sichtbar werden. Es ist das Städtchen São Jeronymo, das einst durch die in seiner Nähe gemachten Kohlenfunde jählings aus dem Traumschlummer eines brasilianischen Dorfes emporgerüttelt wurde und nun mächtig vorwärts strebt.

Am Arroio dos Ratos, auf dem südlichen Ufer des Jacuhý, befinden sich nämlich ausgedehnte Steinkohlenlager, deren Reichtum durch Anlage von Bergwerken zutage gefördert wird. Diese Kohlenflöze sind die Ausläufer der Kohlenlager, die im Staate Santa Catharina bei Tuberão beginnen, an der Grenze verschwinden und dann bei Taquará wieder zutage treten. Die Mächtigkeit der Flöze wechselt von 1,5 bis 2 Meter. Die „S. Jeronymo Estrada de Ferro e Minas-Gesellschaft" ist hier tätig. Sie liefert jährlich etwa 15000 Tonnen für Fabriken, Eisenbahnen und Dampfer in Porto Alegre. Wenn diese Kohle wegen ihres Schwefelgehaltes auch gerade nicht zur ersten Qualität gehört — sie enthält ungefähr 35 Prozent schwer verbrennbarer Substanzen —, so ist sie für den Staat doch immerhin so wertvoll, damit wenigstens zum Teil den eigenen lokalen Bedarf decken zu können. Denn die gereinigte Kohle ist zur Fabrikation von Briketts sehr geeignet. Es ist wohl ausgeschlossen, daß sich hier die Vorgänge von Tubarãos Kohlenfeldern im Staate Santa Catharina wiederholen, wo eine englische Gesellschaft, anstatt die dortigen Lager auszubeuten, jahrelang wacker ihre eigene heimische Kohle importierte und den vertragsmäßigen Verpflichtungen nur zum Scheine nachkam, um dafür jahrelang die staatliche Zinsgarantie von 7 Prozent einzustreichen. Man kam endlich diesen Schlichen auf die Spur; aber das Geld hatten die britischen Schlaumeier nun einmal in ihrer Tasche, ohne die Gegenleistung erfüllt zu haben.

Der Kohlenbedarf Brasiliens beläuft sich in den letzten Jahren durchschnittlich auf mehr als 1 Million Tonnen. Diese Mengen liefert fast ausschließlich Großbritannien; das sind ungefähr 18 Prozent der britischen Gesamtausfuhr nach Brasilien. Bedenkt man die Höhe dieser jährlich aus dem Lande gehenden Summen Geldes, so wird ersichtlich, von welchem ungeheuren Werte die rationelle Ausbeute der brasilianischen Kohlenfelder einst sein wird.

Am Taquary, etwa 70 Kilometer von Porto Alegre entfernt, liegt das Dorf Margem, die Anfangsstation der den Westen des Landes erschließenden Eisenbahn. Während nach Norden zu sanft gewelltes Hügelland auftritt, bildet das Terrain südlich der Bahnlinie eine weite Ebene, auf deren grünen Weiden zahlreiche Rinderherden grasen, wo kleine Höfe, eingezäunte Gärten, wohlbestellte Äcker sich aus der Einförmigkeit abheben. Mais, Bohnen, Reis, auch Zuckerrohr sind hier die Hauptprodukte der Landwirtschaft, und eine gute Schweinezucht gibt den Bauern durch den Verkauf von Schmalz eine beträchtliche Einnahme.

Bei Conto, einer kleinen Station, die zirka 80 Kilometer von Margem und 150 Kilometer von Porto Alegre entfernt ist, entstieg ich dem rasselnden Bahnwagen. Mehrere bespannte Gefährte und gesattelte Pferde standen in der Nähe eines niedrigen, aus Lehm- und Ziegelfachwerk gebauten, etwas hinfälligen Hauses, der Dorfschenke. Fuhrleute und Reiter schwatzten laut durcheinander, bald in Brasilianisch, bald in Deutsch. Ein hübschgewachsener blonder Mann trat auf mich zu.

„Wollen Sie vielleicht nach Santa Cruz?“ fragte er auf Deutsch.

„Jawohl; aber wie komme ich dorthin?“

„Ich habe meinen Wagen hier und werde Sie hinfahren; ich erwarte noch jemand, den ich mitnehmen will.“

Wir wurden handelseinig, und bald saß ich in einem mit vier Pferden bespannten Planwagen neben einem Handlungsreisenden, die hierzulande allgemein „Musterreiter“ genannt werden, da sie reitend ihre Geschäfte besorgen und auf dem Maultier ihre Muster in großen Packtaschen mit sich führen. Der Fuhrmann setzte seine Maiszigarette in Brand, knallte mit der langen Peitsche — und vorwärts ging's auf der breiten, unregelmäßigen Straße nach Norden zu, nach Santa Cruz.

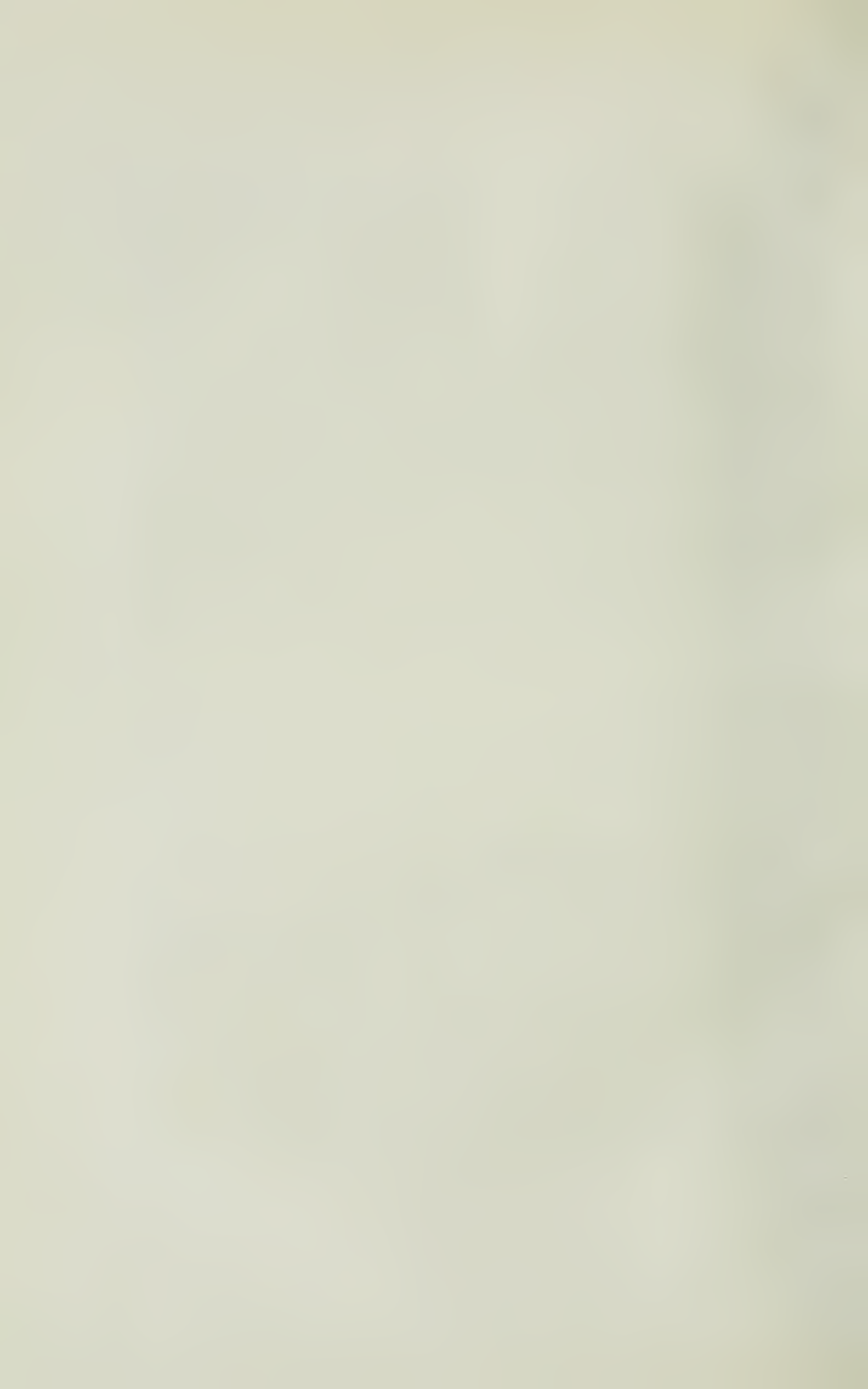
Langsam ansteigend, schlängelt sich der Weg durch kamp-



Hafenstraße in Joinville.



Blumenau.



artiges Gelände, das hier bereits in breiten, vorgeschobenen Streifen zwischen den Ausläufern des Berglandes bemerkbar wird. Mächtige Grasflächen dehnen sich meilenweit in westlicher Richtung aus, während weit hinten, im Norden und Nordosten, aus tiefdunkelm Talgrunde, die Serra wie ein blauer Wall vom lichten Firmament sich abgrenzt. Scharf heben sich die einzelnen Zacken und tafelförmigen Züge vom Horizont hervor.

Das Tagesgestirn neigt sich zum Untergang, mit flimmerndem Glanz dunstiger Schleier erfüllt es die reine Luft und taucht noch einmal Berg und Tal und Heide und Ebene in einen goldig-roten Schein. Ein Schwarm Kiebitze fliegt schreiend über die Fläche; von weither ertönt das Brüllen einer Kuh; ein bärtiger Reiter in großem Filzhut und wallendem Poncho trabt über das Feld zu einer Viehherde hin, und da — Jesses —, da kommt ein altes Bauernweiblein an, das bunte Kopftuch unterm Kinn zusammengeknotet, am Arm einen großen Korb und in der Hand einen alten Schirm, aber hoch zu Roß und rittlings, nach Männerart, im Sattel sitzend. Freundlich nickt sie herüber mit ihrem runzeligen Gesicht und wünscht mit zahnlosem Munde auf Deutsch einen herzlichen „Guten Abend“. Mir erschien das Weiblein urplötzlich wie des Gottseibeiuns Urgroßmütterlein auf einer Schindmähre, so daß ich mich bei diesem geradezu komischen Anblick eines Lächelns nicht erwehren konnte.

Später habe ich Gelegenheit gehabt, mehrfach das weibliche Geschlecht nach Männerart reiten zu sehen. Indessen kommt diese Sitte, die bei den alten Kolonisten in Urwald und Wildnis herrschend war, mehr und mehr ab. Je mehr sich Wohlstand und allgemeine Bildung im Laufe der Zeit gehoben haben, desto mehr ist man auch hier bestrebt, „modern“ zu werden, und das jüngere weibliche Geschlecht benutzt heute nur noch Damensättel, die oft sogar prunkhaft ausgestattet sind!

Vier Stunden waren wir jetzt gefahren; die vier Rößlein hatten es schwer gehabt und waren bereits naß vom Schweiß. Keuchend zogen sie den Planwagen eine Anhöhe hinauf. Feld und Busch umgeben uns, und ringsherum die großen Grasebenen mit eingestreuten kleinen Waldinseln und in der Nähe dunkelroter Sand, das Verwitterungsprodukt des roten Sandsteins, der hier vielfach zutage tritt.

Nun macht der Weg eine scharfe Biegung nach links; dichtes Laubwerk verdeckt für einige Minuten jeden Ausblick. Dann kommt eine plötzliche Wendung nach rechts, und wie mit einem Schlage hat sich die Szenerie verändert. In einem lieblichen Tale, über das sich die bläulichen Abendschatten ausgebreitet haben, liegen die Häuser von Santa Cruz, und die Dächer und Kirchtürme und Fenster blinken und funkeln im Farbenspiel der sinkenden Sonne. Noch einmal leuchten die hohen Baumkronen im feuerroten Abendglanz; aus dem Tal aber winken nebelhaft weiße Elfenschleier empor. Ein Bild voll duftiger Traumstimmung und ergreifender Wehmut. Wie ein Grüßen weht es mir entgegen aus einer anderen Welt; jener Welt des Friedens und der Zufriedenheit, aus der wir uns verstoßen fühlen.

* * *

Aus der alten Kolonie Santa Cruz, die 1849 von 13 Deutschen besiedelt wurde, ist das Städtchen hervorgegangen. Schon 1877 wurde es zum Munizip erhoben und heute hat es mehr als 2600 Einwohner, während das ganze Munizipium bereits annähernd 25 000 Seelen zählt, meistens Deutsche und deren Nachkommen. Von den deutschen Eingewanderten der ersten Jahre stellten Rheinland, Pommern und Schlesien das Hauptkontingent. Im Orte selbst wohnen kaum zwanzig brasilianische Familien. In Ackerbau und Viehzucht besteht die Beschäftigung der Bewohner auf dem Lande, in den Pikaden, d. h. den breiten geschlagenen Waldstraßen, an denen die ein-

zelnen Kolonien mit ihrer Front liegen, während in der Stadt Handel und Industrie, sowie das Kleingewerbe im Aufblühen begriffen sind. Namentlich wird ein bedeutender Handel mit Tabak, Bohnen und Schmalz betrieben, Erzeugnisse, die die deutschen Bauern zum Verkauf nach der Stadt bringen, wo das Fertigmachen zum Versand erfolgt. Santa Cruz besitzt zwei Schmalzfabriken, das heißt zwei Fabriken, in denen das aufgekaufte Schmalz durch Erhitzen gereinigt und dann in Blechdosen verpackt und verlötet wird. Der größte Teil wird nach Porto Alegre und von da nach Rio de Janeiro und São Paulo exportiert.

Indessen darf dabei nicht außer acht gelassen werden, daß die Preise allmählich eine kleine Verschiebung nach unten erlitten haben. Während früher zum Beispiel ein Sack Bohnen 32 bis 35 Mark kostete, gilt er heute nur noch 6 bis 8 Mark, und während der Bauer früher für eine Arroba (= zirka 15 kg) Schmalz ungefähr 24 Mark erzielte, erhält er heute dafür nur noch 9 bis 10 Mark. Aber selbst bei diesen Preisen brauchen sich die Leute keineswegs zu beklagen. Ihnen geht es im großen und ganzen recht gut; der Kampf ums Dasein ist eben bei weitem nicht so heftig wie in den dicht bevölkerten Ländern Europas; ein jeder kann hier glücklich und zufrieden leben, und in dem gottgesegneten Lande Brasilien ist noch niemand verhungert. Daß man in der Lage ist, sich auch besondere Genüsse zu leisten, sieht man unter anderem an den vielen Gasthäusern und Brauereien. In Santa Cruz allein und seiner nächsten Umgebung existieren nicht weniger als neun Bier erzeugende Anstalten!

Andererseits ist für Schulen hinreichend gesorgt, und aus eigener Kraft ist geleistet worden, was in Anbetracht der Verhältnisse nur möglich gewesen ist.

Hinsichtlich der Industrie mag noch erwähnt werden, daß eine Eisengießerei und Maschinenfabrik am Ort sich gut entwickelt hat, und namentlich in der Herstellung von landwirt-

schaftlichen Maschinen vorzügliches leistet. Ich war erstaunt, in den äußerlich so unscheinbaren, aneinanderhängenden Häusern dieses Unternehmens so vortreffliche Sachen vorzufinden; wirklich gediegene deutsche Arbeit.

Die Lage von Santa Cruz ist schön; das Klima ist gesund, und fast will es mir scheinen, als ob das Deutschtum sowohl in dem Ort wie in der ganzen Umgebung mehr als sonstwo seinen heimatlichen Charakter bewahrt hat. Vor allen Dingen ist es erfreulich, zu sehen, was hier deutsche Pioniere durch ihren Fleiß und ihre Zähigkeit erreicht haben. Und doch, wenn man auf der kleinen Anhöhe steht und hinunterblickt auf das liebliche Tal, auf die freundlichen Wohnungen, über die wie eine Akropolis das im reinsten klassischen Stil erbaute Munizipalkammergebäude hinwegragt, wenn man die blondzöpfigen jungen Mädchen Arm in Arm auf der Straße spazierengehen sieht, oder Sonntags Gelegenheit hat, den Kirchgang zu beobachten, wie die Leute, festlich geputzt, und dabei doch einfach und bieder nach deutscher Bauernart, hoch zu Roß, Männer und Frauen, aus den benachbarten Kolonien und Pikaden in mächtigen Scharen herbeiströmen: dann ahnt man nicht, wieviel Unfrieden, wieviel Zank und Streit und Haß hier in diesem kleinen Städtlein verborgen sind. Diese peinliche Erfahrung wird und muß bei jedem ahnungslosen Fremden einen bitteren Nachgeschmack hinterlassen. — —

„Da wendet sich der Gast mit Grausen", so dachte auch ich, und verließ daher schon nach dreitägigem Aufenthalt diese Stätte der unerquicklichen Feindschaft und Intrigenspinnerei, wo die Gemüter etwas gar zu heftig aufeinander platzen. Adieu, du schönes Santa Cruz! Dein Antlitz ist wie das eines Engels, dein Inneres aber wie das eines bösen Teufels!

Und weiter ging es nach Westen, immer weiter ins Innere des Landes hinein. Bleich, fast geisterhaft im grellen Sonnenschein, schimmert die weiße Mauer des großen Kirchhofs von Rio Pardo, gleichsam wie ein Wahrzeichen dieser alten

Stadt. Früher einmal Hauptstadt des Landes und erster Absatzmarkt für die Ansiedlungen, ist Rio Pardo jetzt stark im Rückgange begriffen, namentlich seitdem auch die dortige Militärschule nach Porto Alegre verlegt worden ist. Die bessere Verbindung durch die Bahn hat eben den Kolonisten die Möglichkeit gegeben, ihre Ausfuhrprodukte direkt nach der Küste hin zu liefern und mit den dortigen Geschäftshäusern unmittelbar zu verhandeln.

Flacher und flacher wird das Gelände; weite Grasebenen, durchzogen von Flüssen und Bächen, drängen den Waldbestand immer mehr zurück. Äcker und Felder werden seltener, und binnen kurzem dehnt sich nur noch grünes Gras- und Weideland vor dem Auge des Wanderers. Wie dunkelgrüne Flecke, bald klein, bald groß, heben sich einzelne mit Buschwerk bestandene Stellen aus dem saftigen Kolorit der Ebene heraus, die nach Norden zu von den blauenden Bergen der Serra umsäumt wird. Vorbei geht es an Cachoeira, am linken Ufer des Jacuhý gelegen, der bis hierher schiffbar ist. Mitten im ebenen Gelände, wie auf einer Platte, liegt dies Städtchen da, bewohnt von etwa 7000 Menschen, die meistens Handel und Gewerbe treiben oder in ihrer Beschäftigung mit der ringsherum betriebenen Viehzüchterei im engen Zusammenhange stehen.

Die Abendschatten sinken. Das feine Farbenspiel verglimmt, und es raunt und wispert in den Lüften wie ein leises, dumpfes Orchester. Klar und rein aber wölbt sich der Abendhimmel über die weite, einsame Kamplandschaft, ähnlich dem Hochfeld Transvaals. Einige langgezogene, taubengraue Wölkchen schweben silberumrandet am duftigen Firmament, und die grüne Steppenvegetation glitzert in goldig reflektierenden Lichtern mit tiefsatten Schatten. Feierlich, wie träumend im geheimnisvollen Schweigen, liegt das Land. Scharf, silhouettenartig zeichnen sich einzelne Tiere einer weidenden Rinderherde vom lichten Horizont ab; nicht weit davon steigt

der blaue Rauch eines Lagerfeuers in der Nähe eines niedrigen Busches in die Höhe. Dunkler färbt sich die Serra mit ihren mächtigen Rücken und Kegeln und Kuppen. Noch kurze Zeit, und langsam senkt sich die Dunkelheit auf die ermattete Natur herab, und die schweigende Nacht deckt schützend ihren schwarzen Schleier über die Welt. Dann geht es über weite Heidestrecken, an niedrigen Häusern und unförmigen Hütten vorbei. Und wieder noch eine kurze Zeit, wenige Stunden — da flimmern vor mir in der grauen Nachtluft weißlich-grelle Lichter. Die Gegend wird belebter; einzelne Häuser tauchen in unbestimmten Umrissen aus dem Dunkelgrau der Ebene heraus, Hütten und kleine Höfe, und dann erscheinen größere Gebäude, elektrisch beleuchtete Straßen, Menschen und Fuhrwerke, Wagen und Pferde. Ich habe Santa Maria, eigentlich „Santa Maria da Bocca do Monte", erreicht, das von der Küste in gerader westlicher Richtung etwa 440 Kilometer entfernt ist, also ungefähr gleich der Entfernung von Berlin bis Mainz, in der Luftlinie gemessen.

* * *

Nördlich von Santa Maria beginnt das Kampland, die flache, steppenartige Hochebene. Langsam und keuchend, die Wagen nach sich schleppend, hatte die Lokomotive die oft steilen Hänge der Serra do S. Martinho erklommen und rollte jetzt durch die gewaltige Grasfläche dahin. Eine endlose Weite; niedriger Busch und Moor; gras- und krautbewachsene Heide. Nach etwa siebenstündiger Fahrt hatte ich Cruz Alta erreicht.

Vor vielen Jahren — so erzählt man — wurde in dieser Gegend ein junger, aber armer Brasilianer, der ein bildschönes, reiches Mädchen inniglich liebte, von den Brüdern und dem Bräutigam der Jungfrau ermordet. Aus Schmerz und Gram über die Freveltat entsagte das Mädchen den Freuden der Welt und ging in ein Kloster, ließ aber vorher an der Stelle

des begangenen Verbrechens ein hohes, weithin sichtbares Kreuz errichten. Daher der Name „Hohes Kreuz“, Cruz Alta, das als Wohnort kaum länger als 100 Jahre besteht. „Diese Stadt hat soundsoviel Häuser, verschiedene Einwohner, worunter auch mehrere Seelen,“ so sagt ja wohl, wenn ich nicht irre, der unvergeßliche Heine von irgendeinem Neste Deutschlands.

Nun, Cruz Alta ist gerade kein Nest, aber noch viel weniger Großstadt. Es ist ein Kampstädtchen, das durch seine Lage an der Bahnlinie dereinst noch Bedeutung erhalten wird. Augenblicklich wird es von etwa 4500 Menschen bewohnt, die hier ein beschauliches Dasein führen, des Morgens barfuß oder in Pantoffeln untätig vor der Haustür stehen, in den Himmel gucken oder den schwarzäugigen, noch etwas verschlafen dreinschauenden „Damen“ im gegenüberliegenden Fenster guten Tag, „bon dia“, wünschen, über Tag ihrem Geschäft und Handel nachgehen, und des Abends in der kühlen Dämmerung in den breiten, ungepflasterten Straßen lustwandeln. Es ist ein gutes Völkchen, das dort wohnt, ruhig und arbeitsam. Nur wenige Deutsche, zirka 30 bis 40, meistens Handwerker und kleine Gewerbetreibende, sind da ansässig. Aber auch diese leben still, zufrieden und glücklich.

Überhaupt will es mir scheinen, als ob die Menschen besser werden, je weiter sie von der Küste entfernt sind. Das einfache Leben in und mit der großen Natur mag dabei wohl nicht ohne Einfluß geblieben sein.

Und groß, eigenartig ist die Natur in diesem Teil des Landes, groß und erhaben in ihrer Einfachheit und Ruhe. Über flaches, warmgetöntes Steppenland fliegt der Blick von Horizont zu Horizont; durch eine scheinbar endlose Grasfläche führt der Weg, ein schattenloser Weg, auf den vom stahlblauen, wolkenlosen Himmel die Sonnenstrahlen unbehindert herniedersengen; und das leuchtet und flimmert aus dieser schweigenden Einsamkeit heraus, daß man schier geblendet wird, und zerfließt mit zarten, stimmungsvollen Farben-

tönen weit, weit hinten in den lichten Äther. Nur ab und zu fährt ein lauer Windzug über das baumlose Land, und die braungelben langen Büschel des Kampgrases, „Barba de bodo“ (Ziegenbart) genannt, bewegen sich leise, wie schlaftrunken zitternd und schwankend. Flinker greift dann auch mein Reittier aus, erfrischt durch die vorbeisäuselnde Kühle, die mir, dem Reiter, nur zu willkommen ist. Mehrere Bäche und Flüsse überschreitet der Weg oder, besser gesagt, er durchschreitet sie; denn Brücken sind nicht vorhanden. Links und rechts blitzen in dem ebenen Gelände, eingebettet in dem saftig-grünen Grasteppich, kleine stille Wasserspiegel auf, die wie aus wundersamen Märchenaugen in geheimnisvollem Schweigen emporschauen. Es sind Wasseransammlungen, häufig von kreisrunder Form, ähnlich den sogenannten „Pans“ (Pfannen) in Südafrika. Sogar die niedrige, senkrechte Umrandung, die ja bei letzteren charakteristisch ist, kommt auch hier zuweilen zum Ausdruck.

Allmählich wird das Terrain wellig. Mulden und Talsenkungen mehren sich und vereinigen sich zu einem harmonischen Ganzen, aus dem Gestein und Erde in allen möglichen Farben spielen. Niedriges, grünes Buschwerk erhebt sich hier und da aus dem weiten wogenden Grasmeer. In den Tälern der Bäche wird dies Buschwerk höher; Laubbäume umsäumen die Ufer der Gewässer; wie dunkle Flecke wirken in der unendlichen Einsamkeit der gelbgrünen Grassteppe einzelne Waldinseln, hier kleiner, dort größer. Sie sind gleichsam die Vorposten des im Westen stehenden Waldlandes, das von dort aus streifenartig seine Ausläufer wie einzelne Heeressäulen in das Grasland hineingeschickt hat. Der anmutige Reiz des Landschaftsbildes wird hierdurch beträchtlich erhöht, abgesehen davon, daß diese Abwechslung von Gras- und Waldbestand in wirtschaftlicher Beziehung von außerordentlicher Bedeutung ist.

Es war ungefähr Mittagszeit, und fast scheitelrecht stand



Fähre auf dem Rio Itapocu (Santa Catharina).



das weißglühende Tagesgestirn, als ich an einem Bache haltmachte, um dort unter dem kühlschattigen Dach einiger Laubbäume zu rasten.

Ich fand Gesellschaft; zwei Deutsch-Brasilianer, die Söhne eines Kolonisten aus Neu-Württemberg, hatten hier ausgespannt. In der Nähe ihres leichten Planwagens saßen sie an einem Feuer und schlürften den unvermeidlichen Máte. Auf ihre Einladung gesellte ich mich zu ihnen; die Cuja mit der silbernen Bomba wurde aufgefüllt, und während sie von Hand zu Hand ging, kam nach den üblichen Fragen und Antworten, dem „Woher" und „Wohin", eine Unterhaltung zustande.

* * *

Máte, hier Herva Máte genannt, eine Art Tee, wird von einem Baume, Ilex paraguayensis, gewonnen, der in Paraguay, in einem Teil Brasiliens und Argentiniens in großen Mengen wild vorkommt, insbesondere in den Wäldern von Paraná, Paraguay und Uruguay.*)

Indessen haben die Jesuiten es bereits verstanden, sie künstlich anzupflanzen. Mit den Padres selbst ging auch die Kenntnis dieser Kultur verloren, und man mußte sich darauf beschränken, den Tee nur von den wildwachsenden Bäumen zu ernten. Erst vor wenigen Jahren gelang es einem deutschen Pflanzer in Paraguay, den Mátesamen zum Keimen zu bringen und aus ihm Bäumchen zu ziehen derart, daß heute der Teebaum dort schon in Kulturen mit Erfolg angepflanzt werden kann. Das ist von großer Bedeutung bei der steigenden Nachfrage und der allmählichen Vernichtung der wildwachsenden Ilexbäume.

---

*) Dr. W. Vallentin. Chubut. Im Sattel durch Kordillere und Pampa Mittel-Patagoniens (Argentinien). Berlin, Herm. Paetel, 1906 S. 6, und

Dr. W. Vallentin. Paraguay, das Land der Guaranis. Berlin, Herm. Paetel, 1907. S. 241 ff.

Schwierig gestaltet sich das Aufsuchen der Herva- oder Yerbabestände *) in dem unwegsamen Urwald, und eine Anzahl entschlossener Männer, die an Strapazen gewöhnt und mit den Verhältnissen vertraut sind, ist dazu erforderlich. Hat man nach monatelangem Umherirren in undurchdringlichem Dickicht einen Bestand an Teebäumen entdeckt, dann geht es an die Arbeit. Mit langen Messern werden die Äste und kleinen Zweige abgeschlagen und diese ihrer Blätter entkleidet. Vieles geht hierbei natürlich verloren, und die Bäume selbst werden bei dieser Arbeit wenig geschont. Es ist eben Raubbau. In warmer Luft und über offenem Feuer werden dann Zweige und Blätter getrocknet und gedörrt. In einer Vertiefung des Bodens wird ein starkes Feuer unterhalten; durch einen aus Stein und Sand hergestellten Kanal strömt die Hitze unter einen aus Zweigwerk geflochtenen Rost, auf dem die Teeblätter und kleinen Zweige ausgebreitet sind und während der Zeit des Dörrens beständig von einem Arbeiter mit einer Stange umgewendet werden. Dann werden sie zerkleinert und in trockenen, festverschlossenen Lehmhütten, deren Boden sich etwa 1 Meter über der Erde erhebt, aufbewahrt. Die Verpackung erfolgt in Kuhhäuten. So gelangt die Herva zum Transport auf Maultieren oder Ochsenkarren zu den Zentralstellen, wo sie nochmals auf Mühlen einem Zerkleinerungs- und Reinigungsprozeß unterworfen wird.

Die Produktion und Ausfuhr könnten bedeutend höher sein, wenn nicht auch hier der leidige Arbeitermangel von Einfluß wäre. Eigenartige Verhältnisse sind dadurch gezeitigt worden. So holen z. B. in Paraguay die Unternehmer sämtliche Arbeiter nur durch Gewährung hoher Vorschüsse heran. Ein als tüchtig bekannter Mann erhält bis zu 1000 Milreis Vorschuß, ehe er in die Wälder zieht. Der bezügliche Ver-

---

*) Herva ist das brasilianische (portugiesische) Wort, Yerba das im übrigen Südamerika gebräuchliche spanische.

trag ist vor dem Friedensrichter vorher abgeschlossen worden. Ein Entrinnen aus den Hervawäldern ist nicht möglich und wird auch nicht versucht. Es wird dort von den großen Unternehmern ein Polizeikommissar mit bewaffneter Macht unterhalten, angeblich, um die Ruhe aufrechtzuerhalten, mit dem verständlichen Nebenzweck hingegen, das Weglaufen zu verhüten. Demselben Peon, der vor dem Abgang nach den Hervales sich allen Exzessen hingab, muß nun zur Ehre nachgesagt werden, daß er in den heißen, feuchten Wäldern wie ein Vieh arbeitet, um seinen Kontrakt zu erfüllen. Nur, wenn er an einer Krankheit stirbt — Fieber sind dort häufig —, ist der Vorschuß verloren. Sonst kommt er nach sieben Monaten spindeldürr und ausgemergelt zurück, um sich von der Erschöpfung einige Monate bei seiner Familie, wenn er eine hat, zu erholen, und mit Spiel, Trunk und Müßiggang den Rest des Erworbenen durchzubringen und die Arbeiten bei der nächsten Saison neu aufzunehmen. Er wird für 10 Kilogramm Herva, die er geschlagen und getrocknet im Walde an bestimmten Sammelstellen, Ranchos, abliefert, bezahlt und verdient sehr viel, wenn er tüchtig arbeitet. Andererseits muß er aber dem Unternehmer alle Lebensmittel sehr teuer abkaufen, und letzterer entschuldigt die hohen Preise durch die Entfernung von der Stadt und die schlechten Wege.

Es ist eine Art modernen Sklaventums auf Kündigung, das aber beide Teile nicht zu ändern beabsichtigen. Die Unternehmer geben 100 000 Milreis Vorschuß an 200 oder 300 Arbeiter und suchen sich durch Polizeischutz und richterliche Kontrakte zu sichern, und die Arbeiter sowie deren Weiber und Angehörige suchen möglichst großen und zinsfreien Vorschuß zu erlangen, um sich kurze Zeit zu amüsieren, teils auch wohl, um den Familien Existenzmittel zu hinterlassen.

Eine Änderung dieser noch recht primitiven Zustände wird erst eintreten, wenn die künstliche Anpflanzung der Herva,

die dadurch eins der wertvollsten Plantagenprodukte zu werden verspricht, mehr Verbreitung gefunden haben wird.

In Südamerika bedienen sich mehr als zehn Millionen Menschen der Herva oder Yerba als täglichen Getränks, und die Nachfrage steigt von Jahr zu Jahr.

Die jährliche Ausfuhr Brasiliens an Herva Máte bezifferte sich z. B. 1906 auf 57 796 Tonnen in einem Werte von etwa 28 Millionen Mark.

Die wohltätige Wirkung dieses Getränks auf den menschlichen Organismus, die nervenanregend, nicht aber nervenerregend ist, wie z. B. die des Kaffees und Tees, dürfte heute schon in weiteren Kreisen bekannt sein.

Eine besondere Eigenschaft dieses Tees ist seine günstige Einwirkung auf die Verdauung. Zur Erläuterung will ich hinzufügen, daß die getrockneten Blätter, ähnlich wie die Teeblätter, in eine kleine Kürbisschale oder in besondere hölzerne Gefäße von eiförmiger Gestalt getan werden; dann wird heißes Wasser aufgegossen und dieses mittels einer Silberröhre, der sogenannten Bomba, durch die Mátefüllung hindurchgesogen. Der Geschmack ist etwas herb, rauchig, sonst aber angenehm und vor allen Dingen erfrischend, namentlich auf Märschen, Ritten und bei sonstigen körperlichen Anstrengungen.

Weniger angenehm finde ich die Landessitte, die da erheischt, bei Besuchen, Einladungen und dergleichen aus ein und derselben Bomba den Máte zu schlürfen. Ein dankendes Ablehnen würde einer Beleidigung gleichkommen, und doch ist mir oft eine Gänsehaut über den Rücken gelaufen, wenn ich die Cuya, anstatt soeben aus frischroten, schwellenden Mädchenlippen kommend, aus dem tabaktriefenden, zahnlosen Munde eines bärtigen Mannes empfing.

* * *

Nach einstündiger Rast sattelte ich auf, verabschiedete mich nach Landessitte, wobei man sich einander wie zu einer halben

einseitigen Umarmung umfängt und mit der flachen Hand auf den Rücken klopft, und trabte von dannen.

Hügeliger wird nun das Gelände, häufiger und stärker der Waldbestand, der sich oft wie eine dunkle Mauer am Horizont hinzieht und dort die hellgrüne, mit fahlgelbem Büschelgras bewachsene Ebene vom flimmernden, weißlich-blauen Himmelsgewölbe trennt. Wie die Haare auf dem Schädel eines Negers, so wächst das sogenannte Kampgras des hiesigen Hochfeldes, nämlich in Büscheln; zwischen diesen leuchtet das frische Grün des kurzen Grases prächtig hervor. Und in diesen Naturteppich, dessen Farben wie leise Musik ineinanderschmelzen, hat eine mächtige Hand, gleichsam in mutwilliger Laune, brennend lebhafte Töne hineingestreut, die dem Ganzen einen eigentümlichen Reiz verleihen. Die bunte Orgie eines aus Wiesenblumen gewebten Teppichs. Und Blumen sind es, grellfarbig und leuchtend, gelbe und rote und blaue, erstere Farbe indessen vorherrschend, Feldblumen, wild und regellos, die hier wohltuend die Eintönigkeit unterbrechen und in das Starre, Gewaltige, in die schweigende Größe der Natur einen Hauch von idyllischer Lieblichkeit hineintragen.

„Ich steh' allein auf weiter Flur," ist mir bei meinem Ritt durch dieses Steppenland häufig in den Sinn gekommen, allerdings mit Variationen der begleitenden Umstände. Von einer Morgenglocke — keine Spur. Anstatt dessen vernehme ich den kreischenden Schrei einer Kiebitzschar oder den wenig melodischen Ruf eines Raubvogels. Das Wiehern eines Pferdes dringt von weither an mein Ohr, und in einer Talsenkung erblicke ich eine Herde Rinder. Ein kleiner brauner Bengel auf ungesatteltem Rosse kommt mir entgegen.

„Geht's hier nach Neu-Württemberg?"

„Sim, Senhor."

Der Junge blitzt mich aus blauen Augen an und zeigt mir lächelnd die Richtung.

Bald gelange ich an den Rio Fiusa; eine breite, für den Wagenverkehr eingerichtete Brücke führt hinüber, die durch ein hölzernes Tor verschlossen ist. Man wittert schon so etwas von Kultur; die Anzeichen trügen nicht. Auf breiter, wohlgepflegter Straße, anscheinend der Hauptstraße, erreiche ich einen freien, etwas erhöht gelegenen Platz mit reizender Aussicht auf eine waldfreie Fläche, bestanden mit einigen Häusern, umkränzt von bewaldeten Hügeln, deren einer sich selbstbewußt in dem klaren, blinkenden Spiegel eines großen Teiches betrachtet. Das erste Gebäude gleich zur linken Hand ist das im geschmackvollen Villenstil erbaute Pfarrhaus mit angrenzender Schule. Von Pfarrer Faulhaber und seiner liebenswürdigen Gemahlin wurde ich gastfreundlich aufgenommen.

Vorweg will ich gleich bemerken, daß ich selten so gute, uneigennützige Menschen getroffen habe, wie diese edlen Pfarrersleute aus dem lieben Schwabenlande. Das Leben hat mich ja schon tüchtig in Sturm und Kampf herumgewirbelt und hat mich gerüttelt und gezaust und im Innern zerrissen, daß ich blutete und alles in mir erstorben wähnte. Aber gerade darum weiß ich diese herzliche, ungeschminkte Freundlichkeit zu schätzen; das friedliche Glück dieses Pfarrhauses hat mir wohlgetan, und gern werde ich mich der dort verlebten Tage erinnern.

* * *

Neu-Württemberg ist eine Ackerbaukolonie, die Dr. Herrmann Meyer aus Leipzig aus eigenen Mitteln hier gegründet hat, um, wie er selbst sagt, „an der nationalen Arbeit für Ausbreitung und Erhaltung des Deutschtums im Auslande praktisch mitzuwirken und zugleich einen Weg zu zeigen, auf welchem wir zu einer glücklichen Lösung der deutschen Auswanderungsfrage gelangen können.“ Der zu diesem Zweck von Dr. H. Meyer erworbene Komplex umfaßt etwa 120 qkm und liegt innerhalb einer Waldzone, die sich in einem breiten

Streifen in das Kampgelände hineinzieht. Das Terrain ist leicht hügelig und wasserreich. Der Wald ist wohl Urwald, indessen bei weitem nicht so schwer, wie ich ihn bisher angetroffen habe, und daher zum Urbarmachen und Kolonisieren sehr geeignet. Der Boden ist fruchtbar. Auf den Hügelwellen besteht er aus lehmigem Sand von gelbroter Färbung, während in den Tiefen und Senkungen schwärzliches Erdreich vorherrscht. Da hohe Berge, steile Hänge und tiefe Schluchten fehlen, andererseits die Natur für reichliche Bewässerung gesorgt hat, ist der denkbar günstigste Umstand in wirtschaftlicher Beziehung geschaffen worden, nämlich die Vereinigung von Wald-, Acker- und Wiesenland auf einer Kolonie. Neu-Württemberg, wie überhaupt dieser ganze Teil des Staates Rio Grande do Sul, besitzt ein durchaus gesundes Klima, dessen Hauptvorteil in der Abkühlung der Nächte beruht. Wechselfieber und sonstige Tropenkrankheiten sind bis jetzt unbekannt.

Bisher haben sich hier 105 Familien niedergelassen, ausschließlich Deutsche, zum Teil Einwanderer von daheim, zum Teil alte Kolonisten aus dem Lande selbst, also Deutsch-Brasilianer oder deren Söhne. Das ganze Meyersche Siedlungsgebiet ist vermessen und in einzelne Kolonielose von je 25 Hektar Ausdehnung eingeteilt. Der Preis eines solchen Stückes Landes ist verschieden; er schwankt je nach Lage des Loses und der Qualität des Bodens zwischen 800 und 1200 Mark. Von dieser Kaufsumme hat der Ansiedler sofort mindestens 10 Prozent als Anzahlung zu leisten. Der Restbetrag wird mit 6 Prozent verzinst und muß innerhalb eines Zeitraumes von 6 Jahren gänzlich bezahlt sein. Die Bestimmung Dr. Meyers, Vorschüsse n i c h t zu gewähren, halte ich für sehr verständig, da alle Mißhelligkeiten, wie sie z. B. durch solch wohlwollendes, gutwilliges Entgegenkommen der Direktion der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft leider nur in zu reichem Maße erwachsen sind, vermieden werden.

Während der ersten zwei Wochen finden die angekommenen Ansiedler und ihre Familie unentgeltliche Unterkunft in dem geräumigen Einwandererhaus. Dann geht's in den neugebauten Rancho hinein auf dem Stück Land, das sich der Kolonist nach freier Wahl zum Feld seiner Tätigkeit ausgesucht hat. Hier, auf seiner Kolonie und seinem zukünftigen Eigentum, beginnt er alsdann mit dem Schlagen der Roça, dem Brennen derselben und dem Pflanzen, um für die nächste Zukunft zu sorgen und in einigen Jahren ein freier, unabhängiger Mann zu sein. Arbeit, Fleiß und Ausdauer sind allerdings zur Erreichung seines Zieles unerläßlich, und hier wie überall hat die Erfahrung gelehrt, daß, sobald die ersten beiden Jahre überstanden sind, der Erfolg in den seltensten Fällen ausbleibt. Der Kampf ums Dasein ist hier eben bei weitem nicht so heftig wie im alten Europa; „Platz für alle hat die Erde" des schönen, fruchtbaren Brasiliens. Fast möchte ich sogar die Behauptung aufstellen, es geht den Leuten hier zu gut, und fast will es mir scheinen, als ob hier und da, insbesondere bei denen, die schon etwas länger im Lande sind, Übermut und Selbstdünkel ihre Eselsohren hervorstecken.

Die Hauptprodukte der Landwirtschaft Neu-Württembergs sind Bohnen, Mais, Mandioka; daneben gedeihen Reis und Kartoffeln recht gut, und der dort betriebene Anbau von Tabak hat vorzügliche Resultate gezeitigt. Der gewonnene Mais wird namentlich zum Mästen der Schweine benutzt; Speck und Schmalz sind denn auch wichtige Absatzartikel für den Bauer geworden. Erstaunlich war es für mich zu sehen, wie man hier bestrebt ist, unsere heimischen Kornarten: Hafer, Roggen, Gerste und Weizen, anzubauen, und es kann nur anerkannt werden, daß Dr. Meyer keine Mühe gescheut hat, unter anderem Saatweizen aus dem nach Lage und Klima ähnlichen Lande, Transvaal, kommen zu lassen.

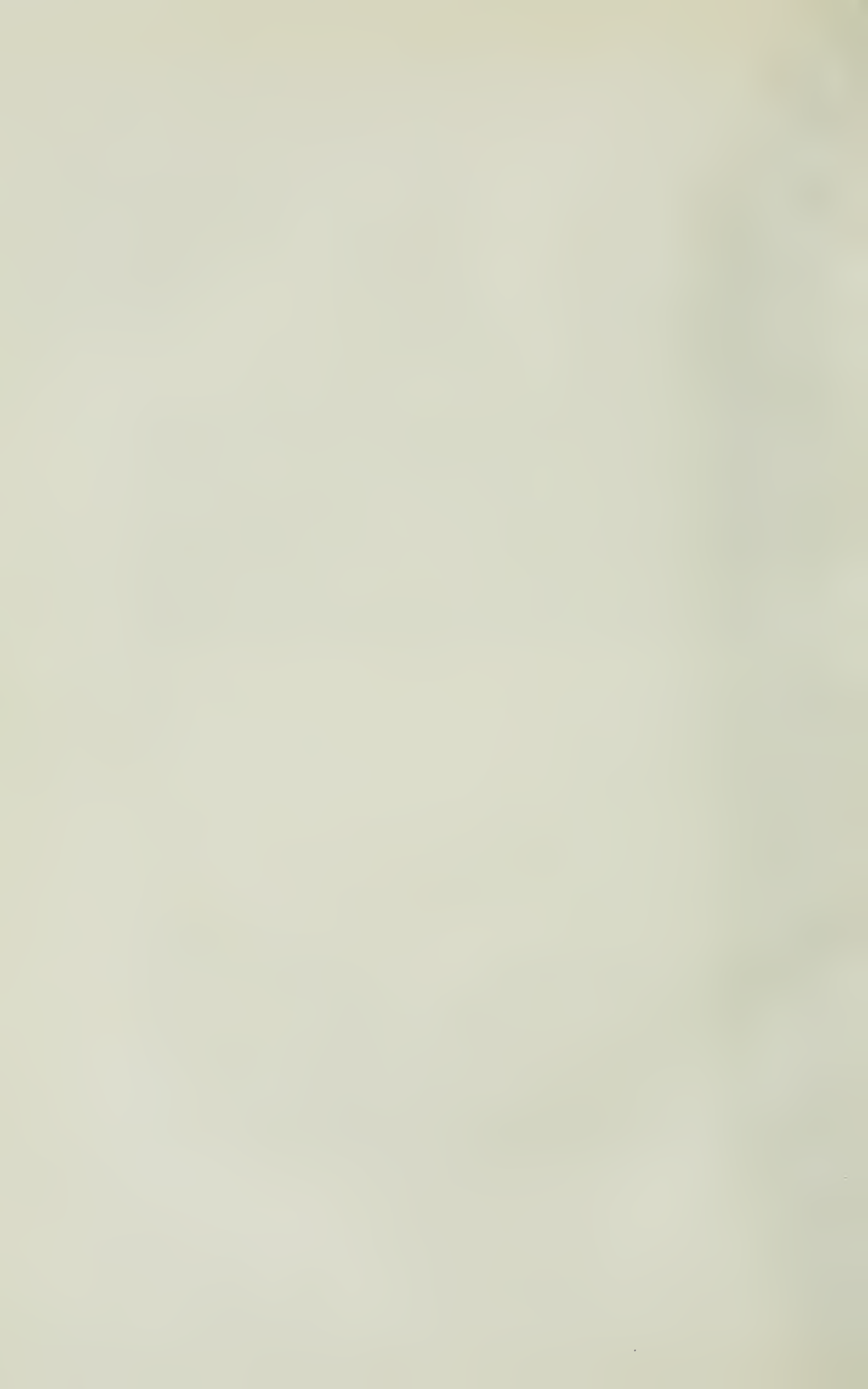
Auf meinen Ritten durch die Kolonie fielen mir die kleinen, aber niedlichen Wohnungen der Ansiedler auf. Meistens sind



São Bento.



Oxford.



die Häuser aus Holz gebaut und mit Schindeln oder einer Art Riedgras eingedeckt; denn die Palme, deren Blätter zum Beispiel in Santa Catharina durchgängig zur Bedachung Verwendung finden, kommt hier in dieser Höhenlage — Neu-Württemberg liegt zirka 450 Meter über dem Meeresspiegel — nicht mehr fort. Jedes Haus besitzt einen kleinen sauberen Gemüsegarten, in dem Salat, Kohl, Rüben, Radieschen usw. für den eigenen Hausbedarf gezogen werden. Vielfach habe ich auch Weinbau angetroffen. Neuerdings sind Versuche mit der Pflanzung von Maulbeerbäumen angestellt worden, um damit später eine Seidenraupenzucht anzulegen.

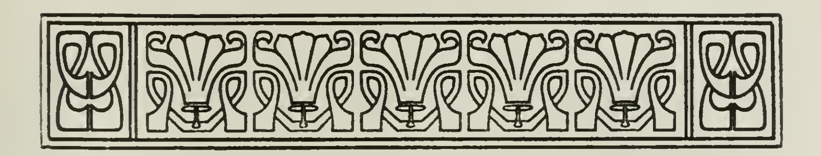
Im allgemeinen wird in der Landwirtschaft vorläufig nur für den eigenen Bedarf produziert, und die Kolonisten haben vollauf zu tun, diesen innerhalb des Ansiedlungsgebietes zu befriedigen. Für den Export kommt bis jetzt eigentlich nur Tabak in Betracht. Die so häufig angeregte Frage hinsichtlich der Absatzverhältnisse dürfte daher vorderhand noch nicht brennend genannt werden; auch kommen als Absatzmarkt zunächst nur die Stadt und das Munizip Cruz Alta in Betracht. Später, wenn einst die Kolonie mehr produziert als konsumiert, wird auch diese Frage ihre Lösung finden. Dank den unermüdlichen Bestrebungen des Pfarrers Faulhaber sucht man jetzt schon auf genossenschaftlichem Wege dem Ziele näherzukommen, und der Umstand, daß die Ansiedler Neu-Württembergs sich dem großen Rio Grandenser Bauernverein angeschlossen haben, berechtigt wohl zu den besten Hoffnungen.

Den Eindruck, den ich im allgemeinen von der Kolonie während meines mehrtägigen Aufenthaltes daselbst empfangen habe, kann ich nur mit gut bezeichnen. Wenn man berücksichtigt, daß Neu-Württemberg erst wenige Jahre besteht, so ist es staunenswert, was in dieser kurzen Spanne Zeit hier geleistet worden ist.

Auch sonst sind dort diejenigen Einrichtungen getroffen, die dem Kolonisten nicht nur seine wirtschaftliche Tätigkeit

erleichtern, sondern auch auf sein sonstiges Leben angenehm und gleichzeitig erzieherisch einwirken sollen. So befindet sich zum Beispiel in der Nähe des Stadtplatzes Elsenau, dem Verkehrsmittelpunkt der Kolonie, eine Schneide- und Mahlmühle mit Wasserbetrieb; am Stadtplatz selbst ist eine „Venda", ein Kaufladen eingerichtet, in dem allerlei Bedarfsartikel für das tägliche Leben, wie Eßwaren, Getränke, Gerätschaften, Kurz- und Schnittwaren usw. zu erhandeln sind. Für die Erziehung der Kinder sorgt eine mehrklassige, mit vorzüglichen Lehrmitteln ausgerüstete Schule; den Unterricht in dem geräumigen Schulgebäude erteilen der Pfarrer und seine Gemahlin. Den Kolonisten steht ferner eine Volksbibliothek zur Verfügung, die mehrere hundert Bände, Zeitschriften und verschiedene Zeitungen umfaßt. Ich war erstaunt, hier wertvolle, populärwissenschaftliche Bücher zu finden, die — und das ist ein sehr günstiges Zeichen für den strebsamen Sinn der Leute — nach dem Katalog am meisten ausgeliehen sind. Auch eine Fortbildungsschule für Erwachsene ist ins Leben gerufen. Gottesdienst wird vorläufig im Schulhaus abgehalten.

---



## XI.

## Carasinho. Araukarienwälder. Die drei Gottesmännlein aus dem Yankeelande. Alto Jacuhy. Regierungskolonie Ijuhy. In der Steppe bei den Gauchos. Cacequi. Auf dem Ibicuhy zum Rio Uruguay. Von Libres nach Corrientes.

Etwa die ganze nördliche Hälfte des Staates Rio Grande do Sul ist ein großes Hochplateau, das, im Osten zirka 1100 Meter über dem Meeresspiegel liegend, allmählich und wellenförmig nach Westen hin abfällt. Ein Bergzug, die Cochilha Grande, durchzieht in der Hauptrichtung von Ost nach West und dann mit einer Biegung nach Südwest dieses Hochfeld, das mit gewaltigen Grasfluren, den sogenannten Kamposfeldern (ähnlich dem südafrikanischen Hoogeveld), bedeckt ist. Vielfach sind diese mit Steppengras bewachsenen weiten Flächen durch eingestreute Waldinseln unterbrochen, namentlich an den Ufern der Flüsse und Bäche, die in reichlicher Menge das Gelände durchziehen. In der Vegetation ist die Palme hier so ziemlich verschwunden, dafür tritt die Araukarie (Araucaria brasiliensis), die brasilianische Fichte oder Pinheiro, in großen, zusammenhängenden Wäldern auf, die hauptsächlich südlich des vorgenannten Höhenrückens, zwischen Cruz Alta

und Passo Fundo, vorkommen und dem Lande ausgezeichnetes Bau- und Nutzholz liefern.

Hier wäre ein Gebiet, auf dem sich deutsches Kapital nutzbringend anlegen ließe. Während im allgemeinen die Ausnutzung und Verwertung des ungeheuren Holzreichtums Brasiliens bis jetzt noch ziemlich im argen liegt, hat man in dieser Gegend schon mit Errichtung von Schneidemühlen begonnen. Große Lieferungen von geschnittenen Brettern und Bohlen vermögen noch bei weitem nicht den eigenen Landesbedarf zu decken. Dazu kommt der sich mehr und mehr erweiternde Absatzmarkt Argentiniens, die steigende Nachfrage nach Bauhölzern in Uruguay, das Vorhandensein guter Verbindungswege nach jenen Nachbarländern, so daß ein Unternehmen, das sich die Ausbeute jener Waldflächen zur Aufgabe gemacht hat, mit Sicherheit auf ein gutes Gedeihen rechnen kann. Vollends rentabel indessen würde ein Unternehmen sein, das mit der Tätigkeit der Holzausnutzung die Besiedlung jener Ländereien verbinden würde. Der Bau einer Bahn, der ja gewöhnlich in einem Kolonisationsprojekt vorgesehen ist und dadurch gleich von Anfang an große Kapitalien erforderlich macht, wäre hier vorderhand nicht notwendig.

Endstation der Eisenbahn, die von Santa Maria nordwärts nach Cruz Alta und von da in östlicher Richtung ungefähr parallel dem Südabhang des obengenannten Höhenzuges weiterführt, ist Passo Fundo. Der Ort, Hauptstadt des gleichnamigen Munizips, zählt kaum 1500 Bewohner, die meistens von der Viehzucht und vom Handel mit Herva Máte leben. Ackerbau wird wenig betrieben entsprechend der Bodenbeschaffenheit als „Camp", die in erster Linie auf ausgedehnte Weidewirtschaft hinweist. Etwa 35 Kilometer westlich von Passo Fundo liegt der Flecken Carasinho, ein armseliges Nest mit wenigen und einfachen Häusern und kleinen verfallenen Hütten mit schiefen Fensterchen, aus denen Schmutz und Trägheit blicken. Eine einzige breite, unregelmäßige Straße,

die bei trockenem Wetter reich an Staub, bei Regen indessen überreich an Schlamm und Wasserlachen ist, führt durch den Ort.

Es war im Laufe eines Nachmittags, als ich in Carasinho anlangte. Mein Magen war leer und sehnte sich nach einer Tasse warmen Kaffee; denn der Himmel hing nicht voller Geigen, wohl aber voller dunkelgrauer Regenwolken, die von Zeit zu Zeit ihren Inhalt ausschütteten. Auf meine Erkundigungen, wo man hier etwas zu essen und zu trinken bekommen könne, wurde mir ein unscheinbares, in Holz aufgeführtes Haus gezeigt. Es war die Dorfschenke, hier hochtrabend „Hotel“ genannt. Ich trat ein. Was ich vorfand, war ein großes Zimmer mit kahlen Bretterwänden, bar jedes Schmuckes. Dafür war es vollgefüllt mit Säcken und Tabaksballen, so daß nur in der Mitte ein freier Raum übrigblieb. Und hier prangte protzenhaft ein — Billard! Der Kontrast dieses modernen Möbels mit den nackten, ungehobelten Bretterwänden, den groben Ballen und der ganzen Verwahrlosung einer etwas wüst-primitiven Umgebung kann nicht größer gedacht werden.

Ein Bürschlein von etwa 13 Jahren, die dampfende Zigarette selbstbewußt im Munde, und ein braunes, ziemlich heruntergekommenes Individuum in zerrissener Hose spielten eifrig eine Partie. Mein Eintreten wurde gar nicht beachtet. Erst als ich mich durch das übliche dreimalige Händeklatschen angemeldet hatte, erschien mit mürrischen Blicken der Besitzer, ein Italiener, der mir nach nicht langer Zeit eine Kanne Kaffee, etwas Brot und Käse gegen gute Bezahlung herbeischaffte.

Mein Ziel war heute Alto Jacuhý, eine Kolonie in gesunder Lage südlich von Carasinho und etwa 25 Kilometer von diesem Ort entfernt. Ein klapperiger Leiterwagen, wie ihn bei uns zu Hause die Bauern gebrauchen, sollte mich diesmal an meinen Bestimmungsort bringen. Aber, „fragt mich nur nicht, wie!“ Wir waren kaum unterwegs, da fing es an zu gießen und zu stürmen, was es konnte. Es war, als

ob sich der Himmel gegen uns verschworen hätte, das heißt gegen den bärtigen Fuhrmann und mich und meine drei Reisegefährten, die mit blassen, ängstlichen Gesichtern neben mir auf den harten Brettsitzen hockten. Wer mochte hier wohl der große Sünder sein, den die Strafe des zornigen Himmels treffen sollte?.

Ein Donnern und Knallen und grelles Aufleuchten hinter zerrissenem dunkeln Gewölk; dann ein diabolisches Brüllen und Heulen des gewaltigen Sturmwindes. Dazwischen rauschte der Regen in Strömen hernieder. Bizarre, schwere Wolkengebilde jagten über uns und am Horizont einher wie eine Horde der Vernichtung. Jetzt zuckte wieder mit jähem Krach ein flammender Blitz über die ächzende Erde dahin, und aus der sich spaltenden Wolkenwand griff es hervor wie mit einer unheimlichen Riesenhand, erst fünffingerig und dann zusammengeballt zu einer entsetzlichen, schwarzen Teufelsfaust, die zerschmetternd niedersausen will auf Menschen und Welt. — Meine drei Getreuen auf dem Brettersitze schraken zusammen und duckten sich, und ihre Glieder schlotterten. — — Sollten vielleicht diese drei Reisegefährten etwas auf dem Gewissen haben, so daß die allgewaltige Natur grollte?

Als das Unwetter etwas nachgelassen hatte, kamen wir in ein Gespräch, und da wurde mir vieles klar; ich erfuhr nämlich, daß die drei schweigsamen Gesellen Gottesmännlein waren in schwarzen Röcklein und schwarzen Hütlein, drei nordamerikanische Missionare, die man für gutes Geld aus dem fernen Lande der Yankees gesandt hatte, und die nun opfermutig auszogen, um den gottlosen Bauern und Viehzüchtern deutscher Abstammung in Brasilien das wahre Wort zu predigen und sie mit den Segnungen des Reichs-„Dollars“ bekannt zu machen.

Die drei Sendboten waren geborene Deutsche, standen aber im Dienste der nordamerikanischen Mission, die über gewaltige Mittel verfügt und infolgedessen imstande ist, ihre

Leute gut zu bezahlen. Der Gemeinde oder den Kolonisten fallen diese Missionare also nicht zur Last; sie predigen und erteilen Schulunterricht umsonst, da sie ja ihre feste Bezahlung von Nordamerika aus erhalten. Ja, das ist Yankeepolitik!

Wie ärmlich und kleinlich dagegen sieht es in dieser Hinsicht mit deutschen Lehrern und deutschen Pfarrern hierzulande aus. Wenn etwas für das Deutschtum getan werden soll, so würde gerade dieses Gebiet für die vielen Vereine daheim ein großes Arbeitsfeld abgeben. Hier könnten manche leeren Worte wirklich in Taten umgesetzt werden.

Alles das flog mir durch den Sinn, während es noch in Strömen niederklatschte und unser Rumpelkasten nur langsam von den vier Rößlein fortbewegt wurde. Der Weg glich einer schlammigen Masse, verschwommen vorn und rückwärts, eins anscheinend mit der links und rechts sich dehnenden Grasfläche. Phantastische Wolkengebilde jagten noch immer am dunkeln Himmel dahin, drohend, groß und unheimlich, bis wir endlich bei stockfinsterer Nacht Alto Jacuhý erreichten. Den drei Pfäfflein aber dankte ich höflich für ihre so nette Reisegesellschaft, verließ hurtig den wackeligen Leiterwagen und schlug mich seitwärts in — die erleuchtete Haustür, wo mich der freundliche Hauswirt mit lächelndem Antlitz und rund sich wölbendem Bäuchlein gastlich empfing.

Alto Jacuhý besteht erst seit 1898; heute hat es bereits einige tausend Bewohner, darunter 1040 Deutsche. Der Boden ist durchgehends Kampland mit reichen Waldbeständen, in denen die Araukarie vorherrscht. Die natürliche Bewässerung ist gut, und die vorhandene Wasserkraft wird jetzt schon in ausgedehntem Maße zum Betriebe von Schneidemühlen benutzt, die die mächtigen Pinheirostämme zu Brettern, Bohlen und Balken verarbeiten. Vier solcher Mühlen sind bisher im Gange; andere müssen demnächst erbaut werden, um der Nachfrage genügen zu können.

Hauptprodukte des Ackerbaues sind Mais, Bohnen, Mandioka, Tabak, Zuckerrohr, letzteres indessen nur verwendbar zur Branntweinbrennerei. Da viel Kampland vorhanden ist, wird Viehzucht mehr als sonst betrieben, namentlich die Schweinezucht und damit zusammenhängend die Schmalzproduktion. Der von einzelnen Ansiedlern versuchte Weinbau hat bisher gute Erfolge gezeitigt.

Ungefähr 60 Kilometer westlich von Carasinho liegt die Eisenbahnstation St. Barbara. Zwischen beiden beginnt die ausgedehnte Waldzone im Tal des Jacuhýflusses, die aus Mangel an Verbindungswegen heute noch unerschlossen ist. Ein Weg, gleichgültig, ob Eisenbahn oder Fahrstraße, nach Süden hin, nach Soledade oder Santa Cruz, würde hier Wunder wirken. Denn nicht nur landschaftlich, nein, gerade wirtschaftlich ist diese Gegend prächtig. Das Klima ist durchweg gesund und für jeden Europäer erträglich. Leider wird auch hier unser heimisches Kapital so lange zögern und die gemachten Aufforderungen unbeachtet lassen, bis es zu spät ist.

Und wieder führte mich mein Weg nach Cruz Alta, wo ich mit dem liebenswürdigen General Firmino da Paula bekannt wurde. In der Revolutionszeit hat er sich tapfer hervorgetan und einen Namen gemacht; heute ist er die maßgebende und einflußreichste Persönlichkeit im ganzen weiten Kamplande Rio Grandes. Diesem interessanten Kopf mit den energischen Gesichtszügen, den dunkeln, lebhaft blickenden Augen und dem graumelierten Schnurr- und Knebelbart sieht man es sofort an, daß er an rastlose Tätigkeit gewöhnt ist.

„Ja, ja, Doktor,“ sagte mir der General eines Abends, als ich, seiner Einladung folgend, in seinem gastfreien Hause einige Stunden verbrachte, „ich und wir alle haben viel Sympathie für das Burenvolk gehabt; aber mit Sympathie allein ist es nicht getan. Die Macht, die Gewalt und der Erfolg — sie haben das Recht ermordet.“ Es zitterte so etwas wie Wehmut durch die Stimme des alten, im Felde ergrauten

Serrastraße.



Soldaten. Schweigend schaute er mir voll ins Gesicht, schweigend drückte er mir die Hand; dann wandte er sich jäh zur Seite und ging im Zimmer auf und ab. Wollte der rauhe Kriegsmann mir, dem Fremden, vielleicht die hervorperlende Träne verbergen?

* * *

Am nächsten Morgen in aller Frühe, als die Bewohner von Cruz Alta noch im tiefen Schlummer lagen, und der junge Tag sein flammendes Antlitz noch nicht über den weiten Horizont erhoben hatte, verließ ich das kleine Kampstädtchen. Eine lange Fahrt war es, die mich nach der Staatskolonie Ijuhy, ungefähr 55 Kilometer nordwestlich von Cruz Alta, brachte. Auch hier alles Kamp und Grasland mit steppenartigem Charakter, Flachland, so weit das Auge reicht. Nach und nach indessen wird das Terrain welliger; wie dunkle Flecke markieren sich einzelne Wald- und Buschbestände in der eintönigen, gelblich-grünen Ebene. Traulich und anmutig winken in der Ferne menschliche Wohnungen, Gehöfte mit kleinen Hütten und hellschimmernden Steinhäusern, umgeben von schattigen Laubbäumen und grünen Kaktushecken. Maultiere, Pferde und Kühe weiden nicht weit davon in der Nähe eines sumpfigen Teiches.

Langsam kommt auf breitem, staubigem Wege ein zweirädriger Lastwagen, eine sogenannte Karrete, daher. Zehn Ochsen mit einfachem Nackenjoch ziehen dies unbeholfene Gefährt nach sich. Der Führer, ein brauner Bursche mit großem Hut und nackten Beinen, um die Schultern die faltenreiche Palla, im Gürtel die unvermeidliche Pistole und das lange Messer, reitet seitwärts. In der Hand hält er eine lange Bambusstange, die an dem einen Ende mit eiserner Spitze versehen ist. Dieses Instrument benutzt er an Stelle der Peitsche zum Antreiben der Zugochsen. Knarrend und kreischend rumpelt der schwerfällige, mit einem Strohdach ver-

sehene Lastwagen an mir vorüber. Ein freundliches „Bom dia“ (Guten Tag) schallt herüber; ich erwidere den Gruß, und wieder ist es einsam ringsumher. Nur ein Reiher erhebt sich mit schwerem Flügelschlage seitwärts des Weges aus einem schilfigen Wasser und streicht langsam über das flache Grasland dahin. Die liebe, sehnende Sonne aber steigt aus ihrem blauen Zelt und umarmt die duftige Erde, die träumende, rosige Maid, mit glühendem Kusse.

Ähnlich wie auf dem Wege nach Neu-Württemberg werden die Waldbestände auch hier stärker und höher. Eine Strecke lang hat man sogar den Eindruck, als ob es durch echten deutschen Laubwald ginge. Ich näherte mich dem Ziele. Spät um Mittag, bei einer wahren Tropenhitze, hatte ich Ijuhy erreicht, und nach einer Stunde bereits, nach der recht notwendig gewordenen Reinigung des äußeren Menschen, saß ich wieder im Sattel, um in Begleitung des Direktors die Kolonie zu besichtigen. Der Eindruck, den ich hierbei gewonnen habe, war gut; er wurde noch gesteigert durch das, was ich auf unseren Ausritten am folgenden Tage zu sehen bekam.

Im allgemeinen hat man im alten Europa von den brasilianischen Regierungskolonien einen falschen Begriff. Unkenntnis der Sache und ein gewisses Vorurteil haben eben eine richtige Vorstellung bis jetzt kaum aufkommen lassen. Ich habe das früher schon einmal betont, als ich die Regierungskolonie Campos Salles im Staate São Paulo aufsuchte. Hier wie dort gilt das gleiche: selbst sehen und dann selbst urteilen!

Wie Campos Salles, so möchte ich auch Ijuhy als mustergültig hinstellen. Sicher ist, daß hier seit fünf Jahren außerordentliches geleistet worden ist. Die Kolonie Ijuhy liegt in den Munizipien Cruz Alta, Palmeira und San Angelo und wird durchströmt von dem wasserreichen Rio Ijuhy. Überhaupt ist der Boden gut bewässert und wird dadurch seine

Fruchtbarkeit bedingt. In dem schwach hügeligen Gelände herrscht der Waldbestand vor. Vor zwölf Jahren wurde hier mit der Kolonisierung begonnen; 2200 Kolonielose zu je 25 Hektar waren damals zu vergeben. Heute zählt Ijuhy schon nahezu 9000 Seelen. Hiervon sind zirka 2500 Deutsche und Deutschsprechende. Am Stadtplatz allein wohnen schon 675 Menschen, so daß die Bezeichnung Dorf oder Flecken wirklich angebracht erscheint. Zwei Kirchen, eine katholische und eine protestantische, befinden sich am Ort, und in dem recht ausgedehnten Bereich der Kolonie gibt es acht Regierungs- und sieben Privatschulen. Hauptprodukte der Landwirtschaft sind Mais, Bohnen, Reis, Mandioka, Kartoffeln, Wein, Zuckerrohr (auch hier nur zur Branntweinbrennerei verwendbar), Honig und einzelne Früchte, wie Pfirsiche und andere.

Im Laufe der Zeit sind nicht weniger als 32 Brennereien entstanden, 3 Brauereien, 30 Mühlen und 5 Gerbereien. Daneben gedeihen die einzelnen Handwerkszweige, wie Bäckerei, Schneiderei, Schuhmacherei und dergleichen. Für das Jahr beträgt der Wert der Produktion durchschnittlich mehr als zwei Millionen Mark, und der Export übersteigt die Summe von 700 000 Mark. Absatzartikel sind insbesondere Schmalz, Tabak, Mais, Cachaça, Bohnen, Felle und Honig. Alle diese Erzeugnisse finden Absatz in der Nachbarschaft und nach Porto Alegre. Mit Wegen ist Ijuhy in geradezu mustergültiger Weise ausgestattet, und man muß rückhaltlos anerkennen, daß die Staatsregierung faktisch keine Ausgaben gescheut hat, um gute Verbindungen, gleichsam der Lebensnerv einer jeden Kolonie, herzustellen.

Außer den Deutschen sind Polen, Russen, Italiener, Österreicher und Schweden angesiedelt. Alle aber, sowohl nach eigenem Augenschein zu schließen, als auch nach dem, was ich aus der persönlichen Unterredung mit mehreren heraushörte, fühlen sich auf ihrem neuerworbenen Besitztum recht glücklich.

Das Klima ist gesund; die Durchschnittstemperatur beträgt 20 bis 21 Grad Celsius, allerdings mit einem Maximum, zum Beispiel für den letzten Monat Juni, von + 33 Grad und einem Minimum von — 7 Grad Celsius. — — —

Etwa denselben Charakter wie Ijuhy zeigt das Land westlich und südlich davon, nach dem Uruguayflusse hin, mit den Kolonien San Angelo und Guarani, wo annähernd 2000 Deutsche und Deutschsprechende angesiedelt sind. Kamp und Steppe und Weideland dehnen sich fast endlos, bis sie am fernen Horizont im klaren, lichtblauen Himmelsgewölbe ineinander verschmelzen. Ein Hauch der Ungebundenheit, der Freiheit weht hier erfrischend und erquickend über das weite, weite Land, in dem der Gaucho*) sich als Herr und König fühlt. Wie verschieden doch die Menschen hier im Westen sind gegen die im Osten an der Küste! Starke, kräftige Gestalten, männliche, kühne Gesichter, treue und ehrliche Herzen; in rauher Schale ein guter Kern.

Leise dämmerte der Abend hernieder, mit goldig rötlichem Schein die unabsehbaren Kampgefilde überflutend und eine wohltuende Ruhe auf die von der Tageshitze ermüdete Erde niedersenkend.

Keuchend vom langen Ritt trabte mein Schimmel der nächsten Besitzung, einer großen Estanzia, zu. Vor dem einfachen, schmucklosen Wohnhause, zum größten Teil aus Bohlen und Brettern gebaut, machte ich halt. Der Besitzer erschien und nötigte mich, einzutreten. Nach der ersten Begrüßung schnallte ich der Landessitte gemäß meinen Revolver und das große Dolchmesser ab und legte sie auf den roh gezimmerten Holztisch, gleichsam, um die Waffen dem Hausherrn in Verwahrung zu geben und dadurch mich selbst seinem Schutze unter seinem Dache anzuvertrauen. Artaza, so hieß der Mann,

---

*) Sprich: Gautscho. Vergl. Dr. W. Vallentin. Ein unerschlossenes Kulturland. Nëuquén und Rio Negro. Berlin, Herm. Paetel, 1907. S. 44 ff.

war eine stattliche Erscheinung. Er zählte jetzt 51 Jahre, und doch war sein Haupt- und Barthaar noch wenig ergraut. Das ausdrucksvolle, gebräunte Gesicht mit der kühn gebogenen Nase wurde durch zwei dunkle, offen und frei blickende Augen belebt, in denen es wie ein Wetterleuchten aufblitzte. Der dunkle Vollbart harmonierte gut mit dem lose um den Hals geschlungenen Tuch und dem weißen Hemd, mit dem der Oberkörper bekleidet war. Die Beine steckten in den weiten Bombachos und in hohen, schweren Reitstiefeln mit klirrenden, talergroßen Radsporen. Es war eine hohe, imponierende Gestalt, die sich mit Einfachheit und dabei doch mit einer gewissen Vornehmheit umgab und zu geben verstand.

In einem schuppenartigen Anbau brennt ein Holzfeuer. Ringsherum an den Wänden und an den Dachbalken hängen Gerätschaften, Sattel- und Zaumzeug, Geschirr, Matten und Felle; einige Holzstühle stehen um das Feuer herum; in einer Ecke befindet sich eine Art Pritsche, mit Wolldecken und Tierfellen belegt. Der Boden ist aus festgestampfter Erde hergestellt. Hier in der Mitte dieses Raumes sitzen oder stehen um das flackernde Feuer herum die Männer des Hauses, die Söhne des Besitzers, die Aufseher, einige Bekannte, die von ihrem Gehöft von weither gekommen sind und für die Nacht ein Obdach für sich und ihr Pferd suchen. Den ewigen Máte schlürfend, schwatzen sie und plaudern, und rauchen eine Maiszigarre nach der anderen. Und draußen am Firmament ziehen langgestreckte rotblaue Wolken dahin, wie die Fetzen vom Purpurmantel des Sonnenkönigs, der von seinem goldenen Thron in das finstere Schattenreich hinabgestiegen war, und in den herrlichen Abendhimmel hinein funkeln ernst und fragend die silbernen Sterne, und von bleicher Mondsichel herab schaut neugierig die Nacht durch die offenen Stellen des aus Riedgras hergestellten Daches. Ein erfrischender Windzug fächelt kosend über die weite Grassteppe dahin wie das leise Aufatmen der großen Mutter Natur nach überstandener Tageshitze.

Das Feuer knistert; die Männer schwatzen und rauchen und lassen die Cuya mit der silbernen Bomba herumgehen; und von draußen her, aus der weiten Einsamkeit und den feierlichen Dämmerschatten der Nacht, ertönt das Wiehern eines Pferdes, erst laut und hell, und dann leise und leiser werdend, wie ersterbend in leicht schwingendem Silberton einer heranrauschenden Sphärenmusik. Und mir ist's, als ob ich aus dem Singen und Klingen und Brausen und Plätschern bekannte Stimmen vernehme, geheimnisvoll raunend, flüsternd und rufend aus weiter Ferne, Klänge aus der alten nordischen Heimat, wo jetzt die kalten Winterstürme brausen, die Eisbalken donnernd krachen, und die Erde sich mit dem weißen Winterpelz geschmückt hat. Und in mir quillt heiß die Sehnsucht auf nach der Heimat, nach den fernen Lieben dort. Da fühle ich einen leichten Druck auf meiner Schulter und — erwache. Von Müdigkeit übermannt, war ich für kurze Zeit eingenickt. Artaza stand lächelnd vor mir und nötigte mich zum Abendessen.

Einfach war das Mahl: Bohnen, Reis und Rindfleisch, dazu ein Trunk kühlen Wassers. Nur die Männer nahmen an der Mahlzeit teil; die Frauen des Hauses blieben unsichtbar. Erst am folgenden Morgen hatte ich Gelegenheit, die Hausfrau zu begrüßen. Bald nach dem Abendessen suchte ein jeder sein Lager auf. Mir wurde vom Wirt eine besondere Kammer zugewiesen, während die übrigen in dem schuppenartigen Anbau ihre Nachtruhe fanden. Gut geschlafen habe ich diese Nacht, geruht wie in Abrahams Schoß — und erwachte am anderen Morgen frisch und gekräftigt. Schon um 5 Uhr, nach herzlichem Abschiede, trabte ich auf meinem weißen Roß von dannen, hinaus in die reine, würzige Morgenluft des Hochfeldes.

* * *

Etwa 100 Kilometer südwestlich von Santa Maria da Bocca do Monte liegt am Rio Ibicuhý der kleine Ort Cacequi. Er ist Endstation der Bahn (wenigstens war er es damals noch) und besitzt kaum 20 elende Wohnungen, halbverfallene Hütten und Ranchos. Meistens aus Riedgras und Lehm hergestellt und mit einem verwahrlosten Gärtchen und Hof umgeben, bilden diese Besitzungen je ein „Gehöft". Wege sind nicht vorhanden; nur Fußsteige führen über Gräben und sumpfige Stellen zur holperigen, arg ausgefahrenen Landstraße in das ebene Flachland, die sogenannte Campanha, hinein. Eine unabsehbare gewaltige Fläche; gelbgrünes Gras zwischen Sand und Geröll; hier und da ein grünschattiges, niedriges Gebüsch, und weit, weit ringsumher der leuchtende Horizont. Eine Unbegrenztheit sondergleichen öffnet sich hier dem Auge, und ein Gefühl durchzittert die Seele, wie ein Hauch der Ewigkeit. Namentlich des Abends tritt diese grandiose Endlosigkeit hervor, wenn in wunderbar feierlicher Farbenstimmung die Abendschatten in das scheidende Tageslicht herniederdämmern.

Schwerfällig, quiekend und kreischend rumpelt eine von acht Ochsen gezogene Karrete im tief ausgefahrenen Geleise daher. Die Tiere sind mit dem Stirnjoch eingespannt, anstatt mit dem quälenden und meist zu engen Halsjoch. Einige braune Reiter im flatternden Poncho und großem Filzhut galoppieren durch das Gelände, und im tiefen Grunde eines Gewässers suchen Rinder und Pferde ihre Grasnahrung.

Und dort weiter abseits, auf einer kleinen Terrainfalte, hebt sich die dunkle, scharfgeschnittene Silhouette einer alten Hütte vom hellen Abendhimmel ab. Blauweiße Rauchwolken von dem auf dem freien Platze entzündeten Feuer steigen senkrecht in die ruhige Luft. Die Töne einer Harmonika dringen an mein Ohr. Eingeborene und Arbeiter, die an der Bahnstrecke beschäftigt sind, vergnügen sich da bei Musik und Tanz; gespensterhaft, wie dämonische Spukgestalten,

zeichnen sich die tanzenden und springenden Figuren vom dunstigen, lichtgelben Firmament ab. —

Unter fürchterlichem Gejohle und Geschrei langte am nächsten Morgen die Diligencia an, d. h. die „Post“ zwischen Cacequi und Alegrete. Ach, daß Gott erbarm! Wie sah diese „Post“ aus! Ein alter, wackliger, überall defekter und zusammengeflickter Kasten mit zerrissenem Verdeck, auf vier Rädern, gezogen von sechs elenden, abgetriebenen Gäulen. Vier davon waren der Breite nach, an jeder Deichselseite zwei, eingespannt, und vor ihnen, am Deichselende, zogen zwei andere. Auf einem der letzteren saß der Führer, ein brauner, hagerer Geselle, in zerlumpter Jacke und Lederschurz, an den nackten Füßen scharfstachelige Riesensporen. Hoch oben aber auf dem Wagen, in der Nähe des Verdecks, thronte der Kutscher, ein hünenhaft gebauter Neger, der mit mächtiger Peitsche und gellendem Zuruf die armen Tiere antrieb.*) Das Ganze machte in seinem Schmutz und seiner Verkommenheit einen erbarmenswerten Eindruck. Die Fahrt selbst aber in so einer antidiluvianischen „Postkutsche“ ist eine Qual. — Und nun entstiegen dem Innern dieses malträtierten Vehikels die Passagiere, Männlein und Weiblein, die die Reise in dem Wackelkasten, zusammengepfercht in drangvoll fürchterlicher Enge, wohlbehalten überstanden hatten. Wie in eine gelbgraue Staubkruste gehüllt, stumm, mit verquollenen Augen, wankten sie mumienhaft der altersschwachen, aus Lehm und Brettern hergestellten Behausung zu, die man stolz „Hotel“ benannt hatte.

Dort drinnen aber war's fürchterlich. Ein wahres Tohuwabohu herrschte. Es wimmelte von Reisenden, von Weibern und kleinen Kindern, so daß wirklich nicht einmal mehr das kleinste Plätzchen in der elenden Bretterbude übriggelassen

---

*) Vergl. Dr. W. Vallentin. Paraguay, das Land der Guaranis. S. 50. Berlin, Herm. Paetel, 1906.



Neue Kolonisten in der Hansa.




Porto Alegre. Intendenzgebäude.



war. Dazu der Lärm, die lauten Rufe scheltender Männer, der Redefluß der holden Weiblichkeit und, last not least, das Geschrei und Geheul weinender Sprößlinge.

Alle Menschen warteten hier auf das kleine Dampfboot, das den Ibicuhý hinab bis zum Uruaguayfluß fahren sollte. Auch ich wartete — nun schon drei Tage lang, und wenn ich ungeduldig fragte:

„Wann wird der Dampfer abgehen?" erhielt ich stets dieselbe Antwort:

„Amanha!" und „Paciencia!" — „Gedulden Sie sich nur!" Und ich wartete, wartete mit einer wahren Engelsgeduld.

Und zu den schon vorhandenen Fahrgästen im famosen „Hotel", gesellten sich noch immer mehrere, deren Rücksichtslosigkeit und familiäre Ungeniertheit oft alle Grenzen des Anstands überschritten. Gewundert hat es mich, daß von all diesen Leuten, Männern und Herren, Frauen und Damen, während dieser langen Wartezeit auch nicht einer sich irgendwie mit einer kleinen Handarbeit oder geistig mit Lesen oder dergleichen beschäftigte. Wenn die schlechten, aber teuren Mahlzeiten eingenommen waren, hockte alles beisammen und erzählte und schwatzte und klatschte von nichtssagenden Dingen den ganzen geschlagenen Tag mit einer Ausdauer, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre.

Unermüdlich darin zeigte sich die Frau eines Fazenderos; er ein dürres, hageres Männchen mit eingefallenen Zügen und gekrümmtem Rücken; sie ein Riesenweib, groß, stark und schwer wie ein Kürassier, mit — acht ungezogenen, schreienden und zankenden Rangen. „Weiberzungen ja nimmer ruh'n!" Und wenn dies lärmende Geschäft in vollster Blüte stand, dann tönte es plötzlich wie eine schreckliche Tuba bei Feuersnot hinein: „Hu — hu — hu-u-u!" und kündete Zeter und Mordio, und ein brüllender kleiner Schlingel kam mit zerschundenem und zerkratztem Gesicht zur Mama gelaufen und suchte dort Schutz. Und dann begann das Trösten seitens

der Mütter und Tanten. Eine kleine Pause — und das Geschnatter und Geklatsche nahm seinen Fortgang.

Namentlich des Abends war das unerträglich, da man ja an das „Hotel“ gebunden war. Denn wohin sollte man gehen? Überall nur Landschaft und Umgebung und Luft.

Eines Nachts aber kam die gerechte Strafe. Ein fürchterliches Unwetter war hereingebrochen mit Hagel und Regen und einem orkanartigen Sturm. Das Wasser drang durch das Dach und die undichten Wände; die kleinen Zimmer, die mit Menschen überfüllt waren, schwammen, und Betten und Kleider waren durchnäßt. Wild, wie in losgelassener Wut, brauste der heulende Sturm um das wackelige Haus und rüttelte und zauste an den Dachsparren, an Fenstern und Türen; dazwischen krachte der Donner und rauschte und klatschte der Regen hernieder. Und bei jedem flammenden Blitz und dröhnenden Donnerschlag heulten und kreischten die entsetzten Weiber, und dazwischen weinten die kleinen Kinder, die aus dem nassen Lager auf den ebenso durchnäßten und aufgeweichten Lehmfußboden getrieben worden waren.

Das war ein gottvolles Konzert, an das ich immer denken werde mit Zorn und stiller Schadenfreude. Denn jene Gewitternacht hatte Erfolg: die Lärmmacher waren am folgenden Tage ganz still und mundtot, und es herrschte endlich wohltuende Ruhe im „Hotel“ am Ibicuhý.

Und noch zwei Tage, da kam das kleine Dampfboot, und die Wellen des Ibicuhý trugen mich in prächtiger Fahrt hinab zum Rio Uruguay. — — —

Lieblich und schön glänzt mir die Uferlandschaft entgegen, über deren fernem Horizont die Mittagssonne dunstige Schleier webt und die Luft mit flimmerndem Glanze erfüllt.

Niedriges Buschwerk bekränzt die flachen Ufer, hinter denen aus bewachsenen Trümmerhalden langgestreckte Tafelberge kulissenartig mit Einzelerhebungen, emporgetriebenen Kegeln und Türmen gleich, sich hinziehen. Aus dem dunkel-

schattigen Geäst und Laubwerk flattert ein Schwarm kreischender Papageien hoch, während sich zwischen Rohr und Schilf Hunderte von schwarzbraunen Wildenten zum Fluge erheben, um dicht über dem Wasserspiegel hinweg einem anderen Schlupfwinkel zuzustreben. Auf den hellgelb leuchtenden Sandbänken, an denen das Flußbett überreich ist, sonnen sich Alligatoren; stelzbeinige, weiß und grau gefiederte Reiher stehen, teils verträumt sinnend, teils nach Beute spähend, im Schlamm. Hoch oben aber ziehen Raubvögel, Habicht und Falke, ihre einsamen Kreise, und tief unten leckt und küßt mit heimlichem Murmeln und Gurgeln Welle auf Welle den Bug des kleinen Schiffes.

* * *

Dort, wo der Rio Ibicuhý in den wasserreichen Uruguay einmündet, sah ich zum ersten Male argentinisches Gebiet. Der Dampfer hatte die große Eisenbahnbrücke, die in einer Länge von etwa 1000 Meter die Ufer des Ibicuhý verbindet, passiert; noch eine halbe Stunde — und der Uruguay, blinkend und glitzernd im Sonnenschein, lag vor mir.

Weites Flachland dehnt sich zu beiden Seiten; gelbgrüne Grasflächen, nur ab und zu unterbrochen von dunkelgrünem Buschwerk und niedrigen Bäumen; nur selten eine braune, moosbedeckte Hütte, ein Wohnhaus; dann und wann eine grasende Rinderherde; sonst alles leer, kahl, nichts als endloses Feld und greller Himmel; eine schwermütige Landschaft. Und diese Stimmung wird noch erhöht, wenn man an der Insel „Japeyú", die gerade vor der Einfahrt in den Uruguay mitten in diesem Strome liegt, vorbeikommt; da hat man ein echt Böcklinsches Bild mit all seiner feierlichen Melancholie und stillen Traurigkeit. Dunkel, fast schwarz, ragen dort schlanke Bäume aus hellem Laubwerk in die Höhe und zeichnen sich scharf auf dem strahlenden, in der Sonnenglut flimmern-

den Hintergrunde ab, während unten in tiefsatten Tönen der Wasserspiegel erzittert. Wer je den Uruguay hinuntergefahren ist, wird diesen Anblick nicht vergessen.

Auf der rechten Seite schauen wie verstohlen die beiden Turmspitzen der Kirche von San Martin herüber, Menschenwerk, kalt und steinern im Gegensatz zur lebenswarmen, empfindungsreichen Natur hier drüben.

Der Uruguay ist an dieser Stelle schon mehr als 1000 Meter breit. Der Charakter der Uferlandschaft bleibt auch mehr stromabwärts ungefähr derselbe; nur in der spärlichen Vegetation kommen einzelne Palmen zum Vorschein. Im allgemeinen ist das ganze Land, das ja von Nordosten nach Südwesten allmählich abfällt, niedrig. Während z. B. die Cochilha Grande 1000 bis 1100 Meter Höhe hat, während Passo Fundo 620, Cruz Alta 450 Meter über dem Meeresspiegel liegen, während bei Cacequi und Alegrete noch etwa 100 Meter Höhe gemessen werden, zeigen die Ufer des unteren Ibicuhý und des Uruguay nur noch eine durchschnittliche Meereshöhe von 20 Meter.

Auch im Klima macht sich diese Differenz der Höhenlage schon recht bemerkbar, und in Uruguayana atmete ich die laue, weiche Luft der Tropengegenden, die mir ja von Indien her, von Java und der Südsee, wohlbekannt war.

Etwa sechzig Jahre sind es her, als sich einige politische Flüchtlinge aus Argentinien auf einem kleinen Hügel am linken Ufer des Uruguaystromes niederließen. Ihnen folgten bald andere, und heute ist hier das Städtchen Uruguayana entstanden. Der Gunst der Lage verdankt der Ort sein rasches Emporblühen. Trifft in dieser Gegend doch der Handel Brasiliens, Argentiniens und Uruguays zusammen. So kommt es denn, daß die Stadt gleichsam zu einem Handelszentrum des Binnenlandes geworden ist und sich bei den guten Verbindungswegen, Eisenbahnen sowohl wie Wasserstraßen, eines regen Verkehrs erfreut.

Die Bewohner, unter denen sich keine Deutschen befinden, sind ausschließlich Handelsleute und Gewerbetreibende; industrielle Unternehmungen existieren dort noch nicht. Auch liegen Ackerbau und Gemüsezucht noch etwas im argen. Wie es scheint, wickeln sich die Geschäfte prompt und ruhig ab, ohne jene Hetzerei und fiebernde Hast, die nun mal im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität zur Regel geworden sind. In der Stadt selbst ist der vorhandene Wohlstand unverkennbar. Wenn auch die Bauart der meistens einstöckigen Häuser schlicht und einfach genannt werden muß, so wäre es doch verkehrt, hiervon auf mangelnde Geldmittel zur Herstellung schöner Wohnungen zu schließen. Wegen der niedrigen Mieten rentiert sich hier eben der Häuserbau nicht; der Geldmann legt daher seine Kapitalien besser in Handelsunternehmungen an, die ihm schon nach kurzer Zeit einen befriedigenden Gewinn abwerfen. Außerdem aber hat ja der Brasilianer im allgemeinen hinsichtlich seiner Wohnungsverhältnisse sehr geringe Bedürfnisse und eigentlich auch wenig Geschmack.

Uruguayana ist weitläufig gebaut; die Straßen sind breit und laufen rechtwinklig zueinander. Mehrere große Plätze, mit Ziersträuchern und Kasuarinen bepflanzt und mit einer Tribüne für eine Musikkapelle versehen, dienen dem Publikum zum Lustwandeln. An einem solchen Platze liegt das prächtige Gebäude des Club commercial, mit großer Kuppel und schönem Säulenportal, und mit vornehmer innerer Ausstattung. Der Stil dieses mächtigen, alles überragenden Klubhauses wurde mir als „argentinisch" bezeichnet. Mir war er unbekannt. Ich konnte nur so etwas von imitierter Antike bemerken, gemischt mit etwas fremdartig Modernem, das teilweise an Rokoko erinnerte. Indessen zeigt auch die Bevölkerung etwas Eigenartiges in ihrem ganzen Typus. Vielfach hört man hier schon die Guttural- und Lispellaute des spanisch sprechenden Argentiners, und die Mischung mit Indianerblut aus dem

Stamme der Guaranis *) tritt bei den niederen Volksklassen mehr denn je zutage. Angenehme Gesichtszüge aber und hübschgewachsene Figuren zählen hier nicht zu den Ausnahmen.

Es war an einem Sonntagnachmittag, als ich in dieser Grenzstadt eintraf. Die vornehme und andere Welt Uruguayanas war auf den Beinen, d. h. sie promenierte unter den Bäumen der „Praça", meistenteils immer um diesen Platz herum, wohl aus Neugierde, um die Equipagen auf den vorbeiführenden Straßen besser sehen zu können, vielleicht auch, um selbst besser von den übrigen gesehen zu werden. Nun, und sehen lassen können sich diese Damen in ihren reizenden, duftigen Toiletten. Ja, das hatte Schick, und die Zusammenstellung harmonierte stets wundervoll mit dem dunkeln, schwarzen Haar und dem brünetten Teint. Auch die Gesichter waren ganz nett; nur einige sahen sehr geschminkt aus, und ich mußte unwillkürlich an den bekannten Mehlsack denken, der hier in der Nähe noch irgendwo herumzuwandeln schien. Die Mehrzahl der Damen promenierte ohne Hut, in der Hand den unvermeidlichen Fächer. Bei sehr wenigen nur sah ich Kopfbedeckungen, aber derart, daß ich oft nicht wußte, gehört der Hut der Dame oder die Dame zum Hut. Die Berliner Halbwelt pflegt sich ja mit solchem monströsen Zeug zu behängen, um aufzufallen. Hier war ich im Zweifel. Jedenfalls aber ist man heute doch schon so weit, daß man nicht mit Unrecht sagen darf: „An ihren Hüten sollt ihr sie erkennen." —

* * *

Uruguayana gegenüber, auf dem rechten Ufer des Stromes, liegt das Städtchen Libres, mit ganzem Namen Pasos de los Libres.

---

*) Vergl. Dr. W. Vallentin. Paraguay, das Land der Guaranis. Berlin, Herm. Paetel, 1907. S. 12, 23 ff.

Mit einem kleinen Boot, das mit einem Segel versehen war, bin ich hinübergefahren. Etwa eine halbe Stunde dauerte die Fahrt.

Drei Bootsleute, braune, intelligent blickende Burschen, mit wehendem, farbigem Halstuch, weiter Pluderhose und breiter, blutigroter Leibbinde, aus der das große Messer hervorschaute, lenkten das kleine Fahrzeug. Auch einige Frauen aus dem Volke, mit Bündeln und Körben am Arm, im Munde eine große, unregelmäßig gedrehte Zigarre haltend und kräftig dampfend, saßen oder hockten im Boot. So sauber, fast peinlich reinlich die Männer aussahen, so schmierig waren diese Weiber. Wie ich nachher bemerkte, schmuggelten sie Waren, insbesondere Branntwein, über die argentinische Grenze. Die Flaschen wurden einfach in den Busen der losen Jacke gesteckt oder unter den Röcken verborgen; eine Manipulation, die jene Vertreterinnen der holden Weiblichkeit ohne Scheu und Scham vor meinen Augen während der Überfahrt vornahmen. Eine der Frauen, dürr wie ein Gerippe, erschien mit einem Male wie aufgeblasen, voll und hochbusig, als ob sie sich trotzig hinter ihrer Brustwehr verschanzt hätte.

Hier an der Grenze wird viel geschmuggelt, ebenso wie an der Ostküste Brasiliens, und man soll sich gar nicht wundern, wenn die Zollbehörden Strenge walten lassen. Wie seinerzeit von den brasilianischen Zollbeamten, so wurde ich auch jetzt von den argentinischen höflich behandelt und abgefertigt. Von all den gruseligen Geschichten, die man mir schon vorher erzählt hatte, fand ich auch hier nichts vor.

Bedeutend weitläufiger, aber auch unregelmäßiger als Uruguayana gebaut, zählt das erheblich jüngere und kleinere Libres etwa 3000 Einwohner. Die Häuser könnte man fast armselig nennen; meistens sind sie einstöckig und stehen im Rohbau da, der nur zu häufig auf seinen Gesimsen und Ziegelfugen Graswuchs aufweist. Es sieht fast aus, als ob das Geld zum Vollenden alle geworden wäre. So sind denn die

Straßen mit ihren unschönen, unfertigen und oft halbverfallenen Häuserfronten weder bequem noch hübsch zu nennen. Und doch ahnt niemand, daß sich hinter diesen kahlen, nackten Mauern schöne Gärten mit allem tropischen Pflanzenwuchs verbergen. Fast jedes Haus besitzt einen von Mauern umschlossenen großen Raum, der als Hof und Garten eingerichtet ist. Palmen und Rosen, Jasmin und alle möglichen Blumen und Blattpflanzen trifft man dort an. Weinreben bilden große Laubengänge, Fruchtbäume aller Art, wie Pfirsiche, Orangen und andere, beschatten den Rasenteppich. In der Mitte befindet sich meist ein hübsch gemauerter Brunnen mit zwei Steinsäulen, zwischen denen die Welle mit Kette und Eimer befestigt sind. Und während draußen auf sandiger, staubiger Straße, zwischen heißen Steinmauern, in prallender Sonnenglut, die Luft kaum erträglich ist, herrscht hier, hinter eben jenen glühenden Mauern, vor aller Welt verborgen, angenehme Frische, Kühle, Erholung. Das Ganze erinnert so etwas an spanisch-maurische Art. Bereits in Uruguayana fand ich diese Einrichtung vereinzelt; hier in Libres war sie allgemein, ebenso in dem weiter nordwestlich gelegenen Mercedes, wo die Ähnlichkeit mit dem alten maurischen Stil durch die vorhandene Vergitterung der Fenster noch erhöht wurde.

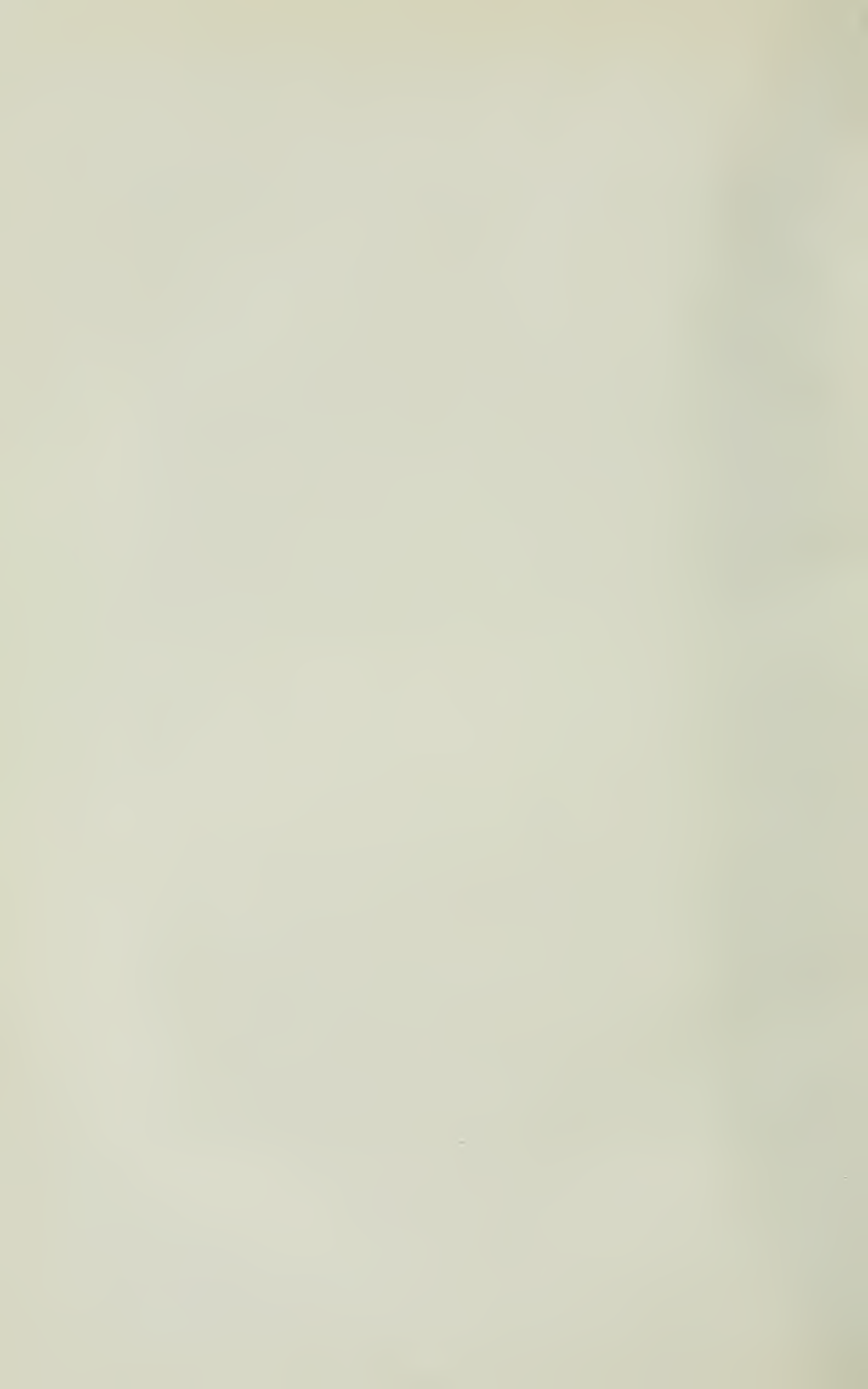
Auch Libres lebt vom Handel; Ackerbau und Gemüsezucht werden höchstens nur für den Hausbedarf betrieben, während die Viehzucht auf den umliegenden ausgedehnten Weideländereien vortrefflich gedeiht. Irgendwelche Industriezweige fehlen gänzlich. Libres wie auch Uruguayana besitzen nicht einmal eine Brauerei, vielleicht, weil beide Ortschaften keine deutschen Bewohner haben. Sonst? — Es ist ja eine eigenartige Erscheinung und trifft in den meisten Fällen zu, nämlich die erste gemeinnützige Betätigung der einzelnen Nationen in ihren Niederlassungen, nachdem die notwendigen eigenen Bedürfnisse befriedigt sind: der Portugiese gründet dann zuerst ein



Straßenszene in Porto Alegre (Rio Grande do Sul).



São Leopoldo (Rio Grande do Sul).



Krankenhaus, der Engländer eine Bank und der Deutsche — eine Brauerei.

* * *

Ungefähr 100 Kilometer südwestlich von Libres, dort, wo der brasilianische Staat Rio Grande do Sul seinen äußersten Zipfel zwischen die Staaten Argentinien und Uruguay hineinsteckt, und wo der Ouarahy und Rio Mirinay in den Uruguaystrom sich ergießen, liegt die Eisenbahnstation Monte Caseros.

Hier in der Umgebung war es, wo der bluttriefenden Herrschaft des Tyrannen Rosas ein Ende bereitet wurde.

In den andauernden Parteikämpfen der Provinz Buenos Aires zwischen Föderalisten und Unitariern verstand es damals ein immens reicher Estanziero, namens Manuel Rosas, durch gewalttätiges, rücksichtsloses Auftreten sich Anerkennung zu verschaffen. Mit Hilfe seiner bewaffneten Gauchos gelang es ihm, die unitarische Gegenpartei niederzuwerfen und sich 1829 zum unumschränkten „Gouverneur“ der Provinz Buenos Aires aufzuschwingen. Mit bestialischer Roheit und Grausamkeit herrschte dieser Wüterich fast zwanzig Jahre lang als berüchtigter Tyrann über sämtliche Provinzen, erbarmungslos gegen alles, was ihm im Wege stand. Beim leisesten Verdacht traten Erschießen, Halsabschneiden, Vergiften, Erhängen heimlich und öffentlich in Tätigkeit. Ganze Familien wurden vernichtet, ihre Güter ohne Prozeß eingezogen. Todesurteile waren an der Tagesordnung, und der Dolch des Meuchelmörders arbeitete im stillen. Rosas selbst bereicherte sich und seinen Anhang ganz unermeßlich. Da, zu Beginn der fünfziger Jahre, endlich erhob sich der befähigte Gouverneur von Entre Rios, General Urquiza, gegen den Unhold auf dem Präsidentenstuhl, verband sich zum Krieg gegen ihn mit der Republik Uruguay, marschierte auf Buenos Aires und traf am 3. Februar 1852 bei Caseros auf das Heer des Rosas,

das hier nach heftigem Ringen in die Flucht geschlagen und völlig aufgelöst wurde. Rosas selbst, feige wie alle Despoten, rettete sich auf ein bereitgestelltes englisches Schiff, das ihn nach Europa brachte. — — —

Eine in englischen Händen befindliche Bahn führt von hier nach Südwesten über Mercedes und San Rocque nach Corrientes, der Hauptstadt der argentinischen Provinz gleichen Namens. Die Entfernung von Monte Caseros bis Corrientes am Paranáflusse beträgt etwa 400 Kilometer, also etwa so viel wie die Luftlinie von Köln nach Basel oder Berlin nach Danzig, während die Provinz mit ihrem Flächeninhalt von 84 400 qkm die Gesamtausdehnung des Königreichs Bayern und des Großherzogtums Hessen um ein ganz erhebliches übertrifft.

Das Gelände ist völlig eben; Gras- und Weideland für große Viehherden. Niedriges Busch- und Strauchwerk tritt vereinzelt auf, nimmt indessen später große Strecken ein, die auffallend an das Buschfeld Südafrikas erinnern. Der Typus der nördlich von Pretoria gelegenen „Springbockvlaakte" gibt hier der Landschaft das charakteristische Gepräge. Der Dornbaum Transvaals ist auch hier vorhanden, und Mimosen- und Akazienarten sind in dem niedrigen Baumbestand vorherrschend. Auch der als Nutzbaum bekannte Quebracho colorado wächst hier, der ausgezeichnete Bauhölzer und ein vorzügliches Gerbmaterial liefert. *) Indessen ist sein Auftreten nur noch vereinzelt, während er mehr im Norden in größeren Beständen angetroffen wird. Im allgemeinen wechseln Gras- und Baumstrecken ab, ohne voneinander geschieden zu sein, und erst von Curuzu bis nach Mercedes hin erscheint das Land wie eine einzige gewaltige Ebene, auf der ungezählte Rinderherden ihre Nahrung suchen und der Gaucho auf flinkem Pferde mit dem Lasso hantiert. Ackerbau ist nur wenig vorhanden.

---

*) Vergl. Dr. W. Vallentin. Paraguay, das Land der Guaranis. Berlin, Herm. Paetel, 1907. S. 245 ff.

Das Klima, die Bodenbeschaffenheit, die Vegetation des Landes bedingen eben in erster Linie die Viehzucht. Bezeichnend für diesen Umstand ist, daß zum Beispiel nur 1 Prozent der Gesamtfläche der Provinz bisher als Ackerland in Gebrauch genommen worden ist. Dagegen rechnet Corrientes zu den Teilen der Argentinischen Republik, in denen die Viehzucht eine große Rolle spielt, und die sich eines gewissen Reichtums an Viehbeständen erfreuen. Indessen alle natürlichen Faktoren sind ja vorhanden, um auf die Viehzucht günstig einzuwirken. Das feuchte, milde Klima sagt dem Rindvieh besonders zu und liefert gutes Weidefutter, während die Lage zwischen Uruguay und Paraná die leichte Verbindung zum Weltmarkt bedingt, also dem Absatz äußerst förderlich ist. Die Ausfuhr von lebendem Rindvieh wie auch von Rindfleisch in gedörrtem und konserviertem Zustande nach Europa, nach Brasilien, Uruguay und Paraguay ist denn auch eine ganz bedeutende. Auch die Schafzucht wird in beträchtlichem Umfange betrieben. Immerhin scheint doch das feuchtwarme Klima und der stellenweise recht sumpfige Boden für das Gedeihen des Schafbestandes nicht so recht günstig. Trotzdem ist Corrientes am Wollexport Argentiniens nicht unerheblich beteiligt. — — —

Auf der Eisenbahnfahrt von Libres bis Mercedes hatte ich das zweifelhafte Vergnügen, mit einigen Engländern zusammen zu reisen. Eine Dame und ein etwa zehnjähriges Mädchen waren es, die, wie überall, so auch hier recht anspruchsvoll auftraten und für sich sofort vier Plätze reservierten. Bekanntlich kommt man ja o h n e Bescheidenheit stets am weitesten. Namentlich betrug sich die kleine semmelblonde Miß, eigentlich doch noch ein Göhr in des Wortes verwegenster Bedeutung, sehr auffallend. „O, mama, that people laughed at us!“ rief sie höchst ungnädig naserümpfend aus, als einige junge Herren, Argentiner, über das insolente Benehmen spöttelten.

Wie bescheiden und sittsam dagegen betrug sich ein anderes Mädchen in gleichem Alter, eine Tochter des Landes, die in Begleitung ihres Vaters mitfuhr. Das war ein Unterschied wie Tag und Nacht. Dort die Hyperkultur mit ihrer Arroganz, hier die anmutige Natur in ihrer einfachen Bescheidenheit.

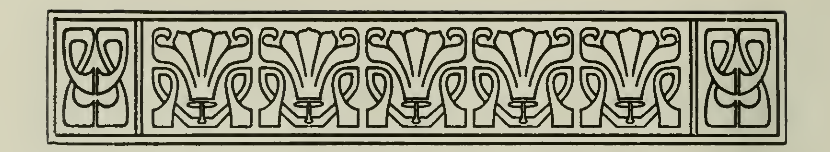
Mercedes ist eine mittelgroße Stadt, deren Einwohner Handel und Gewerbe treiben. Industrie ist recht unbedeutend. Die Bauart der Häuser ist wie in Libres, das heißt mit dem in der Mitte befindlichen, rings von Mauerwerk umschlossenen Hof und Garten. Auf den Plätzen, wie zum Beispiel auf dem vom „25. de Mayo“ vor der Präfektur, sind Alleen von Kasuarinenbäumen angelegt. Indessen kann ich diesen kaum irgendwelchen Geschmack abgewinnen. Die Bäume behalten immer ein dürftiges, kaltfarbiges Aussehen und erinnern durch ihre Gleichförmigkeit von weitem stets an die Bäumchen einer Spielzeugschachtel: ein glatter Stamm, und auf diesem ein grüner, spitzer Kegel.

Von Mercedes ab gewinnt die Landschaft ein anderes Aussehen. Wohl bleibt der ebene, flache Charakter des Geländes bestehen, wohl wechseln Gras- und Baumflächen miteinander ab, und der Typus des afrikanischen Buschfeldes ist auch hier noch immer derselbe. Aber ein anderes Moment tritt hinzu. Das ist die Sumpf- und Lagunenbildung in diesem Teil der Provinz, dessen Boden bei den vielen Wasseransammlungen häufig den Eindruck einer Überschwemmung hervorruft. Lange Brücken führen über solche Strecken; aufgeworfene Dämme folgen oft in beträchtlicher Länge. So geht es stundenlang durch sumpfige Flächen, in denen die schwarze Wildente sich schwerfällig zum Fluge erhebt, das braune Wasserhuhn seinem Versteck im schilfigen Grase zueilt und weiße und graue Reiher ihre Beute suchen. Sumpfwasser und Schilf überall. Dazwischen einzelne feste Weidestellen mit dunkeln, rotbraunen Punkten in der Ferne, die sich

langsam bewegen. Es sind die Rinderherden, die dort weiden. Hier und da taucht eine Hütte auf, auch ein Haus, von bebauten Ackerflächen, meistens mit Mais und Tabak bepflanzt, und von tiefgrünen Orangenbäumen umgeben. Der Ackerbau wird nur in geringem Umfange betrieben und beschränkt sich in der Hauptsache auf Mais und Tabak. Auch Zuckerrohr gedeiht, und weiter nach Corrientes zu wird der Orangen- und Zitronenkultur eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Bei San Diego z. B. gibt es einen großen, prächtigen Orangenhain, in dessen dunkelm Laube die goldgelben Früchte sich wunderbar ausnehmen. Nicht weit davon befindet sich auch ein mächtiger Palmenwald von erheblicher Ausdehnung. Von hier ab und weiter nach Norden zu tritt die Palme wieder häufiger auf und bildet von nun an einen typischen Bestandteil jener Waldflächen, die mit den weitgedehnten Grasebenen abwechseln.

Allmählich mehren sich die menschlichen Wohnungen; braune Hütten, aus Lehm hergestellt und mit Riedgras eingedeckt, oft auch ganz aus Zweigen und Gras gebaut, stets aber von schattigem Buschwerk umgeben, unterbrechen die ermüdende Eintönigkeit der Landschaft. Dort hält ein brauner Reiter spähend mitten im Grasfelde, und hier, dicht neben dem Zuge, jagt ein schwarzhaariges Weib, dessen dunkler Teint sich scharf von der weißen, im Sonnenlicht fast blendenden Kleidung abhebt, auf schäumendem Pferde hinter einer Herde Kühe einher. Dichter wird das Buschwerk; eingezäunte Gärten werden sichtbar, und dahinter erblickt man wohlgepflegte Äcker und Felder. Im Sumpf nebenan quaken und schreien die Frösche in allen Tonarten. Noch einmal geht's über eine Brücke. Dann schimmern in der Ferne die Türme und Dächer einer Stadt. Noch eine halbe Stunde — und Corrientes ist erreicht.

---



## XII.

## Schlußbetrachtungen und historischer Überblick.

Der Zufall gab dem alten Europa eine neue Welt!

Kolumbus wollte, angeregt von dem florentinischen Astronomen Toscanelli, einen westlichen Seeweg nach Ostindien finden und stieß wider seinen Willen auf Teile eines Kontinents, der, wie sich später zeigte, in seiner ungeheuren Ausdehnung von Nord nach Süd eben jenen Seeweg energisch versperrte. Kolumbus selbst hat nach wie vor geglaubt, ein Stück von Asien erreicht zu haben.

Einige Jahre später, 1500, geriet der Portugiese Pedro Alvarez Cabral auf dem östlichen Verkehrswege nach Ostindien in einen falschen Kurs. Um die gefürchtete Zone der Windstille im Atlantischen Ozean zu umgehen und ungefährdet zum Kap der guten Hoffnung zu gelangen, segelte er zu weit nach Südwesten und landete ohne seine Absicht an der Insel Vera Cruz und später an der Küste des Festlandes bei Espirito Santo. Er „entdeckte“ Brasilien.

Und im Jahre 1515 gelangte der Spanier Diaz de Solis auf der Suche nach einer direkten Verbindung zur Südsee zufällig und wider Erwarten in die Mündung des Rio de la Plata, des gewaltigen Silberstromes. Er „entdeckte“ das heutige Argentinien.

War es Zufall, war es Schicksalsfügung, jedenfalls steht fest, daß diese Entdeckungen irgend einmal mit Naturnot-

wendigkeit kommen mußten als die unausbleibliche Folge der Expansion aller wirtschaftlichen Kräfte im Mutterlande und des damit gesteigerten Handels und Verkehrs. Die Unzufriedenheit ist eben die Mutter jeden Fortschritts, und der nie rastende Menschengeist sinnt unermüdlich auf Mittel und Wege, das irdische Dasein des Individuums zu verbessern, das Leben so glücklich wie möglich zu gestalten.

Eine förmliche „Jagd nach dem Glück“, eine unersättliche Gier nach Geld und Reichtum trieb nun unternehmungslustige, kühne Männer, verwegene Abenteurer und Existenzen aller Art nach dem neu entdeckten Erdteil. Spanier und Portugiesen, also Angehörige der romanischen Rasse, waren es, die sich Südamerikas bemächtigten und leider jahrhundertelang seine wirtschaftliche Entwicklung aufgehalten haben. Ein Raubsystem der gräßlichsten Art nahm seinen Anfang. Die bestialische Gewinnsucht des weißen Mannes verwüstete und zerstörte ohne Gnade und Barmherzigkeit, frevelnd an allem Göttlichen und Menschlichen — eine wilde, wüste Zeit damals im Reiche der „Conquistadores“: grausame Kriege, blutige Aufstände, Intrigen, Verschwörungen, kurz, eine bluttriefende Gewalt- und Schreckensherrschaft, wobei Eifersucht und Neid der einzelnen, und fieberhafte Gier aller nach Macht und Reichtum, wahnsinniger Durst nach Gold schamlos zum Ausdruck kamen. In der brutalen Sucht, das Goldland, das ersehnte „Dorado“ zu besitzen, scheuten Vizekönige und Gouverneure, Bischöfe und Priester, Soldaten und Abenteurer vor keinem noch so nichtswürdigen Mittel zurück; die fluchwürdigsten Verbrechen wurden begangen, zur ewigen Schmach und Schande der Menschheit. Es war ein erbarmungsloses Zerstören, Rauben, Morden „in maiorem dei gloriam“. Alte Kulturreiche sanken in Trümmer, und eine recht zweifelhafte europäische Kultur sproßte kümmerlich auf dem mit Blut und Tränen gedüngten Boden des Neulandes.

Ein Machtspruch des Papstes schied dann diese große

überseeische Welt durch eine Grenzlinie von Norden nach Süden in zwei Teile. Die östlich von dieser Linie gelegenen Landstrecken sprach er den Portugiesen, die westlichen den Spaniern zu und schuf so zwei Sprachgebiete, die nun als portugiesische und spanische Kolonien unter der eifersüchtig aussaugenden Regierung ihrer Mutterländer getrennt voneinander vegetierten. Seit jener Zeit herrscht in dem heutigen Brasilien, dem früher portugiesischen Kolonialgebiet, als Landessprache das Portugiesische, in den übrigen Ländern Südamerikas, als der früher spanischen Kolonie, das Spanische. Immerhin waren beide in den Händen von Angehörigen der romanischen Rasse und in Abhängigkeit von engherzigen, gewissenlosen Machthabern, die nur *einen* Zweck im Auge hatten: bequeme Bereicherung und Zuwachs der *eigenen* Macht. An das Wohl und Wehe des überseeischen Landbesitzes aber, dessen wirtschaftliche Entfaltung durch kurzsichtige Gesetze im Interesse der Heimat nur zu oft künstlich gehemmt wurde, dachten jene Gewalthaber keineswegs.

Insonderheit wurde ängstlich darüber gewacht, ausschließlich dem Mutterlande die Vorteile des gesamten Handels und Verkehrs zukommen zu lassen, und so geschah es, daß im Laufe der Zeit durch eine unsinnige Gesetzgebung dem brutalsten Aussaugungssystem seitens der heimischen Regierungen Vorschub geleistet wurde, auf Kosten der Kolonien. Und was Regierung und Fürst noch übersahen, taten auf eigene Faust ihre Vertreter, die Gouverneure, Vizekönige und Beamten. Das Neuland seufzte unter dem harten Druck solcher Herren, und als das achtzehnte Jahrhundert zur Neige ging, erschienen die Verhältnisse in Südamerika schier unerträglich.

Indessen, in den Abendnebeln einer untergehenden Epoche flimmerten bereits die Lichter einer kommenden Zeit. So etwas wie ein geheimnisvolles, verworrenes Rufen und Dröhnen ging durch die Welt. Im Norden hatte ein Volk germanischer Rasse die Fesseln englischer Knechtschaft abgeschüttelt und



Bei Alto Jacuhy. Sägemühle im Hochlande von Rio Grande do Sul.



sich im erwachenden Kraftbewußtsein auf eigene Füße gestellt. Die Freiheit war es, die da flehend und grollend die Arme zum Himmel streckte und emporschrie, hadernd mit Tyrannenmacht. Der Ruf verhallte nicht ungehört; auch in Südamerika vernahm man ihn und lauschte von da an aufmerksam auf das mächtige Flügelrauschen der Zeit. Dann kamen die wuchtigen Ereignisse in Europa, der Zusammenbruch eines durch und durch verrotteten Systems; die französische Revolution, der blutige Kampf eines genialen Emporkömmlings gegen das wacklig gewordene Regime der alten Welt, gegen angestammte Fürstenwillkür von Gottes Gnaden. Vor dem klirrenden Schritt des Eroberers wankten Herrscherthrone, und die Morgenröte einer neuen Ära, die das Alte und Morsche über den Haufen stößt, schien angebrochen.

Als im Jahre 1806 infolge des spanisch-englischen Krieges das perfide Albion im Trüben fischen wollte und Buenos Aires angriff, war das spanische Königreich außerstande, seinen Kolonien auch nur einigermaßen zu helfen. Ja, noch mehr, der in Buenos Aires regierende spanische Vizekönig Sobremonte gab feige den Platz auf und floh nach Cordoba. Unter Führung eines Franzosen, des Kapitäns de Liniers, nahmen die Bewohner der Stadt die Verteidigung auf und nötigten den englischen Gegner 1807, den argentinischen Boden zu verlassen.

Die Unzufriedenheit der Bevölkerung des Landes aber mit der heimischen Regierung, von der sie keinen Schutz mehr zu erwarten hatte, kam nun offen zum Vorschein. Der spanische König Ferdinand VII. war seines Thrones verlustig gegangen, und als auch die ihn entsetzende Junta de Sevilla aufgelöst wurde, erklärte eine Versammlung leitender Persönlichkeiten in Buenos Aires, unter den herrschenden Umständen eine spanische Oberhoheit nicht mehr anerkennen zu wollen, sondern eine eigene Regierung aus eigener Machtvollkommenheit einzusetzen. Am 25. Mai 1810 wurde eine Regierungs-Junta aus neun Mitgliedern mit dem Präsidenten Saavedra

gebildet; der Vizekönig mit seinen spanischen Anhängern und die Garnison mußten Buenos Aires verlassen, und nun begann im ganzen Lande der langwierige, blutige Kampf der Revolution, d. h. der Nationalpartei gegen das spanische Mutterland. Nach sieben Jahren etwa war es den Republikanern gelungen, aus dem Gebiet des heutigen Argentinien, Uruguay, Chile und Peru die Spanier zu vertreiben.

Die Bevölkerung des heutigen Paraguay setzte zwar ebenfalls den spanischen Gouverneur in Asuncion ab, schloß sich aber der allgemeinen Freiheitsbewegung nicht an, sondern machte sich dadurch selbständig, daß sie 1811 den Dr. Francia zum Diktator und Präsidenten ihrer eigenen Republik wählte. *)

Die Flamme der Begeisterung für die Befreiung von dem drückenden und verhaßten Joch des Mutterlandes ermöglichte es schließlich, daß der republikanische General San Martin durch den Sieg von Maipu (Chile) im Jahre 1818 auch den letzten Rest der spanischen Armee aus Südamerika hinausjagte.

Inzwischen hatte das benachbarte Brasilien versucht, sich des heutigen Uruguay zu bemächtigen. Die brasilianische Truppe aber wurde in mehreren Gefechten geschlagen, und die sogenannte „Banda oriental“ wurde 1827 zur selbständigen Republik Uruguay gemacht.

Die Entwicklung der anderen Staaten Südamerikas zeigte einen ähnlichen Verlauf, mit Ausnahme von Brasilien.

Dort war man ebenfalls der Plackereien durch ein ohnmächtiges Mutterland müde geworden, müde der ewigen, engherzig aussaugenden Bevormundung durch eine Regierung, die mit dem Riesenbesitz ihrer Kolonie Brasilien eigentlich nur wenig anzufangen wußte. Auch dort stagnierten Handel und Wandel, bis der Freiheitsgedanke mit Macht durch das Land wehte, und die führenden Geister mit wuchtigem Schwunge

---

*) Vergl. Dr. W. Vallentin. Paraguay, das Land der Guaranis. Berlin, Herm. Paetel, 1907. S. 301.

fortriß. Am 7. September 1822 machte sich die alte portugiesische Kolonie von ihrem Mutterlande unabhängig, wurde aber nicht zur freien Republik, sondern schuf, im Gegensatz zu dem übrigen Südamerika, durch Wahl eines portugiesischen Prinzen zum Kaiser die südamerikanische Monarchie, das Kaiserreich Brasilien.

Johann VI., König von Portugal, nämlich war, vor den Heeren Napoleons fliehend, im Jahre 1808 in der Bucht von Rio de Janeiro gelandet und hatte im Dekret vom 15. Dezember 1815 die Kolonie Brasilien zu einem integrierenden Teil der portugiesischen Monarchie mit dem Titel eines Königreichs erklärt.

Infolge der Gegensätze der brasilianischen Bevölkerung zu den vom König bevorzugten Portugiesen, die nun in Mengen ins Land gezogen wurden, kam es zu einem Aufstande. Das Volk verlangte ungestüm nach einer Konstitution, und sein Unwille gegen den König und die Portugiesen wurde zu hellen Flammen entfacht, derart, daß Johann VI. das Land wieder verließ und nach Portugal zurückkehrte. Die Regentschaft übertrug er seinem Sohne, dem Kronprinzen Dom Pedro.

Nur zu bald stellte sich dieser an die Spitze der Unabhängigkeitsbewegung und trotzte den aus Lissabon kommenden Befehlen zur sofortigen Rückkehr. Bei Ipiranga (São Paulo) erklärte er schließlich der ihm zujubelnden Volksmenge am 7. September 1822: „Independencia ou morte!" (Unabhängigkeit oder Tod!), riß die portugiesische Kokarde ab und ließ sie durch eine grün-gelbe Binde, das spätere Nationalabzeichen der Brasilianer, ersetzen. Bereits am 1. Dezember 1822 fand in Rio de Janeiro die Krönung Dom Pedros zum Kaiser von Brasilien statt.

Indessen auch unter diesem Kaisertum wurde kaum eine innere Umwandlung geschaffen. Die stark mit Negerelementen gemischte Bevölkerung war noch lange nicht zum Selbstbewußtsein erwacht, noch lange nicht reif zum selbständigen

Schaffen. Aus dem traumhaften Dämmerschlaf wurden Land und Volk erst durch ein späteres Ereignis von größter Tragweite emporgerüttelt.

Schon anfangs der siebziger Jahre hatte man sich in leitenden Kreisen mit dem Gedanken getragen, allmählich die noch herrschende Sklaverei abzuschaffen. Da, im Jahre 1888, benutzte die stellvertretende Regentin Isabella, geblendet von ehrgeizigen, ruhmsüchtigen Bestrebungen, ihre Vollmacht, um plötzlich durch Beschluß vom 13. Mai die Sklavenbefreiung zu proklamieren!

Das Ergebnis war leider das Gegenteil von dem, was beabsichtigt war; die Folgen dieser „Tat" wirkten geradezu umwälzend. Wie ein betäubender Donnerschlag hatte der kaiserliche Erlaß in das gesamte Wirtschaftsleben eingeschlagen. Handel und Verkehr stockten, die Betriebe der Landwirtschaft standen still; die Ernten der Kaffee- und Zuckerplantagen konnten nicht eingebracht werden, Fabriken und Maschinen hörten auf zu arbeiten. Denn die bisher billigen Arbeitskräfte der Sklaven verschwanden mit dem jähen Wechsel; die Sklaven wurden frei und spotteten ihrer früheren Herren. Unendliche Verluste an Kapital und Arbeit ließen das ganze wirtschaftliche Leben versumpfen; die gesamten Daseinsbedingungen eines ganzen Staates waren in Frage gestellt, ohne daß man irgendwie Vorbereitungen für einen solchen Umschwung getroffen hätte. Da wuchs der Unwille im Volke gewaltig; es gärte in allen Schichten; überall im ganzen Lande Unzufriedenheit gegen das Kaiserhaus, das ja alles Unheil durch einen verfehlten, falsch angebrachten Idealismus verschuldet hatte. Es bildete sich eine Revolutionspartei, die an Macht und Einfluß von Tag zu Tag zunahm, bis sie am 15. November 1889 den Kaiser Dom Pedro ohne Blutvergießen zur Abdankung und zum sofortigen Verlassen des Landes nötigte. Die Republik war proklamiert.

Mögen auch von jetzt ab innere Intrigen, ehrgeizige Pläne

einzelner, Unruhe und Revolten hier und da die Entwicklung der Verhältnisse hemmend beeinflußt haben, sicher ist, daß nun erst, nach Loslösung vom portugiesischen Fürstenhause und nach der Aufhebung der Sklaverei, der selbständige Charakter des Landes in wirtschaftlicher Hinsicht ganz allmählich hervortrat; man lernte nun notgedrungen den Wert menschlicher Arbeit anerkennen und schätzen.

* * *

Wie Nordamerika, so erstreckt sich auch der südamerikanische Weltteil über verschiedene Breitengrade, über die Tropen hinweg bis hinab zur kalten Zone und umfaßt infolgedessen alle Klimate und Produktionsbedingungen, und ähnlich wie dort, setzt sich auch die Bevölkerung Südamerikas aus fast allen Nationen der Welt zusammen, mit ihren eigenen Lebensanschauungen, Gewohnheiten und Bedürfnissen.

Aus der Mischung der eingeborenen Indianerbevölkerung mit den „Conquistadores“ und ihren beutegierigen Horden entstanden die sogenannten „Gauchos“ und ihre kreolischen Nachkommen, deren natürliche Veranlagung, wie bei jedem Mestizenvolk, sie nur die schlechten Eigenschaften ihrer Eltern annehmen ließ: unbesieglichen Hang zum Nichtstun und zu einem im Lande umherschweifenden Leben, dazu hohlen Dünkel und Stolz. Halbverwildert, geächtet vom eigenen Volksstamm und ledig jeder Zucht und Sitte, verachtet von den Weißen und als minderwertige Kreaturen betrachtet, bildeten sie sich bei dem gewaltigen Viehreichtum des Landes zu äußerst gewandten Reitern und Jägern heran, lebten von Diebstahl und Raub und lagen bei ihrem nomadisierenden Leben beständig in Streit mit den Indianern wegen der Jagd- und Weidegründe.

Später hatten sich die Beamten, Gouverneure, Offiziere und deren Sippen ungeheure Strecken unkultivierten Bodens angeeignet, sei es durch Vertreibung, sei es durch brutale

Vernichtung der früheren Bewohner, und überließen die fast unbegrenzten Latifundien ihrer im Lande bleibenden vielköpfigen kreolischen Nachkommenschaft. Aus dieser entwickelte sich mit der Zeit eine Art Feudalaristokratie, die in den Gauchos eine freiwillige natürliche Gefolgschaft fand. Daß jene Feudalherren auf ihrem unbegrenzten Besitz, bei einer kraftlosen Regierung und den gewaltigen Entfernungen von deren Sitz allmählich zu unumschränkten Gebietern wurden, die da zügellos schalteten und walteten, wie sie wollten, ist erklärlich. Aus ihnen gingen die Caudillos, die Parteiführer, hervor, die als Generäle mit ihren halbwilden Gauchoscharen z. B. in den blutigen Freiheitskämpfen oft den Ausschlag gegeben haben. Leider aber waren es auch jene nach Besitz und Macht strebenden Caudillos, die das eigene Land in die fürchterlichen inneren Revolutionskämpfe und blutigen Wirren stürzten, welche die nachfolgenden Jahrzehnte ausfüllten. Heute hingegen hat diese „Gauchokratie" ihre Bedeutung im Lande längst verloren; nur hier und da explodiert wohl noch die „Energie" eines unruhigen Geistes, verpufft aber bald in eitel Rauch, und die Alte Welt, die die maßgebenden Verhältnisse gar nicht zu beurteilen weiß, spricht dann mit Grausen von einer „Revolution!"

Das Volk ist eben seßhafter geworden; von der Viehzucht ist es mehr und mehr zum Ackerbau übergegangen; dazu kam die Einwanderung europäischer Elemente und ihr großer Einfluß. Das alles trug dazu bei, in Südamerika stabilere Verhältnisse zu schaffen und dort überall einen gewaltigen Aufschwung im Wirtschaftsleben herbeizuführen.

In den nördlichen Teilen Südamerikas, insonderheit in Brasilien, trat zu den indianischen Eingeborenen die Negerrasse. Durch ihre Einfuhr als Sklavenmaterial wurde der Bevölkerung ein Element indolenter und niedrigster Stufe zugeleitet.

Auch im heutigen Brasilien saßen an der Küste und längs

der fahrbaren Ströme die portugiesischen Eroberer, Beamte, Soldaten, Priester und dergleichen, die sich mit den Indianern kreuzten. Auch hier bildeten sich allmählich Feudalherren heraus, die sogenannten Kampbarone, die zum „Wohl des Landes", meistens aber nur zum eigenen Vorteil, begierig nach Macht und Reichtum, die Masse leiteten.

So hatte sich in Südamerika im Laufe der Jahrhunderte eine mehr und mehr sich ausgleichende Mischung der weißen, roten und schwarzen Rasse vollzogen derart, daß heute im Norden, wie z. B. in Brasilien, der Gesamtbevölkerung etwa 80 bis 90 Prozent farbiges Blut, zum größten Teil Negerblut, beigemischt sind, daß dieser Prozentsatz desto geringer wird, je weiter man nach Süden kommt und sich in der Nähe der Küste hält, und daß er schließlich in Argentinien fast gänzlich verschwindet. So findet man denn schon auf den ersten Blick, daß im Norden und Osten des Kontinents in der Bevölkerung bei aller Mannigfaltigkeit der Kreuzung der Negertypus vorherrscht, weiter südwärts und insbesondere im Innern des Landes, wie z. B. in Paraguay, Bolivien und in allen Gegenden in und an den Kordilleren, der Indianertypus, während noch weiter nach Süden, im Innern sowohl wie namentlich längs den Küsten, der Typus der weißen Rasse dominiert. Letzteres trifft in erster Linie für Argentinien und teilweise für Chile zu, die dadurch im großen Gegensatz zu Brasilien stehen. Hier zeigt nämlich das ganze Volksleben infolge seiner Zusammensetzung, seiner historischen Entwicklung und infolge des Klimas und der Bodenverhältnisse ein noch unfertiges Gemenge, etwas unsicher Tastendes, dagegen dort weiter im Süden des ausgedehnten Erdteils eine etwas mehr abgeklärte Mischung, die, wenn auch hier und da noch Gärungsblasen auftauchen, doch schon zum Fertigwerden hinneigt und bereits typische Merkmale hierfür aufweist.

Generationen, ja, Jahrhunderte hindurch hat solche Rassenmischung in Südamerika stattgefunden, die, allmählich die

krassen Gegensätze ausgleichend, mehr und mehr nivellierend und unzählige Zwischenstufen schaffend, zur harmonischen Einheitlichkeit und ruhigen Geschlossenheit eines besonderen, allgemeinen Typus führen muß. Wie Nordamerika seinen besonderen Yankeetyp sich gebildet hat, so wird auch in Südamerika einst aus dem gewaltigen Völkergemisch ein eigener Rassetypus hervorgehen, der durch Anpassung und Vererbung und begünstigt durch hervorragende Klima- und Bodenverhältnisse die charakteristischen Merkmale einer herrschenden Rasse an sich trägt.

Die Mischung des spanischen und portugiesischen Blutes mit dem anderer Völker: Italiener, Franzosen usw., vor allem aber mit germanischem Blut, mit Angelsachsen, Schweizern, Deutschen, Österreichern, Skandinaviern und anderen, sie muß in dem neuen Lande, dort, wo ein so ausgezeichnetes Klima und vorzügliche natürliche Grundbedingungen gegeben sind, ein Volk hervorbringen, das die besten Charaktereigenschaften der genannten Nationen in sich vereinigt. Der Einfluß und die energische Arbeit europäischen Unternehmungsgeistes zumal konnten gerade hier im Verein mit den vorhandenen natürlichen Vorzügen und Anlagen jene rapide Entwicklung von Land und Volk bewirken, über die das alte Europa staunen muß. Und auch nur auf solchen äußerst günstigen Grundlagen konnten dort die Anfänge eines großen Kulturlebens geschaffen werden, das sich an individueller Kraft und Selbständigkeit herrlich entwickeln wird. Dies Kulturleben wird sich um so reicher entfalten, je mehr Kapital und Arbeit aus Europa in das Land einströmen, je mehr Handel und Verkehr die allgemeine Wohlhabenheit heben, die Bildung eines bäuerlichen und gewerblichen Mittelstandes fortschreiten lassen. Diejenige Nation aber, die sich am meisten tätig, helfend und fördernd an diesem Werdegang beteiligt, wird sicherlich auch den größten Anteil an dem Nutzen aus jener großartigen Entwicklung ziehen, und da drängt sich un-




Junge Brasilianerinnen aus Uruguayana.



Kolonie Ijuhy.



willkürlich die Frage auf: Wird das deutsche Volk hierbei eine führende Rolle spielen? Wird es einsehen, ehe es zu spät ist, daß hier auf dem südamerikanischen Erdteil ein Stück seiner Zukunft liegt?

* * *

Das Romanentum Südamerikas hat bisher herzlich wenig kulturschöpferische Arbeit gezeigt, ja, es ist augenfällig, daß nur dort etwas Hervorragendes geleistet worden und ein Wirtschafts- und Kulturfortschritt nur dort zu verzeichnen ist, wo das hinströmende germanische Element seinen wohltuenden Einfluß ausüben konnte, nicht zerstörend, sondern schaffend und aufbauend. Die südlichen Staaten Brasiliens, das südliche Chile und Argentinien beweisen das deutlich.

Mehr und mehr macht sich in einsichtigen Kreisen trotz allen Widerstrebens die Forderung nach großer Zufuhr germanischen Blutes geltend. Germanische Einwanderung dorthin, wo die Rasse nicht, wie es in heißen Tropenländern der Fall ist, degeneriert, gilt heute als das Heilmittel gegen wirtschaftliche und politische Krankheiten. Und auch nur mit germanischer Einwanderung kann sich ein Land zu jener Höhe aufschwingen, auf der es stehen muß, um im Wettbewerb mit den nachbarlichen Konkurrenten und dem jäh emporstrebenden Yankee nicht zurückzubleiben. Man sehe Argentinien an. Wenn man bedenkt, daß unter den germanischen Völkern gerade dem deutschen die Vorherrschaft auf dem Gebiete des Handels und noch mehr auf dem der Industrie, der großen mechanischen Kraft der modernen Zeit, bestimmt zufallen wird, daß Deutschland hierin sowohl Frankreich als auch England in Qualität und Quantität binnen kurzem überflügeln wird, dann weist dies schon von selbst auf eine notwendige Betätigung auf über-

seeischem Gebiete hin; dann müssen und werden sicherlich auch in jenem Neuland die Naturgaben unseres Volkes triumphieren, die jetzt schon als seine hervorragendsten bezeichnet werden dürfen: Arbeitsamkeit, Methode und Genauigkeit, Ruhe und zähe Ausdauer.

* * *

Seit der Morgendämmerung der Menschheit ist das Einzelindividuum stetig aufwärts gestiegen, und auf jeder Entwicklungsstufe erweiterten sich sein Horizont, sein Verstand und Gemüt. Der Mensch lernte allmählich seine Zugehörigkeit zu einem Ganzen erkennen und fühlte sich als Teil eines größeren und edleren Organismus; erst als Mitglied einer Familie und Sippe; dann wurde er Stammesgenosse und Angehöriger eines Volkes. Dunkle und unbestimmte Ahnungen einer natürlichen Zusammengehörigkeit verwandter Stämme führten zum nationalen Gedanken, zum Nationalitätsprinzip, das heute zum leitenden Motiv in der politischen Gestaltung der Welt geworden sit. Aber die Weiterentwicklung ist unaufhaltsam; lautlos und geheimnisvoll vollzieht sich die Umgestaltung, und nach Generationen wird der nationale Gedanke von der Idee der Rassenvereinigung überflügelt werden. Ohne Initiative der oberen Kreise, ja, vielfach ihnen zum Trotze, wie einem natürlichen Triebe folgend, werden sich die Nationen der zivilisierten Welt in große Völkergruppen oder Rassen ordnen. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit kommt den Völkern bereits mehr und mehr zum Bewußtsein, und der Tag wird nahen, in welchem die Rassenidee zur alles beherrschenden Triebkraft herangereift sein wird. Dann verblaßt der Begriff des heutigen „Patriotismus", der ohnehin schon hier und da nur durch künstliches Mauerwerk gestützt ist; sein Vaterland will größer sein! Dann wird der Riesenkampf mächtiger Völkergruppen um die wirkliche Weltherrschaft beginnen!

Wem wird in dieser zukünftigen Bewegung die Führung zufallen? Jedenfalls hier, wie auch immer bisher im Weltengange, denjenigen, die mit weitausschauenden Blicken die tiefgehende Strömung und ihre Richtung erkannten und sich mit ihr ganz identifizierten.

Enge Grenzen bedingen enge Menschen. Daher beizeiten hinaus über die See! Unsere Zukunft liegt jenseits des Ozeans, dort, wo gerade die germanische Rasse natürliche Existenzbedingungen findet. Dort steht der eigenen Entwicklung und dem Fortschritt nichts entgegen; alles kann sich frei entfalten und auf gerader Bahn voranstürmen; denn Freiheit ist eben notwendig zum Aufbau und Emporblühen der Völker.

Lange genug ist der Deutsche für andere nichts als Kulturdünger gewesen; das riesige Anwachsen der britischen Macht auf dem Erdenrund ist ja tatsächlich zum großen Teil deutschen Kolonisten zu verdanken. Dagegen hat die deutsche Nation bisher noch so gut wie gar kein geeignetes Land erworben, um ihre überschüssige Bevölkerung abzusetzen und deutscher Sprache und Sitte außerhalb des Reiches eine dauernde Heimat zu geben zur Kräftigung des eigenen Wohlstandes, zur Hebung der eigenen Macht und Größe!

Es ist erstaunlich, daß noch keine maßgebende Person, sei es Staatsmann, sei es Kapitalist oder Großunternehmer, die Wichtigkeit Südamerikas, insbesondere seiner in gemäßigter Zone gelegenen Länder, für deutsche Interessen, deutsche Wirtschafts- und Auswanderungspolitik erfaßt hat! Während gerade diese Länder für die Expansion aller wirtschaftlichen Kräfte des deutschen Volkes die besten Chancen bieten, leiden sie alle unter der falschen Vorstellung, die man sich in Deutschland von dortigen Zuständen macht. Leider ist es Tatsache, daß die öffentliche Meinung unserer Heimat sich sehr wenig um jene

Gebiete des gewaltigen Erdteils kümmert, daß eben dieser Mangel an Interesse, der einer erschreckenden Unkenntnis entstammt, das schwerste Hindernis deutscher Unternehmungen auf südamerikanischem Boden ist. Noch mancher Aufklärungsdienst muß da geleistet werden!

Indessen viel Zeit darf der Sohn Germanias nicht mehr verlieren; sonst ist auch jene aussichtsreiche südamerikanische Welt eines Tages wirtschaftlich fortgegeben. Wenn aber die Deutschen, und namentlich ihre in politischer und kommerzieller Hinsicht maßgebenden Kreise endlich einsehen lernen, daß von allen überseeischen Ländern Südamerika der deutschen Volkswirtschaft am meisten zu bieten hat, mehr als unsere eigenen Kolonien und mehr als englische und fremdländische Besitzungen, wenn staatsmännische Klugheit, von einem höheren Gesichtspunkt aus geleitet als bisher, energisch das Versäumte gutzumachen bestrebt sein wird und, klaren Blickes weit in die Zukunft sehend, unseren Bevölkerungsüberschuß, d. h. die Auswanderung, dahin leitet, wo sie dem Deutschtum erhalten bleibt und dem Vaterlande Nutzen bringt: dann kann und wird sich auch das deutsche Volk zu einer wahrhaften Großmacht ersten Ranges entfalten.

Wer mit Verständnis und aufmerksamem Blick die wirtschaftliche Entwicklung der wichtigeren Republiken Südamerikas verfolgt hat, insonderheit aber derjenige, der die Landesverhältnisse aus eigener Anschauung kennt, muß zur Überzeugung kommen, daß dort die aussichtsreichsten Gebiete nicht nur für unseren Handel, sondern auch für die Anlage großer Kapitalien vorhanden sind.

Und gerade hierfür und für deutsche Siedlung übersee hat das gewaltige Brasilien bisher wohl das größte Interesse beansprucht, da namentlich in seinen Südstaaten gleichsam ein kompaktes Zentrum südamerikanischen Deutschtums auf brasilianischem Boden bereits seit Generationen erwachsen ist.

Ungefähr 350 000 Deutsche und Deutschsprechende wohnen heute in Brasilien, dagegen in allen unseren deutschen Kolonien insgesamt nur zirka 6000, sage und schreibe: sechstausend, und zwar in

| | | | |
|---|---|---|---|
| Togo | 216 | im Jahre | 1905 |
| Kamerun | 738 | „ „ | 1905 |
| Deutsch-Südwestafrika | 2300 | „ „ | 1903 |
| Deutsch-Ostafrika | 1324 | „ „ | 1905 |
| Neu-Guinea mit Karolinen | 417 | „ „ | 1905 |
| Palau- und Marianen-, Samoa- und Marschall-Inseln | 278 | „ „ | 1905 |

In einem Lande aber wie Brasilien, in dem zirka 350 000 Deutsche und Deutschsprechende zum größten Teil in festen Niederlassungen leben und sich ihr angestammtes Deutschtum mit allen Kräften erhalten haben, müssen sich für unsere Handels- und Auswanderungspolitik ganz besonders günstige Aussichten bieten.

Was Brasilien diesem Deutschtum zu verdanken hat, wird heute auch rückhaltlos anerkannt. Welche bedeutende Rolle spielt allein die Menge großer deutscher Handelshäuser im brasilianischen Außenhandel! Sie vermitteln reichlich ein Drittel des gesamten brasilianischen Kaffee-Exports, wenngleich sie sich in harter Konkurrenz mit fremden Nationen, mit Nordamerika, England, Frankreich, Belgien, Spanien, Holland usw., befinden. Die kleineren Firmen, Agenturen und Ladengeschäfte, wie es deren eine große Anzahl gibt, so z. B. in São Paulo allein 50, in Porto Alegre 16, sind in der Zahl der großen Handelshäuser noch gar nicht einbegriffen. Auch sie nehmen im brasilianischen Handel eine wenn nicht gerade führende, so doch äußerst geachtete Stellung ein.

Für die in den deutschen Handlungshäusern und durch sie arbeitenden Kapitalien und Kredite ist die Summe von einer halben Milliarde Mark nicht zu hoch bemessen. Filialen

der in Hamburg domizilierten Brasilianischen Bank für Deutschland bestehen in Rio de Janeiro, São Paulo, Santos und Porto Alegre. Von deutschem Grundbesitz nachgewiesen werden etwa 55 Millionen Mark. Der Fläche nach sehr erheblich sind besonders die Erwerbungen der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft. In industriellen Anlagen arbeiten bereits bis 40 Millionen deutschen Kapitals, besonders in Tabakfabriken, Mühlen verschiedener Art, Ziegeleien, Webereien, Spinnereien usw. Trotz der ungünstigen Verhältnisse des Kaffeemarktes ist eine Steigerung der deutschen Interessen um mehr als 80 Millionen Mark zu erkennen. Schätzungsweise beläuft sich die Gesamtsumme deutscher Kapitalsinteressen in Brasilien auf 500 bis 700 Millionen Mark. Allerdings reicht diese Ziffer lange nicht an die englischen und französischen Summen heran, die hier in den verschiedensten Zweigen des Wirtschaftslebens sich betätigen ohne jene Zaghaftigkeit, die dem deutschen Kapital eigen ist.

Die Zahl der nach Brasilien ausgewanderten Deutschen hat im Zeitraum 1855 bis 1901 rund 80 000 bis 90 000 betragen; im Zeitraum 1871 bis 1903 waren es zirka 54 000. Im Jahre 1890 erreichte diese deutsche Auswanderung mit 4148 Köpfen ihren Höhepunkt und sank dann langsam 1895 auf 1405, 1901 auf sogar 816, betrug 1903 wieder 903 und 1904 nur 563, während nach den Vereinigten Staaten allein 1903 36 649 und 1904 26 085 Deutsche auswanderten. In den früheren Jahren rekrutierten sich die Auswanderer überwiegend aus Landarbeitern und Bauern, meistens aus Pommern und dem Rheinland, die sich in dem neuen Lande eine eigene Scholle erwerben wollten. Heute liefern die deutschen Großstädte den Hauptbestandteil.

Wie ich schon des öfteren betonte, wird die außerordentliche Bedeutung Südamerikas und seiner wichtigsten Staaten, wie z. B. Brasiliens, für unsere Volkswirtschaft noch viel zu wenig gewürdigt.

Und sie kann nicht entsprechend gewürdigt werden, weil die Unkenntnis der Verhältnisse, die erstaunliche Unwissenheit im großen Publikum von jenen Ländern und Völkern nur ein bedauerlich geringes Interesse emporkeimen lassen. Nur eine weitere Aufklärung deutscher Kreise, ein Bekanntmachen nicht nur der Gebildeten, sondern der breiteren Volksschichten mit den südamerikanischen Produktionsgebieten und deren Bodenreichtümern, kurz: mit den allgemeinen und besonderen wirtschaftlichen Verhältnissen von Land und Volk, können uns bei dem wachgewordenen Wettbewerb um Südamerika dem Ziele näher führen. Denn unzweifelhaft wird hierbei nur derjenige einen Vorsprung vor dem anderen behaupten, der am besten orientiert ist.



Setzmaschinensatz und Druck der Deutschen Buch- und Kunstdruckerei,
G. m. b. H., Zossen—Berlin SW. 11.

Von Kapitän **Dr. W. Vallentin** erschienen in demselben Verlag:

## Ein unerschlossenes Kulturland. Néuquén und Rio Negro (Argentinien)

von Kapitän **Dr. W. Vallentin.**

Mit 47 Illustrationen nach photographischen Originalaufnahmen. 229 Seiten. Preis brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Vallentin versteht es meisterhaft, seine scharfen Beobachtungen und ernsten Studien in ansprechender gefälliger Form und frischer flotter Schreibweise dem Leser darzubieten. Er ist ein Meister in der landschaftlichen Schilderung; er gibt feingefühlte Stimmungsbilder, welche die Lektüre des Buches zu einer wohltuenden, genußreichen machen.

(Petermanns Geogr. Mitteilungen 1909, Heft V.)

Wir haben in diesen Blättern die früheren Reisewerke des Verfassers, seine ebenso nach der pittoresken wie nach der wirtschaftspolitischen Seite hin sehr fesselnden Skizzen aus den nördlichen Territorien von Patagonien sowie aus Paraguay ausführlich besprochen. Das Urteil, welches wir abgaben, daß nämlich Dr. Vallentin als Reisender wie als Schriftsteller **im Dienste einer wichtigen nationalen Idee stehe,** erfährt nun durch das vorliegende Buch weitere Bestätigung. Es wird überall mit lebhaftem Interesse gelesen werden, und zwar mit um so größerem, als das Werk auch nach der landschaftlichen, ethnographischen und nicht zumindest nach der literarischen Seite hin Zeugnis davon gibt, daß **ein Berufener** es geschrieben hat.

(Neues Wiener Tageblatt.)

## Chubut, Im Sattel durch Kordillere und Pampa Mittelpatagoniens (Argentinien)

von Kapitän **Dr. W. Vallentin.**

Mit 47 Illustrationen nach photographischen Originalaufnahmen. 228 Seiten. Preis brosch. M. 5.—, eleg. geb. M. 6.—.

In fesselnder Sprache, schlicht und fließend schildert Vallentin das Land und seine Bewohner. Es ist wohl das **erste Mal,** daß eine populär-wissenschaftliche Darstellung aus **eigener Anschauung** über das bisher fast unbekannte Territorium Chubut gegeben worden ist, das wert zu sein scheint, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. (New Yorker Staatsztg.)

Der Verfasser kennt bereits Neuguinea, Kamerun, Südafrika, Brasilien etc. Sein Blick ist vor Einseitigkeit geschützt. Auch ist er nicht bloß ein Theoretiker, sondern ein Praktiker. Vallentin schreibt viel von Landwirtschaft, von Geologie und Meteorologie und Handel. Viel ethnologische Beobachtungen, zoologische und jagdliche Nachrichten, Volkstradition, somatische Anthropologie verschiedener Indianerstämme wie der Mapuche und der Tehuelchen, Verkehrsfragen; endlich Politik und Geschichte, dabei sehr wertvolle und zum Teil völlig neue Beobachtungen über die Verteilung der einzelnen Nationalitäten in Südargentinien. So hat meines Wissens noch niemand die merkwürdige Geschichte der Siedler von Wales dargestellt. Besonders der Stil des Buches ist spritzig wie der Wein der oberen Mosel und zeugt von frischer Anschauung, vom Blick des Malers. (Der Tag, Berlin.)

# Paraguay, das Land der Guaranis

von Kapitän Dr. W. Vallentin.

Mit 38 Illustrationen nach photographischen Originalaufnahmen. 323 Seiten. Preis brosch. M. 6.—, eleg. geb. M. 7.—.

Der bekannte Forschungsreisende und Schriftsteller Kapitän Dr. Vallentin schildert die wirtschaftlichen Verhältnisse Paraguays in lebendiger Sprache. Vallentin weist auf den großen wirtschaftlichen Wert des alten Kulturlandes Paraguay hin, das einst bestimmt war, die kulturelle Führung auf dem südamerikanischen Kontinent zu übernehmen. Im Sattel hat der Forscher das Land bereist, erst den Osten, das alte Missionsgebiet, dann den Norden bis hinauf nach Matto Grosso, den Westen, einen Teil des Chaco usw., und überall hat er scharf beobachtet, unermüdlich gearbeitet. Geographie und Geologie, Klima, Pflanzen- und Tierwelt, Ackerbau, Viehzucht, Handel und Verkehr, Industrie, ethnologische Studien, Sagen und Überlieferungen der Indianerbevölkerung, Geschichte und Politik, namentlich die so wenig bekannte Kulturtätigkeit der Jesuiten unter den Guaranis vor einigen Jahrhunderten, auf allen diesen Gebieten hat er lehrreiches Material zusammengetragen, das dazu geeignet ist, verkehrte Anschauungen über die Bewertung Paraguays zu zerstören und die Aufmerksamkeit deutscher Kapitalisten und Wirtschaftspolitiker auf dieses Gebiet zu lenken.
(Fränkischer Kurier.)

Zum zweitenmal wendet sich der unermüdliche Durchforscher dieses der deutschen Aufmerksamkeit dunkelsten Erdteils dringend und mahnend an die Nation. Diesmal zeigt er in einem relativ kleinen Lande noch eindrucksvoller, welche Königreiche der Zukunft der südamerikanische Erdteil noch zu vergeben hat. Wer Vallentins Buch liest, wird kaum mehr die hochmütige Geringschätzung verstehen, mit der man bei uns noch heute auf das amerikanische Südland blickt. (Berliner Tageblatt.)

---

# Argentinien und seine wirtschaftliche Bedeutung für Deutschland

von Kapitän Dr. W. Vallentin.

47 Seiten. Preis 40 Pfg.

Dr. Vallentin schildert die Vorzüge der geographischen Lage des Landes, des günstigen, äußerst gesunden Klimas; die allgemeine Bodengestaltung, das herrliche Kordillerengebirge, die gewaltige Pampa, das zukunftsreiche, leider noch so unbekannte Patagonien, das namentlich für die germanische Rasse alle Vorteile einer wirtschaftlichen Entwicklung biete.
(Berliner Börsen-Zeitung.)






UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 108 918 4
ACHILLES TAYLOR,
Stationer,

